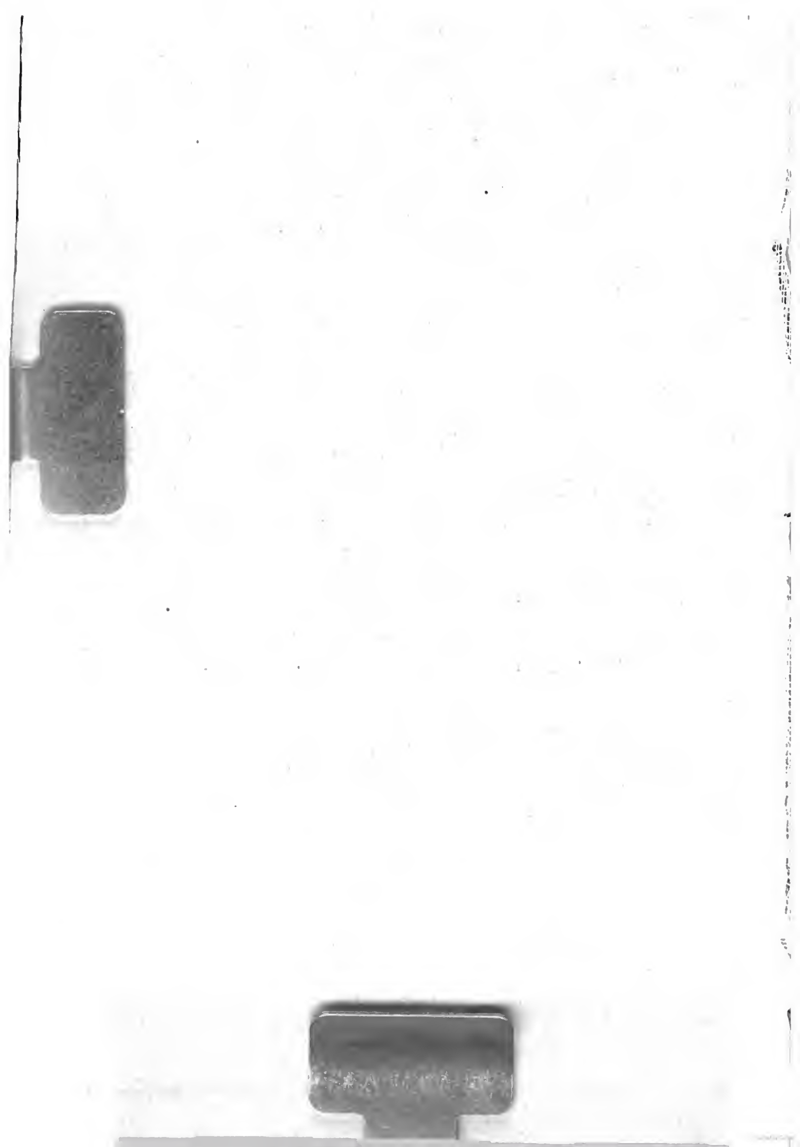
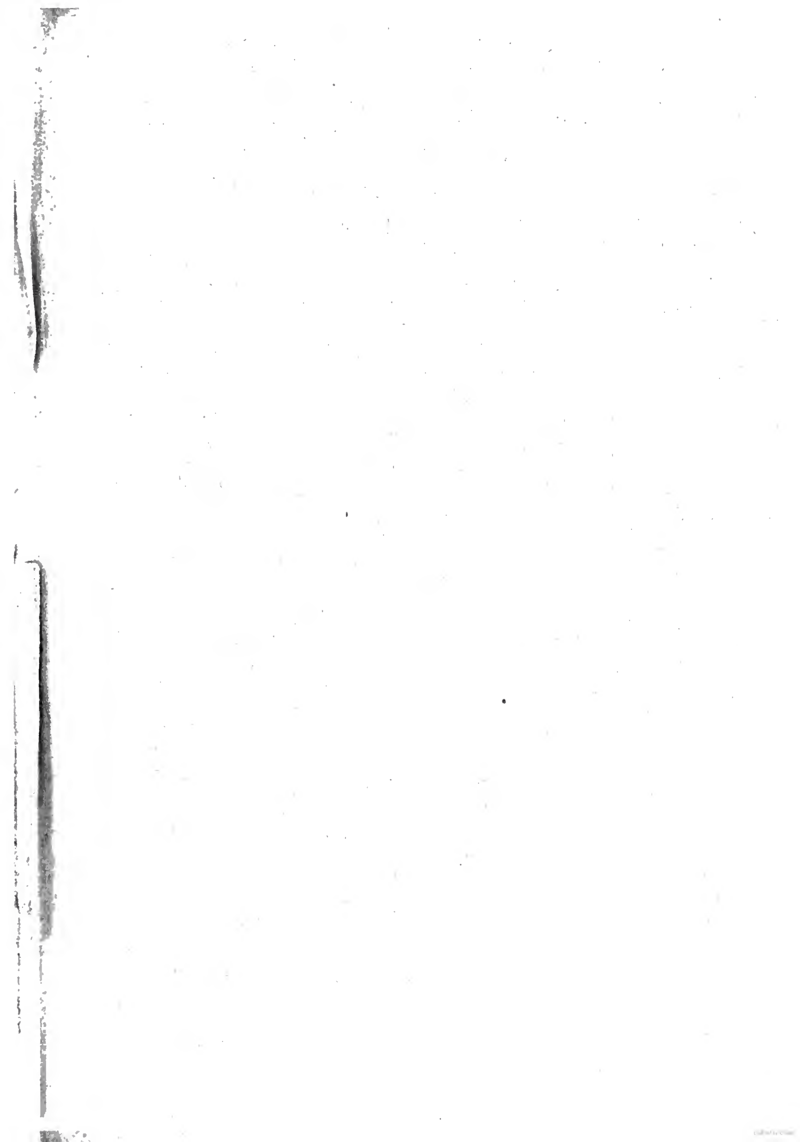








Jahrbücher

der

Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

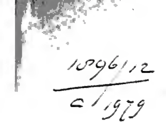
zu Erfurt.



Neue Folge. — Heft VI.

Erfurt 1870.
Verlag von Carl Villaret.





Jahrbücher

der

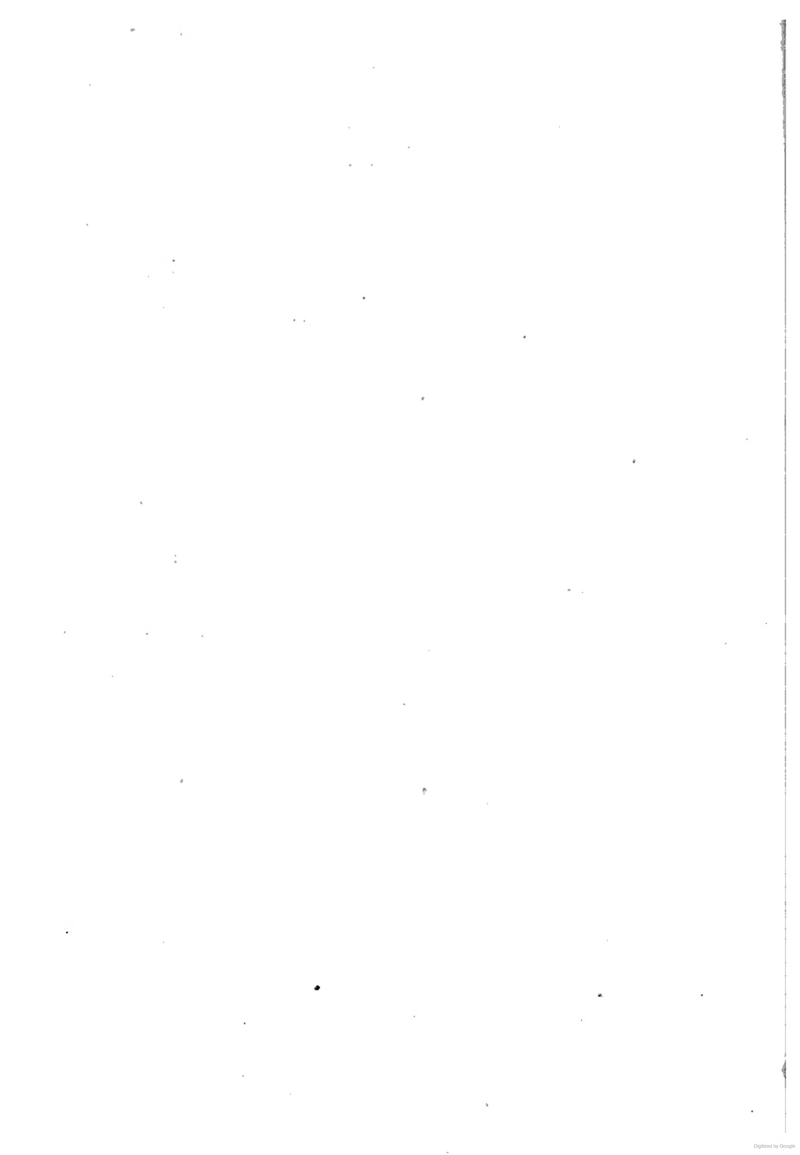
Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.



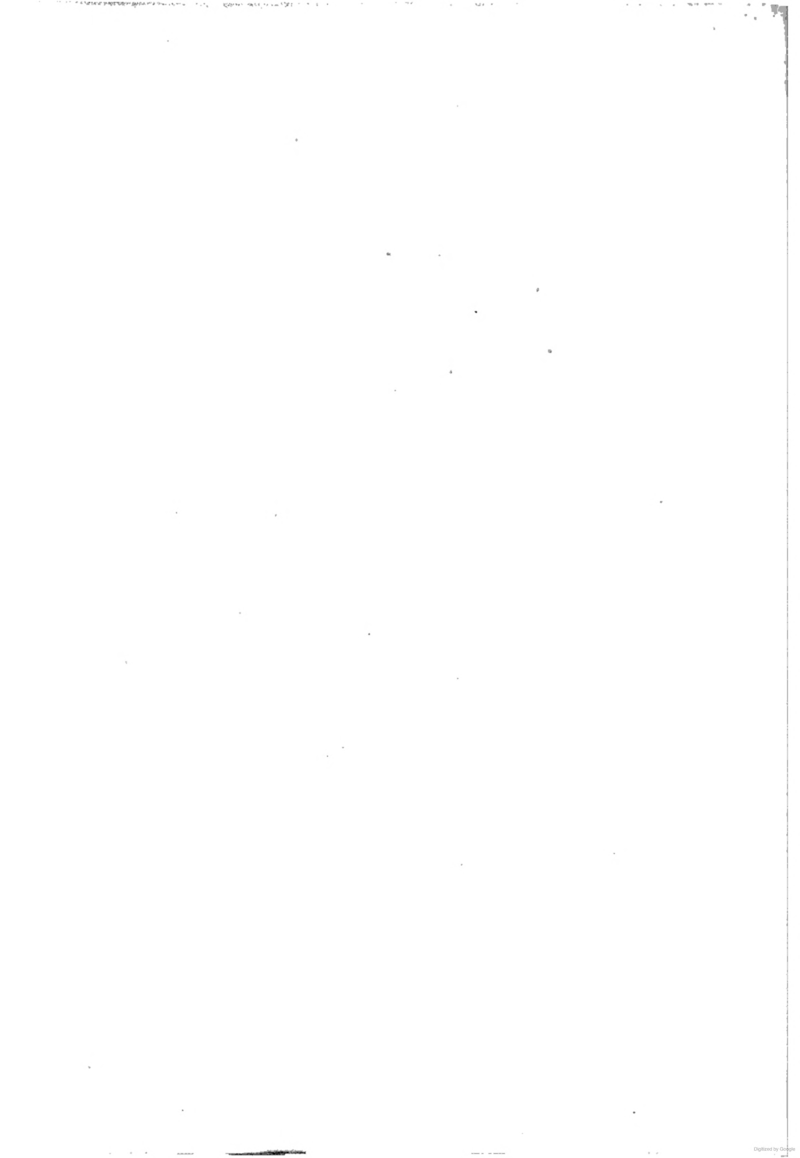
Neue Folge. — Heft VI.

Erfurt 1870.
Verlag von Carl Villaret.



[227]

Inhalt.



Entomologische Notizen

aus dem Tagebuche des zu Madagascar verstorbenen Herrn **Tollin**.

Am 22. Mai 1862 angelangt zu Tamatave. Am 1. Juni Urania Riphaeus, doch sehr lädirt durch einen Knaben gebracht; zwei Arten kleiner Fulgorinen, später noch zwei; ein grosser schwarzer Papilio mit grüner Binde. Am 5. Juni zwei Arten grosser Pap. zwischen Rohr. Am 10. Juni in Foulpointe angelangt. Am 16. Juni ward ein Zelt im Walde aufgeschlagen; einige sonderbare Fulgorinen; gegen Abend Urania Riphaeus gesehen. Am 17. Juni kam Urania Riphaeus dreimal in die Nähe des Zeltes, ohne sie fangen zu können. Nachmittags bei einer Excursion zwei prächtige Agrionien einer metallisch grün glänzenden Art, nicht blos der Leib, sondern auch die Flügel; zwei Käfer, von denen der eine ein schöner Buprestis, der andere klein; zwei Lepidopteren, eine Cicade und eine Fliege. Am 20. Juni zwei mir bisher nech nicht vorgekommene mittelgrosse Diurna, wovon der eine eine sonderbare äusserst elegante Flügelform zeigte, nämlich die Spitze der Vorderflügel lang hakenförmig ausgezogen, sowie die Hinterflügel, da, wo sie an den Leib anliegen, lang schwanzförmig ausgezogen, Flügel braun, neben den Vorderrand eine gelbliche Querbinde; ferner einige Cicadellinen und Fulgorinen. Am 21. Juni drei Exemplare eines sonderbaren Rüsselkäfers, einige prächtige Fulgorinen und eine schön rothe Cicadelline mit zwei weisslichen blauen gebogenen Streifen auf jedem Elytron; zwei sonderbare Fliegen; Auffindung derselben Spanner-Raupe wie bei Vohidotra; vergebliche Jagd auf Urania Riphaeus und einige andere Diurna. Am 22. Juni viel Regen, mehrere Landschnecken und drei Cicadinen. Am

23. Juni kleine Excursion, einige Cicaden, Fliegen, Landschnecken. Am 27. Juni einige zwanzig Exemplare einer wunderniedlichen Fulgorine mit jedes für sich fast stielartig zusammengefaltetem langem Elytron an einem schilfartigen breiten und sehr grossen, an den Seiten mit Stacheln sägeförmig besetzten Sumpfgewächs (Pandanus). Vom 29. Juni bis 1. Juli incl. mehr oder weniger Regen. Am 2. Juli Excursion zu den Gebüschen an der Küste; gefunden einige Cicadinen und gesehen eine grüne, etwa einen Zoll lange Fulgorine, deren Vertex die Gestalt einer Fulgora Candaria hatte, doch entwischte sie; ferner an den Büschen sechs Exemplare einer mir bis jetzt noch nicht vorgekommenen sehr kleinen Landschnecke. Vom 4. bis incl. den 7. Juli Regen. Am 8. Juli Regen, doch in einem Zwischenraume guten Wetters eine kleine Excursion; gefunden eine grosse Fulgorine mit gelblich rothen Vorderflügeln und violett schwarzen Hinterflügeln; gesehen Urania Riphaeus, ziemlich niedrig, einige kleine Cicaden und einige kleine Lepidoptera. Am 8. Juli Excursion: einige mir neue Cicadinen gefangen; gesehen ein zweites Exemplar der grossen Fulgora und Urania Riphaeus, so wie ein anderes grosses Lepidopteron mit geschwänzten Hinterflügeln, gelblich weiss, an den Rändern schwarz, sehr lädirt. Am 11. Juli Excursion: zwei kleine Landschnecken und eine schöne grosse blaue Buprestis. Am 12. und 13. Juli Regen. Am 14. Juli Excursion: zwei grosse Fulgorina unter anderen, gegen Abend Regen. Am 15. Juli eine Fulgorine und eine Fliege. Am 16. Juli Regen, finde aber nicht weit vom Hause im Sande ein zweites Exemplar der grossen Schnecke, wie bei Vohidotra. Am 17. Juli Excursion: zwei Exemplare eines grossen Tagschmetterlings, schwarz mit grossem weissem Fleck auf jedem Flügel, an den Rändern blau schillernd; ein Pap. Chrysippus, jedoch etwas von den africanischen verschieden; zwei Arten kleiner. Am 18. Juli ein Ichneumonide; ein grosser Tagschmetterling in den Schilfgegenden, braun; vier Exemplare einer kleinen Noctua, schwarz, roth und weiss. Am 19. Juli ein grosser Tagschmetterling, dunkelbraun, gegen den Rand eine gelblich weisse Binde, in den Schilfgegenden; ferner ein mittlerer, gelblich roth mit schwarzen Punkten; vier kleine Landschnecken. Am 20. Juli Regen. Am 21. Juli Excursion: ein grosser brauner Schmetterling; eine neue schöne Fulgorine und eine Species des

genus Fulgora? dann wunderschöne Cassida. Am 22. Juli zwei kleine Käfer. Am 23. Juli gegen Abend Regen. Am 24. Juli zwei Fulgorinen; drei kleine Coleopteren; sechs kleine Landschnecken; ein Lepidopteron; eine Chrysalis, lauchgrün, vorn mit vielen Zacken, die das Licht brechen fast wie Diamanten, am breiten Grunde derselben ein schmaler kupferglänzender Ring, sowie die Spitzen der Zacken kupfern, die Flügelscheiden durch zwei lange silberglänzende Flecken, der untere durch eine Kupferlinie begrenzt, eingeschlossen. Am 25. Juli zwei Puppen ausgekrochen; aus der einen Urania Riphaeus, doch ganz von den Ameisen gefressen; aus der anderen eine Geometrine, etwa fünf Zoll breit bei ausgespannten Flügeln, doch die eine Hälfte von den Ameisen gefressen; Vorderflügel violettbraun mit tieferen braunen Nüancen, gegen den Leib zu ein grüner metallisch glänzender Fleck, Hinterflügel schön gelb mit schwarzem breitem Saum, der sich nach der Mitte zu schnirkelförmig hineinzieht. Die Raupe von Urania Riphaeus fand ich an einem niedrigen jungen Bäumchen an schattiger feuchter Stelle im Walde; sie ist gelblich weiss mit feinen schwarzen, fast kleine Quadrate bildenden Strichelchen, gegen das Ende und gegen den Kopf zu schwarz, ferner mit langen dicken schwarzen, zerstreut stehenden Haaren bedeckt, die sich nach oben zu ovalförmig verbreitern; merkwürdig ist, dass sie sich einspinnt und nicht wie die Tagschmetterlinge im Allgemeinen sich aufhängt. Das Gespinnst ist schön, nicht ein kleines dichtes Gefüge wie bei den Spinnern, sondern ein Netz aus elegant gearbeiteten Maschen bestehend, gelblich weiss; die Puppe ist nicht eckig, und einfach hellbraun. Am 25. Juli einige Coleoptera, Fulgorina, sechs kleine Landschnecken, ein Tagschmetterling, schwarz mit grünen Flecken auf den Vorderflügeln. Am 26. Juli eine grosse Geometra, zwei Fulgorinen, eine Chrysalide wie die vorige und ein kleiner Käfer unter der Borke eines Baumes. Am 28. Juli sieben Lepi doptera, darunter zwei grosse braune; fünf Fulgorinen; zwei Fliegen; ein schwarzer mittelgrosser Rüsselkäfer. Am 29. Juli zwei Tagschmetterlinge; eine prächtige braune Geometra, doch leider zu lädirt und unbrauchbar; eine Fliege und ein Cynips. Am 31. Juli zwei Geometra-Raupen; zwei kleine Käfer; gesehen eine merkwürdige Mücke mit ausserordentlich langen Beinen. Am 1. August Regen. Am 2. August eine neue Species des genus

1*

Glaucopis; ein grosser brauner Tagschmetterling; eine schöne grosse braune Geometra, jedoch lädirt. Am 4. August eine kleine Landschnecke, neue Species; einige kleine Coleopteren; einen Cynips; zwei Spinner-Raupen, von denen die eine drei Zoll lang, sehr schön, weiss mit grauen Flecken, langhaarig, Kopf mit einigen schwarzen Punkten, Hals, d. h. die Stelle, wo der Kopf mit dem Leibe in Verbindung steht, ist ziegelroth und nicht zu sehen wenn sie still sitzt, wohl aber wenn sie kriecht, indem sie den Kopf hervorstreckt (beide auf demselben Baum, eine Leguminose), ausserdem hat sie zwei blaue schwarze Querflecke nicht weit hinter dem Kopf; die andere ist etwa 1½ Zoll lang, röthlich weiss auf dem Rücken, gegen die Seiten zu ein brauner breiter Längsstreif. Am 5. August Excursion: ein grauer Spinner auf einem Schlinggewächs, der braune Eier legte; ein grosser weisser Tagschmetterling mit lang geschwänzten Hinterflügeln, diese haben einige schwarze Flecke, die vorderen einen breiten schwarzen Rand, nach der Spitze zu am breitesten, darin ein kleiner runder weisser Fleck, lädirt; eine 3 Zoll lange Raupe wie die gestrige 1½ Zoll lange und auf demselben Baume; eine Fulgorine und einige kleine Käfer. Am 6. August Excursion: drei Raupen, zwei wie die vorigen, eine grün mit zwei rosenrothen genäherten Längsstreifen auf dem Rücken, auf demselben Baum wie die Spinner-Raupen, sie hatte das Ansehen einer Sphinx-Raupe, jedoch kein Horn, sondern das Ende war in zwei hornige Spitzen ausgezogen, sie hat sich am 4. August in zwei Blätter eingesponnen; ferner fünf kleine Landschnecken. Am 7. August ein schöner grosser Rüsselkäfer, schwarz mit eleganten rothen Zeichnungen und langem Schnabel; eine Fliege. Am 8. August zwei Fliegen. Am 9. August Excursion: eine dunkelbraune Geometra; zwei grosse weisse Papilionen, geschwänzt mit schwarzem Rand der Vorderflügel, einer lädirt; ein schwarzer bekannter mit weissen Flecken und blauem Schiller. Am 10. August ein Cynips. Am 11. August eine kleine Geometra; ein kleiner Käfer; der Baum, eine Leguminose, auf welcher ich die Spinner-Raupen fand, heisst im Malgachischen Vojajac. Am 12. August eine kleine schöne Geometra-Raupe, ähnlich der aus der ich die schöne orangefarbige Geometra gezogen, die von den Ameisen gefressen; ferner zwei sehr schöne, etwa sechs Zoll lange Raupen am Stamme eines grossen Baumes, sie sind

schwarz, sammetartig, schlank, die Stigmata gelb, Kopf bräunlich carmoisin, Leib mit kurzen sehr feinen Haaren, der erste Ringel aber jederseit zwei im Kreise stehende Haarbüschel, wodurch sie vorn viel dicker ist, als im übrigen Leibe; 8 Paar Füsse. Am 15. August eine schöne braune Geometra, etwas von der vorigen verschieden; eine Libellula, deren Hinterflügel in der Mitte schwarz und weiss sind mit rothem Leibe; eine Fliege und eine kleine Spinner-Puppe unter der Rinde desselben Baumes, wie die beiden grossen Raupen. Am 16. August ein zweites Exemplar des grossen weissen geschwänzten Papilio, unlädirt. Am 18. August ein Exemplar des grossen weissgeschwänzten Papilio; gesehen einen sehr grossen prachtvollen Tagfalter, blauschwarz mit grossen weissen Flecken auf den Vorderflügeln, der ganze Rand der Hinterflügel dicht und lang gezackt, breit, blauschwarz, dann schön hellbraun, welches allmälich in blendendes Weiss übergeht; eine der grossen Spinner-Raupen hat sich eingesponnen, die andere kriecht noch herum und frisst die trockenen Blätter. Am 19. August Excursion: sieben Exemplare einer schönen, etwa einen Zoll grossen Fulgorine, Vorderflügel graugrün mit grünen Nüancen, Hinterflügel purpurroth mit drei schwarzen Punkten, Spitze derselben schwarz, am Stamme von Siphonia elastica. Am 21. August Excursion: zwei Spinner-Puppen einer weissbunten Raupe auf Mangobäumen, eine Fulgorine wie vorgestern und eine Geometra-Raupe, höchst seltsam geformt, sieht aus wie ein Stück eines faulen Zweiges, auf den Rücken nach vorn zu zwei grosse)(, sehr deutlich dunkelbraun, sehen aus wie eingravirt, auf derselben Schlingpflanze, auf der ich die schöne Geometra-Raupe gefunden, deren Schmetterling die Hinterflügel orangegelb und schwarz gesäumt hat. Am 22. August Excursion: eine Fliege, eine grosse Geometra wie das letzte Exemplar; eine Noctua, Leib orange, unten gelblich, auf dem Rücken des Hinterleibes eine Reihe schwarzer Punkte, Grundtheil der Vorderflügel orange mit einigen schwarzen Punkten, Rest der Flügel grau, Hinterflügel — Grundtheil orange, Rest schwarz, sehr lange, vorn spitz gekämmte Fühler. Am 23. August Excursion: eine Fliege; eine grosse Geometra wie die letzte; eine grosse Nymphalis, schwärzlich mit gelblich weisser Binde gegen die Spitzen der Vorderflügel; eine schwarze Bärenraupe, sehr langhaarig, die vier ersten Ringel haben eine Haar-

bekleidung gleich einer Bürste von schön gelbbrauner Farbe, auf dem Maulbeerbaum. Am 25. August Excursion: ein zweites Exemplar der Geometra-Raupe mit den)(; etwa zwanzig kleine Raupen auf dem grossblätterigen Farnkraut am Stamme der Bäume. Die Bären-Raupe des Maulbeerbaumes hat sich eingesponnen; gestern ist die Puppe der weissen Spinner-Raupe des Vojajac ausgekrochen, der Falter ist gelbbraun mit einigen schwarzen Querstrichen. Am 26. August Excursion: eine Fliege wie die gestrige; eine grosse Geometra wie die letzte, aber lädirt. Am 28. August: ein kleiner brauner Bombyx mit einigen dunkleren schwachen Querlinien gegen die Spitze der Vorderflügel, Grundhälfte der Fühler gekämmt, auf dem Thorax ein senkrechter, aber hakenförmig gekrümmter Zapfen, erhalten aus der grünen Raupe mit zwei genäherten rosenrothen Linien auf dem Rücken, das Gespinnst dieser Raupe war nur oberflächlich gearbeitet zwischen zwei Blättern, die Puppe war schwarz glänzend. Excursion an demselben Tage: eine schöne grosse Fliege und eine Geometra-Raupe, noch jung, ähnlich den beiden letzten; eine davon hat sich eingesponnen. Am 29. August Excursion: eine Fliege; ein kleiner Käfer, violett mit starken Rippen auf den Flügeldecken, oval; gesehen einen grossen Sphinx, von der Erde aufgescheucht, Vorderflügel gelb, Hinterflügel hinten roth, doch verlor er sich im Gebüsch. Am 30. August Excursion: eine kleine Noctua, braun, überall mit gelblich weissen durchscheinenden Flecken besetzt. Am 1. September Excursion: zwei Geometra-Raupen, die eine, wie die aus welcher die Orange-Geometra ausschlüpfte; ein grosser dunkelbrauner Tagschmetterling mit der gelblich weissen Binde in der Nähe der Spitzen; ein Myrmeleon mit weissem Fleck an den Spitzen der Vorderflügel; eine schöne Raupe auf dem süssen Citronia, sie ist schön mattgrün, nackt, unten weiss, nach vorn zu allmälig dicker werdend, nicht weit hinter dem Kopf ein weissgraues, nach vorn halbkreisförmiges Querband, worin jederseits ein schwarzer Höcker, der gleich einem Auge erscheint; nicht weit hinter diesem Bande ein gerades Querband von derselben Farbe, von den Seiten zieht sich ein bräunliches Band in Schlangenlinien nach dem Rücken zu, vereinigen sich aber nicht, am Ende zwei kleine hornige Spitzen. Am 3. September Excursion: eine Chrysis, ein Ichneumonide, gross, schwarz, mit braunen Flügeln; ein Tag-

schmetterling, mittelgross, Vorderflügel dunkelbraun mit weissen Flecken, Hinterflügel gelbbraun mit einer schwarzen Linie nicht weit vom Rande. Am 4. September ein kleiner Käfer mit ausserordentlich langen und dünnen Fühlern. Am 5. September: die grüne Raupe des süssen Citronenbaumes hat sich in eine Tagschmetterlings-Puppe verwandelt, sie sitzt senkrecht an der Wand im Kästchen, den Kopf nach oben und am Leibe nach oben zu, etwa im ersten Drittheil der ganzen Puppe, geht jederseits ein feiner Faden aus, welcher sie in dieser Lage erhält. Sie ist gelb, eckig, vorn schöner gelb als auf dem Rücken und hat am Kopfe zwei Hervorragungen gleich zwei Ohren. Excursion: drei Raupen und ein Myrmeleon wie der frühere; bei Jeannette ein prächtiges Raupennest gesehen, beutelförmig und nach unten spitz zugehend, von allen Seiten dicht geschlossen, jedoch ein paar Aeste mit Blättern hineingezogen, bestehend aus rothgelber Seide, mattglänzend und so dicht gearbeitet, wie die Bedeckung von Watte, etwa ein Fuss lang. Am 6. September Excursion: eine Fliege, ein Ichneumonide und eine Geometra-Raupe. Am 8. September Excursion: ein kleiner brauner Elater mit weissen mehlartigen Punkten; vier mittelgrosse Buprésten mit vier weissen Punkten; zwei kleine rothbraune Käfer mit langem Halse; eine Fliege. Am 9. September Excursion: eine schöne grosse braunviolette Sphinx-Raupe mit violettem etwas hängendem Horn auf einer Schlingpflanze mit braunem Stengel, welcher zerschnitten einen klebrigen Milchsaft liefert, mit langen dünnen Früchten gleich Schoten, aber nicht aufspringend, und die Samen darin mit langen silberglänzenden steifen Haaren; zwei kleine Fliegen des Genus Bombylius und eine kleine Cicindele. Am 11. September Excursion: vier Fliegen. Am 12. September acht Exemplare der kleinen hiesigen Landschnecke auf den Bäumen, fünf davon bei dem Abnehmen zerstückt. Am 15. September sehr schöne Nocturnen gesehen, aber nicht erhalten. Am 16. September eine Fulgorine gesehen; eine schöne Geometra, Vorderflügel hellbraun, in der Mitte einige weisse Flecke, Hinterflügel purpurroth. An der Küste drei Arten Seeschnecken gefunden; die schwarze Raupe auf dem Maulbeerbaum ist ausgekrochen, der Bombyx ist grau-weiss mit kleinen schwarzen Zeichnungen, am spitzen Rande der Vorderflügel eine schwarze Linie, Fühler gelbbraun, Hinterflügel schwärzlich. Am 18. Sep-

tember zwei Puppen des Mangobaumes ausgekrochen, Vorderflügel braunbunt, die Mitte weiss, Hinterflügel grau, der eine lädirt; am Seestrande eine kleine zweischalige weisse Muschel. Am 19. September die Spinner-Puppe der schwarzen Raupe ausgekrochen, braun und sehr lädirt. Excursion: eine kleine Fliege (Bombylius); eine schwarze Raupe auf dem Kalabash-Baum; ein grosser Tagschmetterling, Aehnlichkeit mit Papilio Machaon; 10 kleine Landschnecken auf einem jungen Baume dicht am Meere; gesehen ein grosses Exemplar von Sph. Convolvuli. Am 20. September Noctua des Mango; ein grosser weisser geschwänzter Schmetterling. Am 22. September eine Raupe der orangen Geometra; zwei kleine Käfer; eine Fliege; Stücke von Urania Riphaeus; eine mittelgrosse Landschnecke, gelb. Am 24. September ein kleiner Tagschmetterling mit doppelt geschwänzten Hinterflügeln, braun (sehr selten); eine grosse dunkelbraune Geometra; eine Raupe, schwarz mit weissen Strichelchen und weissen Haaren; zwei Fliegen. Am 25. September: eine grüne Raupe auf dem Citronier, mit schwarzer Querlinie nicht weit hinter dem Kopf, unten weiss, im Zorn zwei etwa 6 bis 8 Linien lange fleischrothe Fühllappen ausstossend; ferner die 12 schwarzen Raupen mit weissen Strichelchen und weissen Haaren vom Baume herab geholt; zwei Fliegen und ein Ichneumonide aus der einen Geometra-Puppe. Am 26. September: drei kleine Käfer, eine Fulgorine und eine Fliege. Am 27. September: zwei Exemplare einer kleinen Cicindela und eine Coccinella; gesehen eine schöne Fulgorine, über einen Zoll lang, die Elytra, blauschwarz. Am 29. September ein Buprestis, mittelgross, eine Fliege und eine grüne Cicadelline. Am 30. September eine grüne Raupe mit den rothen Fühllappen; einen grossen braunen Tagschmetterling mit der weissen Binde. Am 2. October Regen, nach demselben eine kleine Excursion: zwei Spinner-Raupen auf einer Liane, die eine etwa 5 Zoll lang, wohl ausgewachsen, grau, haarig, die Stigmata durch einen länglich ovalen braunen Fleck und dieser durch die abstehende Haut des Körpers eingeschlossen, so dass er vertieft und gleichsam in einer ovalen Höhle liegt, auf jedem Ringel zwei schwarze Längsstriche, die vorn zusammenkommen. Am 3. October Excursion: ein sehr grosser brauner Ichneumonide, eine Fulgorine, drei Käfer, davon zwei kleine zu den Longicornen, braun, mit gel-

ben Zeichnungen, und ein mittelgrosser Buprestis mit vier weissen Flecken, eine kleine Flussschnecke. Am 4. October: ein Tagschmetterling, Hinterflügel braun, Vorderflügel schwarz mit gelben Flecken; drei Fliegen (gelber Bombylius). Am 5. October: zehn grosse braune Helix. Am 6. October Excursion: eine Fliege (schwarzer Tabanus) und ein kleiner Käfer, gelb, mit grünen Augen. Am 7. October: eine braune kleine Ichneumonide; zwei kleine Käfer, darunter ein Rüsselkäfer, braun und gelb wie die früheren, der andere gelb filzig; eine braune Geometra-Raupe auf einer Liane. Am 9. October: ausgekrochen die Sphinx-Puppe, der Schmetterling etwa so gross wie Sph. ligustri, Leib dunkelolivengrün mit schwarz und weissen Querbinden, Vorderflügel olivengrün mit bräunlichen Tinten in der Mitte, gegen den Vorderrand ein Paar kleine weisse Flecken, Hinterflügel dunkelolivengrün mit schwärzlichem Hinterrande. An demselben Tage Excursion: ein schwarzer Tabanus; eine Chrysis, eine Sphinx-Raupe und eine Menge Eier des grauen haarigen Spinner. Am 10. October Excursion: zwei kleine Käfer, wovon der eine ein Elater mit rothen Flügeldecken und Thorax, gegen das Ende schwärzliche Querlinien; eine kleine Spinner-Raupe wie die vorigen und einige kleine Helices. Am 11. October eine Sphinx-Raupe, Rücken gelblich weiss, schwarz eingefasst, auf jedem Ringel gegen den schwarzen Rand zwei schwarze Flecken, ein sehr kurzes Horn, die Seiten grau, Füsse rosenroth, zwei schwarze runde Flecke an der Verdickung des Leibes wie bei der Weinschwärmer-Raupe; zwanzig kleine Landschnecken. Am 13. October Excursion: zwei grosse Bupresten; drei Fliegen; ein Ichneumon, orangengelb mit schwarzen Querbinden auf den Flügeln; drei Exemplare von Urania Riphaeus fliegen sehen. Am 14. October Excursion: eine Fliege und ein kleiner Käfer, gelblich-weiss langhaarig, mit einem braunen Bogenstrich in der Quer. Am 15. October: ausgekrochen aus der grünen Raupe mit den Fühllappen ein grosser schwarzer Tagschmetterling mit grüner glänzender Binde, Hinterflügel zackig und geschwänzt. Am 16. October Excursion: zwei Fulgorinen, sehr schön, Vorderflügel grünblau, die Spitze braun, Hinterflügel schwarz mit himmelblauen Strichen und Flecken, Kopf roth, Leib glänzend hochroth; eine Cetonia, schwarzglänzend, Rand des Pronotum und Schienen dunkelroth. Am 18.

October Excursion: eine Fulgorine wie die beiden letzten. Am 20. October Excursion: ein grosser Rüsselkäfer, schwarz mit rothen Zeichnungen wie der frühere; sechs kleine Käfer; drei Fliegen. Am 21. October Excursion: drei Schmetterlinge, klein, sechs Fliegen (Bombylien), drei kleine Käfer, etwa 1½ Linien lang, in den Blüthen von Angraecum sesquipedale. Am 23. October Excursion: eine Fulgorine wie die letzten; zwei kleine Käfer. Am 24. October Excursion: zwei kleine Käfer; zwei Fulgorinen; vier Fliegen (die beiden kleinen Bombylius). Am 25. October Excursion: eine kleine Fulgorine; zwei kleine Käfer und ein grösserer aus der Familie der Rüsselkäfer. Am 27. October Excursion: ein kleiner Käfer und eine prächtige grosse Buprestis. Am 28. October: ein kleiner Käfer und zwei Fulgorinen. Am 30. October Excursion: eine Fulgorine und zwei kleine Landschnecken. Am 1. November: Regen. Am 3. November Excursion: drei Cicadinen, worunter zwei Fulgorinen, eine weisse und eine dunkelviolette, mit zwei gelben Querbinden auf den Elytra, die Cicade grau mit gelbbraunen Hinterflügeln, etwa drei Zoll lang; eine kleine Landschnecke. Am 5. November Excursion: eine braune Fulgorine; ein kleiner schwarzer Käfer und ein Schmetterling. Am 8. November: vier kleine Käfer; ein grosser Bombyx, hellbraun, und eine kleine braune Noctua. Am 10. November Excursion: etwa zwanzig kleine Käfer aus den Blüthen des Mangobaumes; ein grösserer Lamellicornis, braun, und eine Fulgorine wie die früheren, roth, blau und braun. Am 12. November: zwei kleine Käfer; eine Fliege und ein Cicadellinum. Am 13. November: die Sphynx-Puppe ausgekrochen, Flügel röthlichbraun, wie die Flügel des kleinen Weinschwärmers. Am 17. November Excursion: zwei kleine Käfer; eine schöne Fliege; eine Fulgorine; eine grosse Rhynchophora; eine Raupe, einen Zoll lang, schwarz, oben grüngelbe Schuppen, in der Mitte des Rückens purpurner Längsstreif, vorn sechs fleischige schwarze Dornen, besetzt mit steifen Haaren, an den Seiten daselbst zwei längere, am Ende vier schwarze Dornen und an den Seiten daselbst zwei längere; zwei grosse Tagschmetterlinge, grüngelb mit schwarzen Flecken, unten gelb und roth. Am 19. November Excursion: eine Fliege; zwei Fulgorinen; drei Käfer, worunter ein grosser Buprestis; zwei grosse Schmetterlinge und drei Raupen wie vorgestern. Am 21. No-

vember Excursion: ein kleiner Käfer; ein Ichneumon; drei Fulgorinen; fünf Raupen wie vorgestern; eine Menge weisser glänzender grosser Schmetterlingseier. Am 26. November Excursion: zwei grosse Fliegen (Anthracien); drei Fulgorinen; ein kleiner und ein grosser Käfer, letzterer hat dunkelgrüne erzfarben gefurchte Flügeldecken; zwei Dornen-Raupen wie die zwei letzten. Am 28. November Excursion: drei Schmetterlinge und zwei Käfer (Rhynchoph.). Am 1. December Excursion: zwei Fulgorinen; vier Käfer und zwölf Raupen wie die letzten. Am 3. December Excursion: eine grosse Fliege (Asilus), schwarz mit gelbem Rücken des Hinterleibes; ein grosser Käfer, erzfarben, mit langen Beinen; eine Fulgorine, violett mit gelben Querbinden; drei Raupen wie die letzten; neun schwarze Raupen mit gelben Stigmaten und eine kleine Spinner-Raupe; zum ersten Mal den Gesang von Cicaden gehört. Am 5. December Excursion: eine grosse Fliege (Asilus); zwei Käfer, einer davon wie der letztere, der andere ein Rhagium; zwei kleine Fulgorinen. Am 8. December Excursion: ein grosser Buprestis; 17 bis 18 Raupen sind aus den weissen Eiern gekrochen, sie sind gelb mit Haaren. Am 10. December Excursion: sechs Käfer, worunter vier Rhynchoph. und ein grosser Ichneumon. Am 12. December Excursion: Zehn Käfer, worunter sieben Rhynchoph. (sonderbarerweise sind sechs davon sehr lang und dünn); eine Fulgorine und eine kleine Landschnecke. Am 15. December Excursion: fünf Landschnecken; drei Käfer; vier Fulgorinen und zwei Raupen wie die letzten Dornraupen; gestern eine kleine Cetonia, fahlgelb, filzig, oben mit schwarzbrauner Querbinde in den Flügeldecken und solchen Thorax, dessen Rand ebenfalls fahlgelb, unten silbergrau. Am 17. December Excursion: vier Käfer, worunter eine schöne kleine Cassida und eine Cetonia wie die letzte; eine Raupe wie die übrigen Dorn-Raupen; ferner etwa zwanzig Raupen und etwa sechzig weisse zu ihnen gehörige Eier; acht kleine Flussschnecken. Am 19. December Excursion: neun Käfer, worunter sechs Exemplare von Euryomia argentea; ein Weibchen von Oryctes Pyrrhus; eine Biene und eine Cicadelline. Am 22. December Excursion: ein kleiner Käfer; eine kleine Landschnecke; eine Zygaena und zwei Raupen. Am 24. December Excursion: zwei Rüsselkäfer und ein Cerambyx, fahlgelb mit

schwarzen Punkten; vierzehn Geometra-Raupen. Am 26. December Excursion: zwei Bupresten und vier Flussschnecken. Die Fortsetzung der Excursion aufgegeben wegen des geringen Vorkommens und der ungeheuren Hitze. Am 5. Januar 1863 mein Zelt im Walde, etwa zwei deutsche Meilen von hier, aufgeschlagen. Am 6. Januar Excursion: sechs Rhynchoph. und zwei Cicindelen. Gegen 8 Uhr Abends einige Secunden lang ein Erdbeben. Nach dem Erdbeben ein furchtbarer, vier Tage lang anhaltender Regen. Gesehen zwei Exemplare von Urania Rhiphaeus, sowie eine Cicade und zwei kleine Käfer gesammelt. Am 11. Januar schön Wetter: Zwei schwarze glänzende Käfer und eine Menge Geometra-Raupen. Am 12. Januar Excursion: ein schwarzer Käfer wie die vorigen und eine grosse Raubfliege. Am 13. Januar Excursion: zwei kleine Melolonthiden; ein Scarites?; eine grosse Libellula und ein grosser Buprestis. Am 15. Januar Excursion: ein kleiner Rüsselkäfer und ein Nest mit etwa zwölf Raupen; vergebliche Jagd auf Urania Rhiphaeus. Am 16. Januar: ein kleiner Käfer; eine grosse Raubfliege wie die vorige und zwei Raupen. Am 17. Januar: ein schönes Phaegopteryx?; eine grosse Libellula mit theilweise schwarzen Flügeln; drei kleine Käfer; eine Raubfliege und mehrere Raupen. Am 19. Januar keine Excursion, weil ich allein bin. Alle meine Jagdhelden haben mich verlassen und selbst mein Koch, wahrscheinlich wegen der vielen Mücken des Abends im Zelt. Ich mache mir jetzt aber jeden Abend ein Feuer im Zelt an, durch dessen Rauch sie davon getrieben werden und schlafe sehr gut. Am 20. Januar bei dem Zelt gefangen: eine grosse Raubfliege; eine Hummel; eine Cicade und ein kleiner Käfer. Gegen Abend kommt ein neuer Koch. Regen und mehrere Gewitter während der Nacht. Am 22. Januar Excursion: zwei mittelgrosse schöne Bockkäfer; eine neue Species des Genus Tagschmetterlinge mit glashellen Vorderflügeln; zwei kleine Rüsselkäfer, schwarz und weiss, sowie zwei andere kleine; eine Cicadelline, grün; eine sehr schöne Erdwespe, flügellos, schwarz mit schönen orangefarbenen seidenen Flecken auf dem Rücken des Abdomen. Am 23. Januar Regen. Am 24. Januar Excursion: zwei Tagschmetterlinge und drei Raupen der grossen schönen Geometride. Am 26. Januar Excursion. Endlich die lang ersehnte Raupe von Urania Rhiphaeus in vielen Exemplaren

aufgefunden, siebzehn Stück habe ich gesammelt, auch die dazu gehörigen Eier aufgefunden; ferner einen Käfer und eine grosse Raubfliege. Am 31. Januar kränklich. Am 3. Februar nach Foulpointe zurückgekehrt. Wir hatten die ganze Zeit hindurch mit wenig Ausnahmen fast alle Nächte Regen, oft in ungeheuren Massen.

Beschreibung der neuen Arten.

Acraea percussa (Fig. 1. mas. Fig. 2. foem.) alis integerrimis diaphanis, posticis maculis nigris, in basi nigro maculatis abasi usque ultra medium rubris. Aehnlich der A. Igati Bd, vielleicht nur Varietät davon.

Mann. Vorderflügel weisslich durchscheinend, von der Wurzel aus oval, zwei Dritttheile röthlich angeflogen; Hinterflügel ziegelroth mit ziemlich breitem weisslichem Rand: wo die rothe Farbe den weissen Rand berührt, nach dem Innenrande zu zwei gleich grosse dicht zusammenstehende schwarze Flecke, weiter nach dem Innenrand zu ein kleiner und ein grosser schwarzer Fleck, ebenfalls dicht zusammenstehend, und weiter an dem Vorderrand ein ziemlich grosser schwarzer Fleck; an der Basis zusammengeflossene schwarze Punkte; die Unterseite wie die Oberseite, nur blasser, auf den Hinterflügeln sind die schwarzen Randflecke deutlich getrennt, blaugrau umringelt und die Punkte an der Basis nicht zusammengeflossen.

Weib. Vorderflügel schmutzigweiss durschscheinend; Hinterflügel heller weiss mit breitem durchscheinendem Saum; die schwarzen Flecken wie bei dem Mann, nur fehlt der kleine schwarze Fleck, an der Basis vier kleine schwarze Punkte, wovon die zwei nach dem Vorderrand zusammengeflossen.

Ein Glaucopide, wohl eine neue Gattung: Glaucopis Tollinii (Fig. 3.) *) tota nigra, alis anticis quinque, posticis tribus maculis albis; abdomine in latere et subtus maculis albis.

*) Nach Herrn Tollin genannt.

Palpen cylindrisch-konisch, vorn zugespitzt, die Stirn überragend; Fühler fadenförmig, deutlich gefasert, am Halskragen zwei weisse Punkte; Hinterleib schwarz, an jeder Seite und unten drei weisse Querflecke; Füsse schwarz, oben, ein Dritttheil von der Basis, ein kleiner weisser Punkt, dann nach dem Vorderrand ein grösserer, weiter nach der Spitze zu ein weisser Fleck, unter diesem nach dem Hinterrand zu ein kleinerer und unter demselben ein grösserer weisser Fleck, welche letztere zwei dicht beisammen stehen; unten bis über die Mitte mattgrau mit einem braunen Wisch in der Mitte; Hinterflügel schwarz, nach dem Vorderrand zu rauchgrau mit zwei weissen Flecken, einer an der Basis und einer an dem Hinterrand, unten schwarz mit drei weissen Flecken, einen an der Basis, einen am Hinterrande und einen kleineren darüber.

Ein Sphingide, ähnlich dem Elpenor: Chaerocampa Batschii (Fig. 4.) *) alis anticis sordide purpureo-olivaceis, striga punctoque obscuris, alis posticis obscurioribus in angulo anali sordide purpurascentibus.

Fühler, Rücken, Hinterleib und Vorderflügel schmutzig graugrün, Palpen, Halskragen und Rücken in das Purpurne spielend; Vorderflügel: ein dunkler Strich zieht sich von dem Innenrand nach der Flügelspitze ganz ähnlich wie bei Elpenor, ziemlich in der Mitte, nicht weit von dem Vorderrand ein dunkler Punkt, der Saum rosaroth; Hinterflügel rauchschwarz, am Innenwinkel matt purpurroth, Saum rosenroth; unten sind alle Flügel schmutzig purpurfarben, die vorderen mit einem schwärzlichen Schatten von der Basis bis zur Mitte, in welchem der Punkt von oben sichtbar; eine schwärzliche Punktreihe an Stelle der dunkeln Linie auf der Oberseite zieht sich durch alle vier Flügel; Hinterleib röthlichweiss; Brust und Füsse weisslich, letztere oben dunkel.

Ein Sphingide: Zonilia Densoi (Fig. 5.). **) Ein schadhaftes Exemplar ohne Fühler. Alis omnibus fuscis; anticis margine fascia nigra dentata, macula centrali argentea-alba; posticis nigro marginatis; abdomine nigro cingulis albidis.

---

*) Nach Herrn Kaufmann Carlos Batsch in Havre genannt.

**) Nach Herrn General-Consul Denso in Kurrachee (Ostindien) genannt.

Kopf, Halsschild und Thorax grünlich graubraun; der Hinterleib führt oben einen dergleichen Streif durch die Mitte, sonst ist er oben schwarz mit weisslichen Gürteln, unten einförmig graubraun. Die Vorderflügel sind durch eine schwarze schräge Querlinie in zwei fast gleiche Hälften getheilt, die Basalhälfte ist braungrau, theils etwas in das grünliche, theils in das röthliche ziehend, in der Mitte ein silberweisses halbmondförmiges Zeichen, die Biegung nach aussen gekehrt und darüber zwei dergleichen Punkte, ausserdem nach der Basis zu eine verloschene weisse zackige Querlinie; die andere Flügelhälfte ist lichter und besteht aus drei Querbinden, die erste nach der Flügelmitte zu ist die lichteste, röthlich aschgrau, die zweite gegen den Hinterrand stark ausgezackte ist röthlichgrau, die dritte den Hinterrand begrenzende ist dunkel wie die Basalhälfte; Hinterflügel sind von der Farbe des Thorax, am Aussenrand breit schwärzlich, der Saum weiss; unten sind alle Flügel schmutzig grau mit schwärzlichen Linien.

Ein Saturnide: Saturnia dura (Fig. 6.) tota pallide spadicea; alis anticis striga punctoque obscurioribus.

Fühler, Gesicht und Stirn bleich lederfarben, weinröthlich angeflogen; Vorderflügel mit einem undeutlichen dunklern Strich vom Innenrande nach der Flügelspitze zu, in der Mitte nach dem Vorderrand ein undeutlicher Punkt; unten alle Flügel, Leib und Brust heller, mehr in das gelbliche ziehend, mit einer weisslichen, weinröthlich angeflogenen undeutlichen Binde vor der Flügelspitze gegen den Innenrand laufend, aber nicht ganz bis dahin reichend; zwischen dieser Binde und dem Aussenrand zeigt sich noch ein verloschener Ansatz einer eben solchen Binde. Das Exemplar ist sehr schadhaft.

Eine Noctuide: Cyligramma importuna (Fig. 7). Alis omnibus badio nigris basi fasciaque lucidis, subtus versus marginem exteriorem serie undulata ex lunulis albis composita.

Augen oben weissgelb eingefasst; Vorderflügel: das erste Dritttheil rothgrau, in der Mitte eine gezackte dunklere Linie, die Zacken nach sussen; das zweite Dritttheil schwarzbraun, mit einer graden hellen Linie eingefasst, die bei dem Auge nach aussen einen halben Bogen bildet; das Auge zerfällt in zwei

Hälften, die untere rothgrau, durch eine schwarze Zackenlinie getheilt, die obere schwärzlich, nach der Flügelbasis zu gelblichweiss gesäumt; das letzte Dritttheil besteht aus einer rothgrauen nach aussen stark ausgenagten schwarz gesäumten Binde, worauf die dunklere Grundfarbe bis zu dem Saume folgt; Hinterflügel: das erste Dritttheil rothgrau, von einer nach aussen schwarzgezackten Linie eingefasst; das zweite Dritttheil zeigt die Fortsetzung der dunkeln Mittelbinde, der Vorderflügel ist aber an der äusseren Seite durch eine grade Linie begrenzt; das dritte Dritttheil wie auf den Vorderflügeln; unten alle Flügel einfarbig graubraun, mit einer etwas wellenförmigen Linie gegen den Aussenrand, die aus gelblichweissen mondsichelförmigen, mit der hohlen Seite nach aussen gerichteten Flecken besteht, welche nach aussen schwarz beschattet sind.

Eine Noctuide: Cyligramma intellecta (Fig. 8). Alis omnibus nigro fuscis striga communi lucida, anticis macula contorta nigra versus basin flavo circumducta, subtus versus marginem albo punctatis. Der vorigen ähnlich, vielleicht nur Varietät.

Augen oben weissgelb eingefasst; alle Flügel, Rücken und Hinterleib braunschwarz; durch die Mitte aller vier Flügel zieht sich eine weissliche Linie, von derselben nach dem Vorderrand zu findet sich ein rundlich viereckiger schwarzer Fleck, nach der Basis zu weisslichgelb gesäumt, unterhalb desselben eine verwischte lichtere Stelle, welche nach dem Aussenrand zu die weissliche Querlinie durchbricht; vor dem Saum aller Flügel eine Reihe kaum sichtbarer weisslicher Punkte, die von der Flügelspitze stark geschwungen sich gegen den Innenrand ziehen, der Raum zwischen diesen Punkten und dem Aussenrande ist lichter; unten sind alle Flügel braunschwarz, nach dem Saum zu mit einer Reihe weissgelber Flecken.

Ein Pyralide, wohl eine neue Gattung: Pyralis Werneburgalis (Fig. 9). *) Tota brunnea alis pallide carnea marmoratis.

Leib für einen Pyraliden plump; Palpen grade vorgestreckt, den Kopf merklich überragend, fein cylindrisch, ganz anliegend, beschuppt, das zweite Glied dreimal so lang als das erste, das dritte so lang wie das zweite, aber nur halb so dick. Vorder-

*) Nach Herrn Oberforstmeister Werneburg genannt.

flügel gestreckt, am Hinterrande convex, von der Basis bis über die Mitte rothbraun mit einem ziemlich grossen röthlichweissen, rothbraun geaderten Flecken, die rothbraune Fläche erscheint nach dem Hinterrand zu stark ausgenagt, der übrige Theil der Vorderflügel ist röthlichweiss, rothbraun geadert, und erscheint dadurch wie marmorirt; die Hinterflügel sind auf ihrer ganzen Fläche ebenso marmorirt.

A. Keferstein.

Verzeichniss

der von Herrn Tollin in Madagascar gesammelten Schmetterlinge, mit Bezug auf Boisduval faune de Madagascar.

1. Papilio Brutus Bd (Merope Cr.) var. Meriones felder.
2. Papilio Epiphorbas, f.
3. - Cyrnus Bd. sp. gen.
4. Pieris Phileris (nur 2 Flügel).
5. Lycaena Rabe.
6. Acrea Igati, m. et f.
7. - percussa n. sp.
8. - Ranavalona.
9. - Mahela.
10. - Punctatissima.
11. - Rakeli.
12. - Sganzini.
13. Diadema Bolina.
14. - Imperina Hewits.
15. Aterica Rabena.
16. Limenitis Kikideli.
17. Libythea (Eurytela) fulgurata.
18. Hypanis Anvatara.
19. Cyllo Betsimena.
20. - Leda.
21. Thymele Forestan Cr.
22. - Ophion.
23. Agarista Eriopis HS. exot. Schmett.
24. Chaerocampa Batschii n. sp.
25. Zonilia Densoi n. sp.
26. Glaucopis formosa.
27. - Madagascariensis.
28. - Tollinii n. sp.
29. Euchelia formosa.
30. - Pylotis.
31. Saturnia dura n. sp.
32. - sp. sehr lädirt.
33. Aganais borbonica.
34. Catocala sp. sehr lädirt.
35. Ophioderes Fullonia Clerk tab. 48.
36. Cyligramma Importuna n. sp.
37. - Intellecta n. sp.
38. Urania Riphaeus.
39. Pyralis Werneburgalis n. sp.

Erfurts Stellung zu unsrer classischen Literaturperiode

in einer Reihe von Vorträgen,
gehalten vom Realschullehrer

Dr. Boxberger.

Schiller's Beziehungen zu Erfurt.

(Dieser Vortrag, zuerst im Erfurter Sonntagsblatt, einer nunmehr eingegangenen Zeitschrift, gedruckt, erscheint hier mit Genehmigung der Redaction und mehrfach erweitert.)

Meine Herren!

Indem ich mir vornahm, Sie von den Beziehungen Schiller's zu unserer Vaterstadt zu unterhalten, hatte ich die doppelte Absicht, einen Beitrag zu der Biographie unseres grossen Dichters zu liefern und den gebührenden Antheil des Ruhmes, mit welchem das Genie Alles adelt, womit es in Berührung kommt, unserer Stadt ungeschmälert zu vindiciren. Sind wir auch nicht so glücklich, wie unsere Nachbarstädte Weimar und Jena, ihn unsern Bürger nennen zu dürfen, so war er doch zu wiederholten Malen unser Gast, er empfing von Erfurtern nachhaltige Anregungen bei seinen dramatischen Arbeiten, er verdankt unserer Stadt die für ihn so fruchtbare Bekanntschaft Wilhelms von Humboldt, und, damit ich gleich den Knotenpunkt meines Aufsatzes angebe, die in materieller und geistiger Hinsicht für ihn so entscheidungsvolle Freundschaft des Coadjutors von Dalberg. Das haben wir ihm gegeben, und was gab er uns? Den Ruhm, den Genius in unsern Mauern bewirthet zu haben.

Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So lässt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Seine Beziehungen zu Erfurt begannen zugleich mit demjenigen Werke, welches zuerst seinen Namen in Deutschland verbreitete, mit „den Räubern.“ Als dieses Drama im Jahre 1781 in Stuttgart anonym im Druck erschienen war, wurde unter vielen oberflächlichen Recensionen, die es hervorrief, auch eine gründliche in der „Erfurter Gelehrten Zeitung“ vom 24. Juli 1781 veröffentlicht, die zum grösseren Theile bei Boas, „Schiller's Jugendjahre“ abgedruckt ist, und die wir hier ganz folgen lassen.

„Die Räuber.“ Ein Schauspiel 1781 (12 Gr.)

Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen recht zu leben. Ich glaube, dass sie um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, küne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrücke, poetische Deklamazionen, und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrüken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kan, alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei einem raschen Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen deutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser.

Aber eben diese grose Hofnung berechtiget uns auch zu grösern Forderungen, als die Alltagskost für unsere gewönliche Kraftmänner und süse Geisterchen. In der Vorrede sagt der Verfasser, dass er sein Werk nicht als Schauspiel nach den Regeln des Aristoteles und Batteux, sondern als dramatisirte Geschichte beurteilt wissen will. Das mus freilich von einem jeden Meister abhängen, welche Form er seinem Werke geben will, und nach seinem Endzweck müssen wir ihn beurteilen: aber von einem guten Meister können wir doch wol erwarten, dass er für sein Werk die möglichst vollkommenste Form wält. Einen gemeinen Maler tadle ich nicht, wenn er ein Historienstük in Rembrands oder Deniers Manier malt, aber von einem grossen Künstler wünsche ich die Geschichte lieber in Mengs oder Raf-

faels Geschmak zu sehen. Es ist freilich leichter, einen reichhaltigen Gegenstand erträglich zu dramatisiren, als ihn (nach dem Ausdruk des Verfassers) in die allzuengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux einzukeilen: allein ist das leichteste auch darum das beste? Einem mehr als mittelmässigen Kopfe gereicht es wenig zur Ehre, wenn er nur nach dem leichtesten, nicht nach dem vollkommensten strebt; und das wird doch wol der Verfasser niemand bereden wollen, dass ein nach den Regeln des Arist. verfertigtes Schauspiel nicht vollkommner sei, als eine blos dramatisirte Geschichte? Die Regeln des Arist. sind keine Grillen eines müsigen Kunstrichters, sie sind von den besten Stücken des Altertums abgezogen, und in der Natur der Sache, in der Natur unserer Empfindung gegründet. Die Verlezung der Einheit ist Verlezung der Natur, und empört, oder verwirrt, oder schwächt die Empfindung eines jeden fein und richtig fühlenden Menschen. Der Verfasser hält es für eine widersinnige Zumuthung, in drei Stunden einige auserordentliche Menschen zu erschöpfen, hält es für unmöglich, dass sie sich auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblösen solten. Mir dünkt, es kommt nur auf die Kunst an, sie in diejenige Situazion zu sezen, wo die geheimsten Fäden ihres Herzens durch innern oder durch äusern Drang, auch wider ihren Willen sich entwickeln müssen. Und hat Lessing in seiner Emilie Galotti weniger gethan? Es ist also nicht unmöglich, ist nicht widersinnige Zumuthung, und änliche Beispiele werden dem V. mehr beifallen. Allein die Zumutung, in drey Stunden mit meinem Helden einen Zeitraum von Jahren zu durchlaufen, in einer Zeitfolge von Augenbliken die Kette der Handlungen eines halben Menschenalters zu durchschauen, die Widersprüche nicht zu bemerken, mit der Leichtigkeit des Dichters über die Lüken hinwegschlüpfen, angewurzelt auf dem Raum eines Quadratschuhes, Städte zu durchwandern, und auf dem Zaubermantel der Fantasie im Hui über Länder zu fliegen, ohne eine Fuszehe zu rühren; ohne unwillig zu fragen, wie hängt das zusammen? wie ging das zu? was ging hier vor? kurz, nur um mich zu täuschen, meine Fantasie zu jagen, meinen Verstand zu betäuben, und meine Sinnen Lügen zu strafen; wär diese Zumutung weniger widersinnig? Ich weis es wol, dass es zum beliebten Scheniewesen gehört, auf Re-

geln als Schulgeschwätz zu schimpfen, Aristoteles und Batteux für Dummköpfe zu halten, über Stock und Stein querfeld ein zu springen und Zaun und Heken niederzutreten: aber ich weis auch, dass wir nur noch kurze Zeit so fortfahren dürfen, um alles, was die besten Köpfe seit Jahrhunderten gebaut haben, niederzureisen, und mit Sturm und Drang, Sing und Sang in das beliebte Zeitalter der Gothen zurückzukehren. Jedoch zu diesen wütenden Kraftschenies gehört unser Verfasser noch nicht, und ich hoffe, dass er sich mit dem Aristoteles noch aussönen, und uns Meisterstücke der Kunst liefern wird, die mit Shakespeares so oft schon nachgeäften, aber bis itzt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch seine Ausschweifungen verunstaltet zu werden. Ein Auszug von dem Stück lässt sich nicht geben, ohne es zu verunstalten, zu entkräften. Man lese selbst, und es wird die Mühe reichlich belonen. Die Karaktere sind gröstentheils meisterhaft geschildert, kühn angelegt, und treu ausgeführt, vorzüglich Karl Moors Karakter, der ein wahres Meisterstück ist. Franzens kurze Erzählung in der ersten Szene, S. 5, lässt uns mit einem Blick die Geschichte der Kindheit der ungleichen Brüder übersehen, und aus den verschiedenen Anlagen begreifen, dass jeder unter solchen Umständen das werden musste, was er wurde. Franz, der schleichende heuchlerische Böswicht, und Karl, der seltne grose Mann, der unter andern Verbindungen die Bewunderung der Völker gewesen wär, den man aber auch itzt, als Mörder und Räuber, indem man seine Schandthaten hasst und verabscheut, noch bedauern, bewundern und lieben mus. Bis an das Ende bleibt er sich gleich, gleich gros, gleich liebens- und gleich verabscheuungswürdig. Keine seiner auserordentlichsten Handlungen kömt ganz unerwartet, oder, ist unbegreiflich. Alles ist so angelegt, so zwischen Ursache und Wirkung verbunden, dass es nicht anders kommen konte. Das gilt auch von Franzens Handlungen. Dessen Karakter ist nicht so schwer, weil er nicht so zusammengesetzt ist. Er ist blos abscheulich, bleibt sich aber auch immer gleich. Ob es aber — was der Verfasser auch in seiner Vorrede, mit sehr viel Zuversicht zu sich selbst, von Pöbel und von Abderiten sagen mag — ob es ein so gänzliches Ungeheuer in der Natur giebt: das ist eine andere Frage. Er eifert ja selbst wider die Aufstellung der Ideale, und ich möchte mir

doch zeigen lassen, welcher unter den alten oder neuen Dichtern es gewagt hätte, ein so vollkommenes Ideal eines menschlichen Ungeheuers aufzustellen. Man legt schon lange Richardson seinen Lovelave zur Last und Lovelave ist doch gewis ein Heiliger gegen Franzen. War es nicht möglich, dass der Verfasser ihm alle zur Karakteristik des Stücks nöthige Hauptzüge lies, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so durchaus, so ununterbrochen bös ist, näher gebracht hätten? Uebrigens bleibt auch dieser Karakter bis an das Ende sich treu. Auch seine Verzweiflung und Gewissensangst gehören nothwendig dazu: denn seine niedrig boshafte Seele war zu klein, um auch in der Bosheit heldenmäsig zu verharren. Was wir von Amalien sehen, ist gut, ist sehr schön; aber mir dünkt, wir sehen zu wenig von ihr. Eine solche Hauptperson solte mehr ausgezeichnet, mehr in das helleste Licht gestellt, von mehreren Seiten gezeigt sein! und das hätte leicht geschehen können, wenn einige ganz überflüssige Nebenpersonen weggeblieben wären. Dazu gehören die meisten der Räuber. Wozu die ganze Rotte? zu nichts, als das ganze Stück hier und da langweilig zu machen und einige sehr widrige Scenen aufzuführen. Schweizer und Spiegelberg konnten bleiben; dieser, um die Maschine in Bewegung zu sezen, wozu Moor für sich unfähig war; und jener um ein würdiger Vertrauter Moors, und ein Werkzeug seiner edeln Rache zu sein. Der alte Moor ist ein guter zärtlicher Vater, aber ein schwacher Mann, und als dieser spielt er seine Rolle gut. Aber in Herrmanns Karakter kann ich mich nicht finden. Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franzen zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter der Leidenden. Zum ersten ist hinlänglicher Grund und Veranlassung da, zum letzten nicht. Der alte Daniel ist ganz überflüssig: denn zu Franzens Vertrauten schickte er sich durchaus nicht. Wie war es möglich, dass ein so listiger Böswicht, wie Franz, einem so alten einfältigen frommen Mann so bedenkliche Aufträge geben konnte? Das ist offenbar Widerspruch. Warum wälte er nicht auch hierzu den Herrmann? Herrmann hatte ihm blutige Rache gelobt; izt war es Zeit Gebrauch davon zu machen. Das war natürlich, und der Leser wurde einiger lang-

weiligen Szenen zwischen Daniel und Franz, und Daniel und Karl überhoben. Besonders ist die Wiedererkennungsszene zwischen den lezten beiden, und Daniels Kindererzählung, mehr als langweilig, zumal zu einer Zeit, wo es von Karls Fassung nicht zu erwarten war, dass er Geduld genug haben konte, das einfältige Gewäsche des kindischen Alten so gelassen anzuhören. Franzens Monolog S. 13, wo er seine Bosheit zu bemänteln sucht, scheint eine Nachahmung des schönen Edmundischen Monologs in Lear zu sein, da er seinen Vater behorcht hat. Er würde eben so schön, und noch meisterhafter sein, wenn er kürzer wär, allein er ist gar zu lang gerathen. Eben das gilt von der Szene von S. 20 an. Spiegelbergs Erzälungen sind nicht nur überflüssig und langweilig, sondern auch ekelhaft. Wer mag eine so weitläuftige Relazion läppischer Studentenstreiche mit anhören? Die Szene sollte wenigstens um die Hälfte abgekürzt seyn, und sie wär noch immer mehr als hinlänglich, den grosen Endschlus nach und nach reifen zu lassen. Moors Verzweiflung und wüthender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröste Theil des unbedeutenden Gewäsches der Uebrigen überflüssig. Moors Verzweiflung von S. 39 an ist vortrefflich, fürchterlich schön. Shakespear lässt seinen Lear nicht rührender, nicht fürchterlicher rasen. Die erste Szene des zweiten Akts ist herrlich, und Franzens Ueberredung Herrmanns ein Meisterstück der Kunst. Die dritte Szene ist zu gedehnt, und das Räubergeschwäz ekelhaft. Spiegelbergs Erzälung hat keine Verbindung mit dem Stück, und die Geschichte mit dem Nonnenkloster ist zu schändlich, zu beleidigend. Ueberhaupt solte der Verfasser hier und da mehr über sich wachen, damit ihm nicht zuweilen Ausdrücke entwischten, die jedem zärtlichen Ohr beleidigend sein müssen. Ich mag sie nicht auszeichnen, um nicht denselben Fehler zu begehen. So auch bedient er sich einiger Provinzialausdrücke, die an einigen Orten Teutschlands ganz unverständlich sind, z. B. Weidenstoz, Aufstreich, jolen, zettern, bretteln etc. So ist sein Wiz zuweilen gesucht und abenteuerlich. Nur ein paar Beispiele:

Räuber S. „Wahrhaftig da habe. R. Ja, zum Teufel — verlieren kann.“ „Und nun die Loosung zur Freiheit: es war ein Knall, als ob dem Himmelsfas ein Reif gesprungen wäre;

„Nasen, Augen und Ohren schütteln sich; — der Dolch stak in seinem Bauch, wie ein Pfahl im Weinberg; — die Kraft ist versiegen gegangen; — die Glocke der Auferstehung läuten“ etc.

Moors Reue über das Unglück der durch ihn angezündeten Stadt ist rührend. Er sagt:

Höre sie nicht — frecher Plan etc.

In der zweiten Szene des dritten Akts:

„Seht, es ist alles Abbadonna!“

Kosinsky's Anwerbung ist Episode, die mit dem Stück in gar keiner Verbindung steht, aber um Karls willen mir so reizend, dass ich ganze Bände dafür hingebe. Die Szene von Moors Zusammenkunft mit Amalien ist hinreisend schön. Das Räuberlied in der fünften Szene des vierten Akts und ein Theil ihrer Unterhaltung hätte wol wegbleiben können. Aber der darauf folgende Monolog Moors:

„Glaubt ihr — bratet?“ Und: „Zeit und Ewigkeit — sage mir“ etc.

Kaum kann ich mich enthalten die ganze Stelle abzuschreiben, sie ist sicher so schön, wo nicht schöner noch, als Hamlets berühmter Monolog von Sein und Nichtsein. Doch ich müsste beinahe das ganze Stück ausschreiben, wenn ich alle vortrefliche Stellen anmerken wolte. Die Szene, wo Moor seinen Vater entdeckt, und Rache schwört, ist fürchterlich. — Im fünften Akt gefällt mir bei Franzens Verzweiflung sein Traum nicht: denn ich glaube kein Drama, sondern einige Kapitel aus der Offenbarung Johannis zu lesen; völlig derselbe Ton. Pastor Moser ist auch eine überflüssige Person: denn sein Besuch bewirkt nichts. Er bringt nicht die mindeste Veränderung in dem Gemütszustand des Verzeifelnden hervor, was soll er also? Seine Unterhaltung selbst macht uns keinen sonderlichen Begrif von ihm, da er weder den Menschenkenner, noch den Menschenfreund, noch den Philosophen, sondern den im gewöhnlichen Alltagston donnernden Gesezprediger macht. Amaliens Ermordung scheint mir zu ruhig vollzogen zu werden; und das Ende der ganzen Szene sollte wol überhaupt mehr zusammengedrängt und kürzer abgebrochen werden, um den Leser nicht vor dem Ende schon erkalten zu lassen. — Ich bin weitläufig gewesen: aber ich glaube, eine so seltne Erscheinung im dramatischen

Fach verdient es. Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, mus, wenn er aufmerksam auf sich ist, und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benuzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten, und das Publicum zu grossen Erwartungen berechtigen. Nur wünsche ich noch, dass er bei dem Studio Shakespeares, weniger den Göz, als Lessings Werke studiren mögte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporn bedarf."

Es ist unnöthig, über die Vortrefflichkeit dieser Recension viele Worte zu machen. Jeder, der „die Räuber" genauer kennt, fühlt die Wahrheit derselben; aber wahrhaft bewundernswürdig ist die Richtigkeit des Prognosticons, welches der Recensent dem jungen unbekannten Dichter stellt, dessen Namen er nicht einmal wusste (erst am 22. Oktober 1781 wird angezeigt: „Das in der letzten Jubilate-Messe [ohne Benennung des Verfassers und Druckorts] bei Metzler in Stuttgart herausgekommene Schauspiel, die Räuber, hat den Herrn Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgart zum Verfasser). Es war der Mühe werth, den Namen des Recensenten, der sich mit „— e" unterzeichnete, zu erforschen. Ich glaube in ihm den Erfurter Schriftsteller Christ. Fr. Timme, geboren zu Arnstadt 1752, gestorben hier 7. Juni 1788, zu erkennen, Verfasser von: 1) Faramonds Familiengeschichte, in Briefen. 2) Der Empfindsame, Maurus Pankratius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt, ein Moderoman. 3) Wenzel von Erfurt, eine Robinsonade. 4) Von den Lustspielen: der abgedankte Offizier; die gute Ehefrau; der schöne Lieutenant; der Tausch der Brüder. In dem letzterwähnten Lustspiel wird ein junger Mann, der ein Kraftgenie ist, aber sonst nichts Gescheidtes gelernt hat, von seinem Bruder, einem bescheidenen, aber soliden und gründlich gebildeten Menschen, bei seiner Braut ausgestochen, das Kraftgenie aber noch einmal auf das Gymnasium geschickt, um das Versäumte nachzuholen. Ganz ebenso verhält sich der Verfasser unserer Recension gegen die Stürmer der Sturm- und Drangperiode; auch Klinger wird von demselben Recensenten auf Veranlassung seines „Plimplamplasko" mit wohlverdientem Spotte heimgeschickt. Als Mitarbeiter der „Erfurter Gelehrten Zeitung" nennt ihn diese selbst bei der Anzeige seines Todes.

Dass dieser Mann trotz seines jugendlichen Alters auf der Höhe der literarischen Bildung stand, bezeugt die gute Aufnahme mehrerer seiner Werke, so wie der sichere Ton, den er gegenüber diesem neuen Meteor am literarischen Himmel sich bewahrt. Er steht wirklich über dem Verfasser, nicht, wie das so oft der Fall ist, nur ihm gegenüber. Auch trug diese Recension, was selten geschieht, hier einmal, wenigstens für das Theater, ihre guten Früchte. Schiller schreibt an den Theaterintendanten Heribert von Dalberg in Mannheim, am 6. Oktober 1781, indem er ihm „den verlornen Sohn oder die umgeschmolzenen Räuber“ schickt: „Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Recensionen zu benutzen gesucht. — Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und meiner Meinung nach das ganze Stück werth. Dahin gehören: Herrmanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Doch hat mein Recensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er jetzt ist, für recht hielt. — Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam.“ Auch die Verkürzungen, die der Erfurter Recensent für nöthig hielt, liess Schiller eintreten. In der Theaterbearbeitung, die 1782 in Mannheim bei Schwan erschien, fehlt der Pastor Moser ganz, so wie der Räuber Schwarz. Die Monologe sind gewaltig verkürzt. Spiegelbergs Erzählung aus seinen Bubenjahren fehlt. Die Scene zwischen Spiegelberg und Razmann ist sehr beschnitten, die gerügte Klostergeschichte fehlt ganz, so wie die Erzählungen aus Spiegelbergs Praxis in der Rekrutenwerbung, die allerdings nur in so fern in das Stück eingreifen, als sie den Contrast bilden zu der Werbung Kosinsky's durch Moor.

Bekanntlich waren die Räuber Veranlassung, dass Schiller aus Stuttgart entfloh und in Mannheim Zuflucht suchte. Von da machte er 1784 mit den Schauspielern einen längeren Ausflug nach Frankfurt am Main, wo er eine Schauspielerin kennen lernte, welche „durch eine gleiche Begeisterung für die dramatische Kunst unlängst auf die Bühne geführt war, ein Herz, wie er sie seinem Reinwald schildert, ganz zur Theilnahme ge-

schaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet.“ Es war Sophie Albrecht, die Tochter des Professors Baumer aus Erfurt. Sie war zwei Jahre älter als Schiller. Schon als Kind zeigte sie bei knabenhafter Wildheit treffliche Anlagen, welche ihren Vater auf den Gedanken brachten, sie studiren zu lassen. Nach seinem frühzeitigen Tode verheirathete sie sich, nur 15 Jahre alt, an den Dr. Albrecht und begleitete ihn nach Rewal, wohin er als Leibarzt eines reichen Edelmanns ging. Ein unwiderstehlicher Hang und ein lebhaftes dichterisches Gefühl zog sie zum Theater. Nachdem sie in Erfurt ihren ersten Versuch gemacht, debutirte sie zu Frankfurt unter Grossmanns Direction, und hielt sich mit ihrem Gatten, den Schiller ebenfalls lieb gewann, noch jetzt dort auf, um ihre Ausbildung zu vollenden. (Palleske, Schillers Leben I., pag. 488 etc.) Sie war auch Schriftstellerin wie ihr Mann, und zum Theil erschienen ihre Werke in hiesigem Verlag. Sie gab heraus: 1) Gedichte und Schauspiele. 2) Aramena, eine lyrische Geschichte für unsere Zeit. 3) Das höfliche Gespenst. 4) Graumännchen. 5) Ida von Düben. 6) Romantische Dichtungen aus der älteren christlichen Kirche. Später wurde sie von ihrem Manne geschieden und starb im Alter von 83 Jahren in grosser Dürftigkeit im Spitale zu Hamburg. Eine Anthologie aus ihren Werken erschien ein Jahr nach ihrem Tode. In ihrer Begeisterung für Schiller dichtete sie folgende dithyrambischen Verse:

Schwebe denn auf, mein Lied,
Dem Manne,
Dessen Strahlenglanz meine Seele erquickt,
Töne ihm innigen Dank
Für jeden Schauer
Den seine unsterblichen Gesänge in mich strömten,
Für die süssen Thränen,
Die ich mit seiner Leonore verweinte,
Für das furchtbare, majestätische Grauen,
Das mich durchbebte,
Als ich Karl von Moor
In Missethat und Tugend bewunderte,
Flüstre ihm leise,
Dass ich ihn liebe mit heiligem Feuer etc.

(Palleske ib. pag. 490.) Von Frankfurt war sie nach Leipzig gegangen, und als Schiller im Jahre 1785 Mannheim verliess, um sich in die Arme seiner neugewonnenen Freunde Körner und Huber nach Leipzig zu flüchten, wurde die Freundschaft erneuert. Den 11. September folgte Schiller, von Dr. Albrecht und dessen Frau, die gleichfalls nach Dresden übersiedelten, begleitet, dem neuvermählten Körner'schen Ehepaare nach Dresden nach. Durch Vermittelung der Madame Albrecht, in deren Hause die freieren Elemente der Gesellschaft verkehrten, machte er die Bekanntschaft des Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, für die er bald eine heftige Leidenschaft empfand. Als er sich endlich im Jahre 1787 mit blutendem Herzen von Dresden losriss, um in die damalige Metropole der deutschen Literatur, unsere Nachbarstadt Weimar, zu wandern, unternahm er bald darauf (zu Anfang August) einen Ausflug nach Erfurt, um dort im Stift die jüngere Schwester des Fräulein von Arnim zu besuchen. „Ich machte mir", schrieb er sehr diplomatisch an Körner (Briefwechsel mit Körner I., pag. 129) „eine Zerstreuung und fuhr nach Erfurt, weil ich dort im Stift etwas von Arnims zu übergeben und versprochen hatte, es selbst zu thun. Ich hatte noch nie ein Frauenkloster gesehen und wollte es bei dieser Gelegenheit. Die Schwester der alten Arnim ist dort Superiorin und das jüngste Fräulein ist eine Pensionärin darin. Ich hatte Anfangs eine Unterredung vor dem Gitter, dann wurde mir aufgeschlossen, und ich wurde im Kloster — nur nicht in den Schlafzellen — herumgeführt. Ich liess mir die Einrichtung und Lebensart erzählen und fand es wahr, was man von den Nonnen sagt, dass sie die höchste Zufriedenheit mit ihrem Zustande heucheln. Es waren lauter fröhliche Gesichter, aber freilich der verdrehten Augen genug. Weil ich nach langer Zeit vielleicht die erste junge Mannsperson war, die sich im Innern des Klosters sehen liess, so wurde ich ziemlich angegafft, und Nonnen wechselten mit Nonnen. Im Gasthofe, wo ich abgestiegen war, wurde mein Name durch meinen Bedienten verrathen, und es sammelte sich ein Haufe von dem dortigen Privattheater, mich zu sehen. Keiner aber getraute sich, mich anzureden, und ich erfuhr's erst, was es war, als ich in den Wagen stieg. In keinem Gasthofe bin ich so fröhlich bedient und so christlich behandelt worden."

Wenn es erlaubt ist, zu schliessen, dass er einen so fröhlichen und so christlichen Gasthof auch später wieder aufgesucht hat, so war es der „Schlehendorn" (der leider neuerdings seinen schönen alterthümlichen Namen hat einbüssen müssen und jetzt „Rheinischer Hof" heisst), denn in diesem logirte er später. Einen zweiten Besuch stattete er Erfurt den 10. April 1788 ab mit seinem Freunde Huber, der als Legationssekretär der kursächsischen Gesandtschaft nach Mainz ging und in Erfurt mit seinem Gesandten wieder zusammentraf. Diesmal aber zog ihn ein anderer Magnet über Erfurt weiter hinaus nach Gotha, wo damals seine Freundin Charlotte von Kalb sich aufhielt. Bald sollten ihn wichtigere und schönere Herzensverhältnisse öfter nach Erfurt locken.

Während seines Aufenthaltes in Bauerbach auf dem Gute der Frau von Wolzogen hatte er auf einem Ausfluge nach Rudolstadt die Bekanntschaft der beiden Schwestern Lengefeld gemacht, von denen die ältere, Caroline, damals an einen Herrn von Beulwitz verheirathet war. Die Bekanntschaft mit der jüngeren wurde in Weimar im Winter von 1787—88 erneuert, in Rudolstadt im Sommer 1788 fortgesetzt, bis sie am 22. Februar 1790 zu Jena in eine Heirath einmündete. Die ältere Schwester, Caroline von Beulwitz, stand mit Erfurt, sowohl mit dem hier residirenden Coadjutor von Mainz, dem Reichsfreiherrn von Dalberg, als auch mit der verwandten und ihm eng befreundeten Dacheröden'schen Familie (der Kammerpräsident von Dacheröden wohnte auf dem Anger in dem östlichen Flügel des A. Lucius'schen Hauses), vor allem mit Caroline von Dacheröden, im engsten brieflichen und persönlichen Verkehr, und suchte auch Schiller mit jenem Kreise zu verbinden. Der Rath Zacharias Becker aus Gotha, der nach Schillers Tode sich so thätig seiner hinterlassenen Familie annahm, war im Hause des Präsidenten von Dacheröden Erzieher gewesen und dadurch der Frau von Beulwitz bekannt und werth geworden. Schiller machte seine Bekanntschaft im Sommer 1788 in Rudolstadt. Die schöngeistige, lebhafte, thätige, gewandte Frau von Beulwitz hatte in Rudolstadt eine Art Heirathsbureau etablirt, obgleich sie selbst nicht eben glücklich verheirathet war. Aus ihren Händen empfing Schiller seine Lotte, ihre Schwester; Wilhelm von Humboldt ihre Freundin Caroline von Dacheröden. Aber damit be-

gnügte sich ihr unternehmender Geist noch nicht. Sie wollte auch den alten Präsidenten, den Papa, wie er im Briefwechsel heisst, mit ihrer Mutter, der chère mère, da sie beide ihre Ehehälften verloren hatten, zusammenpaaren; das menschenfreundliche Unternehmen scheiterte nur an der Abneigung des alten Herrn, dieses Joch zum zweiten Male auf sich zu laden. Vor der Hand durfte sie sich wohl mit den zwei so glücklich eingeleiteten Verhältnissen zufrieden geben, aus denen zwei der edelsten Ehebündnisse, die die Welt kennt, erwuchsen. Jetzt wurde Erfurt für Schiller die Stätte seiner Sehnsucht, aus welcher ihm das Heil seines Lebens, seine geliebte Lotte, und das Glück seiner Zukunft aus der Hand des Coadjutors, wenn nur erst die erzbischöfliche Tiare seine Stirne schmückte, kommen sollte. „Der Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg nämlich, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, seit 1778 Coadjutor von Kurmainz, war derjenige Kirchenfürst, welchen der nach menschlicher Berechnung bald zu erwartende Hintritt des regierenden Kurfürsten von Mainz zu dieser glänzenden Machtstellung erheben musste. Seine politischen Absichten ruhten auf dem Grunde eines reichen und wohlwollenden Herzens und einer schöngeistigen Phantasie.“ (Palleske.) Dass er mehr Schöngeist war, als Patriot, mehr Gefühlsmensch, als Charakter, ist ihm oft genug vorgeworfen worden von Leuten, die in einer ähnlichen Lage sich vielleicht nicht minder haltungslos gezeigt haben würden; genug, in seinem Verhältniss zu Schiller treten nur die herrlichen Lichtseiten seines Charakters hervor, und an diese haben wir uns also auch nur zu halten.

Als Schiller in Lauchstädt Lotten seine Erklärung gemacht hatte, kam es vor allen Dingen darauf an, die Zustimmung der chère mère zu erhalten. Hier legte nun Dalberg ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale. Schiller hatte sich im November 1789 an ihn brieflich gewandt und ihn geradezu mit seinem Wunsche bekannt gemacht, in eine bessere Sphäre versetzt zu werden, wo sein Geist von elenden Rücksichten des Gewinnes unabhängig wirken könnte. „Meine einzige Hoffnung“, schreibt er an seinem Geburtstage an Lotten, „ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, dass er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlass meine Jenaische Professur nieder.“ Drei Tage darauf

schickt er Dalbergs Antwort an die beiden Lengefeld mit den Worten: „Ich weiss nicht, was ich eigentlich damit machen soll. So viel indessen lässt sich daraus schliessen, dass es nur an zwei Augen liegt, ob alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen sollen; denn ich denke nicht, dass Dalberg sich zurückziehen würde, wenn es zum wirklichen Handeln kommt.“ In seiner Verlegenheit, was er aus dem Briefe machen sollte, sandte ihn Schiller auch an Körner, der zu einer Bewerbung beim Kurfürsten rieth, aber hinzufügte: „Lass dich nur nicht in Erfurt anstellen, es wäre denn unter sehr guten Bedingungen. Das Universitätswesen eckelt mich an.“

Dalbergs Brief lautete:

Hochgeehrtester Herr!

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnehmung und Ihr Vertrauen. Seit mehreren Jahren bewundere ich Ihren Genius, dessen Blüthen und Früchte für mich so stärkend und herzerhebend waren. Hinge es von mir ab, so wäre Ihr Wunsch auch mein Wunsch, Ihr Anerbieten wäre mit lebhafter Freude angenommen: Sie würden hier oder in Mainz so angestellt, dass Ihr Geist nach eigenem Trieb sich seinem Flug überlassen könnte. Nun hängt die Sache vom Churfürsten (von Mainz) ab, dem es mit Recht am liebsten ist, wenn Männer von Ihren Verdiensten sich ohnmittelbar vertrauensvoll und ohne alle Empfehlung an ihn selbst wenden. So stellte er Müller, Forster, Heinze und andere an. Ich bin mit grosser Hochachtung

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Erfurt, den 11. November 1789. Dalberg.

Schiller wandte sich aber nicht nach Mainz, weil er glaubte, Johannes von Müller, der bei allen Anstellungen von Gelehrten in Mainz seine Hand im Spiele hatte, würde, als sein Nebenbuhler in der Geschichte, sein Gesuch nicht befürworten. So blieb Nichts übrig, als ruhig, mitunter auch etwas unruhig, den Tod des alten Kurfürsten zu erwarten. Wirklich verbreitete sich Ende November das Gerücht von seinem Tode; es war falsch. „Todtgesagte Leute leben lang,“ schrieb er in Folge dessen an die Schwestern L., das ist eine traurige Aussicht. Ich beneide Euch aber um die paar seligen Minuten, die Ihr gehabt haben müsst, ehe sich das Gerücht widerlegte. Wenn er nicht sterben

will, so wünschte ich wenigstens, man sagte ihn alle 14 Tage einmal todt, dass wir doch die Freude hätten.“ Und zu Neujahr 1792 schreibt er an Körner, der auf die Erbschaft seines Onkels Airer wartete: „Mein herzlicher Wunsch zu diesem neuen Jahre für Dich und für mich ist der, dass dasjenige sterben möge, was nicht leben soll.“ Aber beide frommen Wünsche sollten nur unvollkommen in Erfüllung gehen. Immerhin jedoch gaben die nähere Bekanntschaft Schillers mit Dalberg und die schönen Aussichten für die Zukunft der chère mère viel Beruhigung, und trugen gewiss nicht wenig dazu bei, sie dem Ehebündniss Schiller's mit Lotten geneigt zu machen. Caroline von Wolzogen erzählt: „Er interessirte sich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück seiner Liebe. Er versprach, sobald er Kurfürst würde, Schiller ganz nach seinem Wunsch und Sinn anzustellen, und bat mich, meiner Mutter zu sagen, dass ihre Tochter auch in der äusseren Existenz sich durch ihre Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreise gerissen sehen sollte. Wir wussten durch unsere Freundin (Caroline v. Dacheröden), dass er Schiller einen Gehalt von 4000 Gulden zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.“ Als Schiller 1793 einen längeren Ausflug nach seiner Heimath unternahm und in Ludwigsburg seinen Jugendfreund von Hoven antraf, redete er oft mit diesem über die glückliche Aussicht, die sich ihm mit dem Tode des Kurfürsten von Mainz oder des Bischofs von Konstanz eröffnete. In seiner Selbstbiographie, pag. 132, erzählt v. Hoven: „Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Coadjutor von Konstanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, sobald er entweder Bischof von Konstanz oder Erzbischof von Mainz werden würde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Schiller sprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können glaubte, dass ich als Leibarzt Dalbergs oder als Professor in Mainz angestellt werden würde. Bei diesen schönen Aussichten war es natürlich, dass er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder andern dieser geistlichen Herren wartete. „„Sie sind beide steinalt,“ sagte er, aber keiner denkt an das Sterben.““ Besonders aber fatal war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. „„Aber das grosse Uebel

bei diesen Herren, sagte er, ist, dass sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, es müsste plötzlich an einem Schlagfluss dahinfahren.““

Dalberg wünschte sehr, auch persönlich mit Schiller bekannt zu werden. Am 4. December kam er nach Jena mit dem Grossherzog Karl August, aber Schiller „sprach ihn in schrecklicher Gesellschaft, im Zirkel alter Professoren, weil sie der Herzog zusammenrufen liess. Da konnte er blos über allgemeine Dinge mit ihm reden.“ Erst den Tag darauf erfuhr Dalberg von Goethe in Weimar das intime Verhältniss Schiller's zu Lotten und ward nun um so begieriger auf seine nähere Bekanntschaft. Am 3. December waren auch die beiden Lengefelds in Weimar angekommen, von wo sie am 14. nach Erfurt zu Dacheröden reisten. Am 17. schreibt Lotte an Schiller: „Uebrigens gefällt es mir wohl hier, d. h. die Gesellschaft des Coadjutors macht mir viel Freude; er ist gar artig und hat etwas so Kindliches. Was mich gar sehr angreift, sind die ewigen Soupers und Diners; es giebt da so viel zu essen, dass der Verstand ganz schwach wird! Wir sind durch die erste Gesellschaft bei Dalberg so unter die Menschen und dadurch seitdem nicht zur Ruhe gekommen. Nur früh sind wir für uns. Die Menschen thun uns freilich in so fern nichts, denn sie berühren uns nicht. Nur das viele Essen, das man sehen muss, stört mich; es ist zu arg.“ Noch am 20. war ihr in Weimar der Kopf von den grossen Erfurter Soupers und dem späten Aufbleiben ganz eingenommen: „mir ist gar schwer und unheimlich zu Muthe.“ Das neue Jahr führte die Schwestern nach Erfurt, wo Karoline blieb, während Lotte nach kurzem Aufenthalt wieder nach Weimar zurückkehrte, um gegen die Mitte des Februar den Besuch in Erfurt zu erneuen. Von hier sollte Schiller sie zur Hochzeit nach Jena abholen und zugleich dem Coadjutor seine Aufwartung machen, der sogar seine Hochzeit in Erfurt hatte ausrichten wollen, was aber der chère mère nicht recht war.

Am 14. Februar schreibt Schiller nach Erfurt: „Ihr seid jetzt beisammen, meine Lieben, und mein Herz sagt mir, dass ich Euch nicht ferne bin. Noch vier Tage und ich bin in Eurer Mitte — das ist eine unaussprechlich schöne Aussicht. Meine Sorge ist nur, dass wir einander so wenig werden sehen können.

Einige Vormittagsstunden — das wird wohl alles sein, und Ihr werdet dafür sorgen, fürchte ich, dass die Vormittage nicht zu früh anfangen. Ich will eine Stunde Vorlesung mehr noch daran wenden, und es einrichten, dass ich Donnerstags Abends spätestens zwischen 9—10 Uhr in Erfurt bin. Könnt Ihr, so richtet es so ein, dass Ihr zeitiger nach Hause kommt und ich Euch die Nacht auf eine Stunde geniesse. Vergesst nur nicht, mir zu schreiben, in welchem Gasthof Ihr abgestiegen seid. Verfehle ich diesen, so habe ich die halbe Freude verloren. Wenn keine Antwort auf diesen Brief mehr bei mir eintreffen kann und Ihr diesen Umstand in dem Briefe, der unterwegs ist, vergessen habt, so schickt den Heinrich (wahrscheinlich Dacherödens Jäger) gegen 9 Uhr oder auch nur ein Billet in den Schlehendorn, wo ich halten werde. Dem Heinrich könntet Ihr auftragen, dass er mir ein gutes Zimmer (eines nehmlich, das nicht zu weit von dem Eurigen ist) soll parat halten lassen. Die Reputation kann nichts dadurch leiden, die Heirath macht alles gut. — Auf die neuen cher père- und chères frères-Gestalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen und beschreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht, und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch. Das „Universum“ von Dalberg hätte ich noch gar gern gelesen, aber hier ist es nicht zu haben. In Erfurt hoffe ich es zu finden, ich rechne darauf, es aus der Tasche heraussehen zu lassen, wenn ich bei dem Coadjutor bin.“ Schiller kam zur festgesetzten Zeit nach Erfurt und fuhr den Sonntag darauf mit den beiden Schwestern nach Jena. Ihren Hochzeitstag beschreibt Lotte ein Jahr nach Schillers Tode so: „Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, stiegen an der Kirche aus; Niemand war bei der Trauung zugegen, als meine Mutter und Caroline. Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen. — Jeglichen Menschen erwartet sein Tag, auch meiner wird kommen!“

An Körner berichtet Schiller das wichtige Ereigniss mit folgenden Worten: „Ich lebte drei angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Antheil an unserem Verhältniss nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. — — Jetzt darf nur noch eine Veränderung geschehen, so habe ich nichts von aussen mehr zu wünschen. Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen. Er hat sich von freien Stücken gegen mich über den bewussten Punkt herausgelassen und mir in bestimmten Worten gesagt, dass er darauf zähle, mich in Mainz um sich zu haben, und mir eine Existenz, wie sie für mich gehöre, dort zu verschaffen. Er wüsste auch nicht, setzte er hinzu, wozu den Fürsten ihre Hilfsmittel nützten, wenn sie sie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln. Aber auch ohne jede Privatrücksicht ist der Coadjutor ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe keinen Menschen gefunden, mit dem ich überhaupt so gerne leben möchte, als mit ihm. Er hat meinen Geist entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen. Zwar scheint er mir etwas Unstätes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht sein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erschöpfen, aber seine Blicke sind hell, rasch und weit verbreitet, und dies macht ihn desto geniessbarer im Gespräch. Meine Frau und Schwägerin hat er sehr lieb, und sie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar schön, und erlaubte den beiden, ihn malen zu sehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unsere Heirath Beziehung hat. Es ist ein Hymen, der unsere Namen auf einen Baum schreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerspiels und der Geschichte. Das Gemälde ist Lottchen bestimmt und in 14 Tagen sollen wir's haben. Eine Madonna hat er gemalt, die wirklich ganz vortrefflich ist.“ Am 15. April hatte Lotte das Gemälde in Händen, begleitet von einem schönen Briefe. „Es ist schön ausgeführt,“ schreibt Schiller, „obgleich der Gedanke an sich wenig Gehalt hat, wie es bei einem Gelegenheitsstück auch nicht wohl möglich ist.“

Das Verhältniss zu Dalberg ward immer inniger. Am 19. December 1790 schreibt Schiller an Körner: „In 12 Tagen reise ich mit meiner Frau und Schwägerin nach Erfurt, um acht Tage dort zu bleiben. Mein Verhältniss mit Dalberg wird immer fester und enger; ich verspreche mir einmal überaus viel von einem näheren Umgange mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und so geistreiches Wesen, wie ich wenige kenne; so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei — frei geworden, denn er war nicht immer so. — Mich freut, dass Dir mein deutscher Plutarch gefällt. Gewiss ist dies die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg dazu sagen wird. Er will mich nicht von der Poesie, und besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen. Aber beides wird sich recht gut vereinigen lassen.“ Was Schiller hier erwähnt, ist ein wichtiger Dienst, den Dalberg der deutschen Literatur geleistet hat. Schiller war durch seine mehrjährige Beschäftigung mit der Geschichte an seinem Dichterberufe irre geworden und erbat sich das Urtheil seiner kunstverständigen Freunde, ob er überhaupt ein Dichter, und zu welcher Dichtungsgattung er berufen sei. Auf eine solche Anfrage hatte Dalberg, der aus dem Don Carlos Schillers eminente Befähigung zur hohen Tragödie erkannt hatte, am 12. September 1790 geantwortet: „Ich wage es nicht, zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sei mir erlaubt der stille Wunsch, dass Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?“ Da Schiller durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort nicht beruhigt war, erklärte sich endlich Dalberg dahin: es sei wünschenswerth, dass Schiller in ganzer Fülle Dasjenige leiste, was er leisten könne, und das sei das Drama. Auch das literarische Verhältniss zu Erfurt ward ein immer regeres. Die Erfurter Gelehrte Zeitung, die seit 1780 unter der Aufsicht der Akademie herausgegeben wurde, hatte die schriftstellerische Thätigkeit Schiller's so wie seine Lebensschicksale von „den Räubern“ an mit Aufmerksamkeit begleitet. Als Schiller bei Gelegenheit seiner Heirath vom Grossherzog von Weimar einen jährlichen Gehalt von ganzen 200 Reichstha-

lern erlangt hatte, verkündigte sie dies ausserordentliche Ereigniss mit den aus Jena datirten Worten: „Der Herzog von Sachsen-Weimar hat dem hiesigen berühmten Rathe, ausserordentlichen Professor der Geschichte, Herrn Friedrich Schiller, den Character als Hofrath nebst einer ansehnlichen Pension ertheilt.“ An seinen Verleger Göschen schreibt Schiller, er wolle die Anzeige seiner Geschichte des dreissigjährigen Krieges, deren erster Theil bis zur Schlacht bei Breitenfeld zu Ende des Jahres 1790 in Göschens Damenkalender erschienen war, auch in der Erfurter Zeitung, wohin er Correspondenz habe, besorgen lassen. Diese Anzeige erschien den 13. Januar 1791, also drei Tage nachdem Schiller Erfurt wieder verlassen hatte. Jedenfalls ist sie vom Professor Dominikus verfasst, der Dalbergs täglicher Tischgenosse war, Schillers Antrittsvorlesung: „Was heisst und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte“, angezeigt in der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 7. April 1790, mit Begeisterung gelesen hatte und Mitte Mai einen jugendlich warmen Brief darüber an Schiller schrieb, und im Wintersemester 1790 Einleitung in die Universalgeschichte nach Schiller vortrug. Den 30. December 1790 war Schiller hier zum Besuche bei Dalberg angekommen und blieb bis zum 10. Januar 1791. In den ersten Tagen des neuen Jahres schrieb er sich in das Stammbuch des hiesigen Professors Justi mit den Worten des Juvenal:

> Summum crede nefas animum praeferre pudori
> Et propter vitam vivendi perdere causas,

und mit den Versen aus Wielands Musarion ein:

> Doch auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben.
> Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist
> Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,
> Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist,
> — — Entkleidet überraschen!
> Um wie viel mehr, als alle Weltbezwinger,
> Ist der ein Held, der, tugendhaft zu sein
> Sich kühn entschliesst, dem Lust kein Gut, und Pein
> Kein Uebel ist, zu gross, sich zu beklagen,
> Zu weise, sich zu freu'n — der jede Leidenschaft
> Als Sieger an der Tugend Wagen
> Befestigt hat und im Triumphe führt,
> Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt.

Leider sollte Erfurt Deutschlands grossen Dichter, wie es ihn in den Tagen seines höchsten Glückes gesehen hatte, auch in dem Zustande des Leidens erblicken. Den 2. Januar wohnte er mit dem Coadjutor nebst seiner Frau und Schwägerin in der Loge des Ersteren einer Dilettanten-Vorstellung des „Monaldeschi“ bei und besuchte den Tag darauf auf der Statthalterei, dem jetzigen Regierungsgebäude, ein Concert, welches Madame Hässler, die Frau des berühmten Clavierspielers und Componisten, zur Feier des Geburtstages des Kurfürsten gab. Es wurde das Singstück: „Friedrich Carl Joseph, der Liebling seines Volks“, von Hässler componirt, aufgeführt; während des Concertes wurde Schiller krank und musste sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen. Hiermit beginnt die Leidensgeschichte unseres Dichters, die mit seinem allzufrühen Tode endet. Er schreibt darüber an Körner: „In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen zu werden, dass ich einen ganzen Tag das Bett und einige Tage das Zimmer hüten musste. Ich wartete es ab, dass es bei einem einzigen Anfall blieb, der aber so heftig war, dass ich und mein Arzt vor dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bange waren. Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen und der Coadjutor besuchte mich mehrmals.“ Später äusserte er (an Körner, 22. Februar 1791), der Anfall sei durch einen dortigen nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit behandelt und weniger curirt, als zugedeckt worden. Im Uebrigen hatte er alle Ursache, mit dieser Reise zufrieden zu sein. Er fährt fort: „Sie brachte mich ihm (dem Coadjutor) überaus nahe und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbei. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen, wenn ich, wie ich hoffe, meine Schwiegermutter dazu disponiren kann.“ Was aber für die Entwickelung seines Dichtergeistes und damit für die ganze deutsche Literaturgeschichte von der grössten Bedeutung war, war dies, dass im mündlichen Verkehr mit Dalberg dieser endlich mit seiner Meinung über Schillers Beruf zum Dramatiker durchdrang, so dass Schiller aus der Geschichte des dreissigjährigen Krieges, die ihn damals beschäf-

tigte, wenn nicht auf Veranlassung, doch jedenfalls mit lauter Zustimmung Dalbergs, einen dramatischen Stoff herausgriff, den sein Genie nach acht Jahren mühevoller Arbeit zu der grössten deutschen Tragödie, von echt nationalem Gehalte, ausprägte, dem Wallenstein. „Es ist mir jetzt noch einmal so wohl," schreibt er weiter an Körner, „denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden und zwar ein historisches." Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, dass des Coadjutors Bruder, der Intendant des Mannheimer Theaters, ihm schon das Sujet zum Don Carlos gegeben hatte. Schon im Jahre 1792, wo Schiller nur die erste Hand an die Ausarbeitung seines Planes legte, kündigte die Erfurter Zeitung an: „Von Herrn Hofrath Schiller haben wir ein neues Schauspiel zu erwarten." Ein anderes Ergebniss seines Erfurter Aufenthaltes, was für ihn selbst von wenig Belang war, für uns aber von desto grösserer Wichtigkeit ist, war seine Aufnahme in unsere Akademie. Den 3. Januar fand zu Ehren des „hohen Geburtsfestes Sr. Kurfürstl. Gnaden zu Mainz, ihres gnädigsten Herrns," eine feierliche Sitzung statt, „welche diesmal auf höchste Anordnung und im Beisein des Herrn Coadjutors Erzbischöfl. Gnaden auf der Statthalterei bei einer ansehnlichen Menge anderer Liebhaber der Wissenschaften gehalten wurde". und in welcher die Akademie ihr Urtheil über die im Jahre 1789 gestellten Preisaufgaben öffentlich bekannt machte. (Erfurter Gelehrte Zeitung 1791, pag. 9.) Am Schluss des Berichtes heisst es: „Auch wurde Herr Friedrich Schiller, Herzogl. Sachsen-Weimarischer und Eisenachischer Hofrath und Professor der Geschichte auf der Universität Jena, zum Mitgliede erwählt." Schiller hatte dieser Sitzung, welche um drei Uhr in dem grossen Saale Statt fand, selbst beigewohnt und war dann wohl bis zu dem oben erwähnten Concert beim Coadjutor geblieben. Er schreibt darüber an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützliche! Du siehst, dass ich es schon weit gebracht habe." Das Epitheton mochte ihm nach seiner

ganzen Geistesrichtung allerdings schlecht behagen. Es schmeckte ihm zu sehr nach jener Nützlichkeitstheorie, die Göthe in dem bekannten Epigramm verspottete:

**Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!**

Auch von solchen äusserlichen Auszeichnungen hielt er wenig, denn als er im Jahre 1797 mit einem grossen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht wurde und das Diplom mit dem grossen wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müsste wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende wars aber blos ein Diplom der dortigen Akademie der Wissenschaften. Endlich hielt er auch von gelehrten Gesellschaften nicht viel, wie wir aus einem Epigramm ersehen, welches in den Werken „G. G.", in dem von Boas herausgegebenen Xenien-Manuscript: „Gelehrte Societäten" betitelt ist:

**Jeder, siehst Du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.**

Wenn wir dies zusammennehmen, werden wir wohl Düntzer beistimmen müssen, welcher folgendes in den Werken fehlende Epigramm des Xenien-Almanachs, das dem eben citirten unmittelbar vorausgeht, auf unsere Akademie bezieht:

Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften:

**Wie auf dem ü fortan der theure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreissig Dukaten gesetzt.**

Ich denke, wir verhalten uns dagegen, wie die Enkel der berühmten italienischen Geschlechter, die es sich zum Ruhme anrechnen, die Namen ihrer Vorfahren in Dante's Hölle verewigt zu lesen. War auch dem Sohne wenig mit der Aufnahme in unsere Akademie gedient, so würde sein Vater, der Baumschul-Inspector Johann Kaspar Schiller, über diese Auszeichnung sehr erfreut gewesen sein. Als sein Buch über Baumzucht, welches zu seiner Zeit viel gebraucht wurde, erscheinen sollte, 1795, schrieb er an seinen Sohn, falls es den Beifall des Publikums erhielte, „so könnte alsdann der liebe Fritz ein Exemplar an Herrn Coadjutor von Dalberg schicken und auf die Aufnahme zu einem Mitgliede der Erfurter Gesellschaft anspielen. Es würde mich doch in meinem Alter sehr freuen." In den Akten unserer Akademie findet sich aber sein Name nicht erwähnt. Das Kriegsunglück dieses Jahres, welches auch den

Arbeiten unserer Akademie Stillstand gebot, und der am 7. September 1796 erfolgte Tod des Vaters hinderten Schiller, ihm diese Freude zu bereiten. Kehren wir nun zu Schillers Verhältniss zu Dalberg zurück.

Aus dem Aufenthalt bei ihm in den Osterferien wurde Nichts, seine Schwiegermutter verlangte ihn nach Rudolstadt, wo er einem neuen Krankheitsanfall beinahe erlegen wäre. Schon hatte sich das Gerücht von seinem Tode auch hier in Erfurt verbreitet, welches erst den 24. Juli in der Gelehrten Zeitung mit folgenden aus Jena datirten Worten dementirt wurde: „Diejenigen Leser, die sich etwa durch einige voreilige Nachrichten und vorzüglich durch Herrn Cranzens übrigens beifallswürdige Parentation, im sechsten Hefte seiner Fragmente, haben irre führen lassen, können wir mit Zuverlässigkeit versichern, dass Herr Hofrath Schiller wirklich noch lebe und sich jetzt im Karlsbade befinde, von woher wir ihn nächstens erwarten.“

Am 2. September ist Schiller wieder in Erfurt, wo er und seine Frau zur Nachkur Egerbrunnen trinken. Am 6. schreibt er an Körner: „Ich kann jetzt zwei, drei Stunden des Tages etwas lesen, ohne mich anzugreifen. Die Kräfte nehmen zu und man findet mich auch frischer aussehend. Hier in Erfurt verlebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist.“ Auf des Coadjutors Anrathen schrieb er an den Herzog von Weimar und suchte förmlich um eine Besoldung nach, die hinreichend wäre, ihn im äussersten Nothfalle ausser Verlegenheit zu setzen. Der Herzog schickte auch sofort an Lotten eine Summe, gestand aber, dass er sich auf eine bestimmte Erhöhung der Pension „alleweile“ nicht einlassen könnte. Woher Hoffmeister die Nachricht hat, dass er mit Dalberg Gespräche über den Wallenstein gepflogen habe, weiss ich nicht, doch ist es anzunehmen. Auch wurde während seiner Anwesenheit der Don Carlos in Erfurt von der weimarischen Gesellschaft gespielt (Pasqué, Göthe's Theaterleitung, II., pag. 71 ff.), für welchen Dienst er das Stück der Gesellschaft überlassen musste, die es dann später auch in Weimar aufführte. Den 18. September schrieb er hier in das Stammbuch seines Jenaer Zuhörers, des bekannten Kreuzer in Heidelberg, die Worte: „Die N a t u r gab uns D a s e y n; L e b e n giebt uns die K u n s t und V o l l e n d u n g

die Weisheit.“ Er hatte sich zwar vorgenommen, mehrere Monate hier zu bleiben, aber sowohl sein eigener, als auch Lottens bedenklicher Gesundheitszustand erweckte frühzeitig wieder die Sehnsucht nach seiner eigenen Häuslichkeit. Am 3. October ist er wieder in Jena. „Ich habe“, schreibt er an Körner, „an diesem Orte (Erfurt) im Umgange mit Dalberg viel Vergnügen genossen, und mehr, als ich bei einer so oft unterbrochenen Gesundheit erwarten konnte. Dessen ungeachtet habe ich mich nach Jena gesehnt, weil ich hier doch zu Hause bin, alle Bequemlichkeit geniesse, die bei einem kränklichen Zustande so unentbehrlich ist, und weil ich hier im Umgange mit Meinesgleichen und der Auswahl talentvoller junger Leute mich selbst mehr geniessen kann. In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthalts habe ich auch wieder angefangen zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des dreissigjährigen Krieges viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich Tags 4, auch 5 Stunden dictiren, und so brachte ich in 14 Tagen 5 gedruckte Kalenderbogen zu Stande.“ Zu Anfang Juni 1792 ist er wieder in Erfurt beim Coadjutor, wo er zufällig mit Husaren-Rittmeister Funk, seinem Mitarbeiter an den Memoiren, zusammentrifft. Auch den bekannten Allerweltsmenschen Leuchsenring, den Göthe im „Pater Brey“ verspottete, und der Schillern schon in Stuttgart nach dem Erscheinen der „Räuber“ besucht hatte, fand er daselbst. Er war seit dem 5. Januar 1792 Mitglied unserer Akademie. Schiller schreibt über dieses Zusammentreffen an Körner: „Leuchsenring aus Berlin, den Du vielleicht par renommée auch kennst, ist auf gut despotisch aus dem Preussischen verwiesen und (man weiss nicht warum?) seine Papiere ihm weggenommen worden. Vor seiner Abreise warf sich ihm noch eine Liebschaft, ein Fräulein von Bielefeld, die bei der Prinzessin Auguste Hofmeisterin war, an den Hals, und erklärte, dass sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde. Er hat sie mitgenommen als seine Frau, und nun ist er nach der Schweiz ohne irgend eine Aussicht. In Erfurt habe ich das seltsame Paar gesprochen.“

Wenn ich vorher erwähnte, dass Schillers Erwartungen einer neuen goldenen Zeit von dem Tode des alten Kurfürsten von Mainz sich eben so wenig realisirten, als die Erwartungen Kör-

ners von dem Tode seines Oheims Airer, so ist hier der Ort, von der allmäligen Verfinsterung dieser Aussichten, so wie von dem Ersatz zu reden, den Dalberg für die unmöglich gewordene Anstellung zu Mainz dem Dichter bot.

Obgleich Schiller sich nie viel um die politischen Ereignisse kümmerte und nach der Ermordung des Königs Ludwig XVI. sich mit Ekel von diesen „Schindersknechten", wie er die Franzosen nannte, abwendete, so griffen doch die Fortschritte der französischen Revolution zu stark in seine speciellen Interessen ein, als dass er ihnen mit unbedingtem Gleichmuth hätte zusehen können. „Durch die Beschlüsse vom 5. August 1789 hatte sich Frankreich mit einem Schlage abgerundet, mancher Reichsstand, vor Allem Kurmainz, das künftige Land des Coadjutors, dessen Einkünfte, da die Grenzen geistlicher Herrschaft über die nationalen Grenzen hinausragten, vielfach aus französischem Gebiete flossen, war stark verkürzt. Noch in demselben Jahre stellte man in Frankreich die Güter der Geistlichen den darbenden Finanzen zur Verfügung. Es war ein Streich, den die gesammte Geistlichkeit mitfühlte. Dalberg auch wurde bedenklich. Wenn Karoline von Wolzogen von der Mainzer Kolonie schöner Seelen phantasirte, warnte er ernst: „„Ein Sturm könne noch Alles vernichten."" Dieser kam." (Palleske II., pag. 244.) Am 21. Oktober 1792 fiel Mainz in die Hände der Franzosen. Den 26. November 1792 schrieb Schiller an Körner: „Die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen," und den 28. Februar 1793: „Mit Mainz sieht es noch immer sehr trübe aus. Der Kurfürst ist gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wieder angekommen ist. Der letzte zieht nur die Hälfte seines Gehaltes, und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiss der Himmel, wie es damit noch werden mag." Umsomehr war er bemüht, sich rech innig an Dalberg anzuschliessen, ich meine, weil er hoffte, dass das gegenwärtige Unglück ihn für die Freundschaft edler Menschen um so empfänglicher machen würde; wohl mochte er sich jetzt in die Rolle seines Grafen Lerma hineindenken, wie er zu Don Carlos sagt:

Seien Sie
Ein Mensch auf König Philipp's Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen.

Die erste Ausgabe seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde“ (Leipzig, Göschen 1793) widmete er seinem Gönner mit dem Motto aus Milton: „Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst.“ Leider war Dalberg als Schriftsteller zu wenig geschult, als dass er ihn mit Erfolg an sich hätte heranziehen können. Schon die Anmerkungen Dalberg's zu einem Aufsatze Wilhelm's v. Humboldt über das Studium des Alterthums hatten ihn wenig erbaut. Nichts desto weniger lud er zu Ende des Jahres 1794 Dalberg zur Mitarbeit an dem grossen journalistischen Unternehmen der „Horen“ ein, die bei Cotta erschienen, aber nur drei Jahrgänge erlebten. Aber Dalberg war ein gefährlicher Mitarbeiter, vor dem Körner warnte. Schiller tröstete sich mit der Hoffnung, Dalberg werde verhindert sein. Aber am 5. April 1795 meldet er niedergeschlagen: „Vom Coadjutor ist ein unendlich elender Aufsatz (über Kunstschulen) eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu sein.“ Er half sich, da er ihn nicht gut los werden konnte, damit, dass er trotz der Anonymität, die für die „Horen“ ausgemacht war, folgende Bemerkung darunter setzte: „Aus einem Schreiben des Herrn Coadjutor von Dalberg an den Herausgeber. Ich danke Ihnen, dass Sie meinem Aufsatz über Kunstschulen einen Platz in Ihren Horen vergönnen. Die drei Stücke dieser Monatsschrift, welche bisher erschienen sind, entsprechen der hohen Erwartung der Leser. Um so mehr bedaure ich, dass der gegenwärtige Drang meiner Berufsgeschäfte mich hindert, an dieser Unternehmung in Zukunft Antheil zu nehmen. Ich bin u. s. f. Erfurt, den 12. April 1795.“ Als Körner den Aufsatz gelesen hatte, schrieb er an Schiller: „So etwas wie die Kunstschulen ist mir noch nicht von Dalberg vorgekommen: es ist der völlige Styl der zehn Gebote. Wer hat den glücklichen Einfall gehabt, seinen Namen am Ende anzubringen? Hier war er äusserst nöthig.“ Auch den „Horen“ schien das Vordringen der Franzosen in Süddeutschland gefährlich zu werden. Schiller äussert sich darüber besorgt an Körner (23. Juli 1796): „Die schwäbischen Angelegenheiten und die politischen überhaupt beunruhigen mich doch auch sehr; und es mag fallen, wie es will, so wird es uns arme Achiver,

(Anspielung auf Horaz: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi) manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde, dass er seine Unternehmungen einschränken müsste; ohnehin wird das Bücherwesen einen grossen Stoss erhalten, und die politischen Aspecten begünstigen mich auch von Seiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist. Indessen müssen wir erwarten, was der Himmel über uns verhängt.“ Von diesem Standpunkt aus, meine ich, müssen die auf den Clubbisten Forster, der Mainz in die Hände der Franzosen gespielt hatte, bezüglichen Xenien beurtheilt werden, die man vielfach hartherzig gefunden hat. Es sind folgende (die Scene spielt in der Unterwelt):

347) Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O ich Thor! ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

348) Die dreifarbige Kokarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?

349) Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an!

(weil man von Forsters Frau, der Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heyne, sagte, sie habe in ihrem Manne den französischen Freiheitstaumel genährt.) Dass mit dem Verluste von Mainz auch die Aussicht auf eine dortige Anstellung für Schiller verloren ging, konnte ihn begreiflicher Weise für den Freiheitsschwindel der Mainzer Clubbisten, die mit jenen „elenden Schindersknechten“ conspirirt hatten, nicht günstiger stimmen. Es mag deshalb in diesen schlimmen Zeitläuften eine wahre Herzstärkung und Erquickung für ihn gewesen sein, als ihm Dalberg, vielleicht zu einem feurigen Nachtrunk auf den wässrigen Horenaufsatz, am 1. März 1796 12 Bouteillen Rheinwein aus dem Kurfürstlichen Keller, mit Ring und Stab gesiegelt, zuschickte. Seine Dankbarkeit ergoss sich in folgendem Gedichtchen, welches in seinen Werken unter der Ueberschrift: „Das Geschenk“ sich findet:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heisst mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Das Gedicht erschien im Musen-Almanach für das Jahr 1797, welchen Schiller unterm 17. October 1796 an Dalberg schickte. Dalberg dankte für die Uebersendung und schrieb ein mildes Urtheil über die in demselben enthaltenen „Xenien“, welches Schiller den 13. November 1796 an Göthe schickte mit den Worten: „Hier des Coadjutors Brief, die Xenien betreffend. Sie sehen daraus, dass man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen moralischen Ruf gesetzt hat.“ Darauf erfolgte den 19. November eine verdoppelte Auflage von 24 Flaschen. Ueberhaupt sei an dieser Stelle bemerkt, dass Schiller seinen Wein (für den er jährlich 160 Thaler ausgesetzt hatte) zum grössten Theil von Erfurt bezog (vielleicht auf Göthes Empfehlung, der auch seinen Wein aus der Ramann'schen Handlung hier bezog), zuerst aus der Weinhandlung von Fröhlich, später Lange u. Compagnie, dann aus der noch jetzt bestehenden Ramann'schen Handlung. Von Fröhlich (Lange u. Co.) bezog er folgende Sorten: Roussillon, Steinwein, Leistenwein, Malaga, Frontignac, Ruster; von Ramann: Muscateller, Oedenburger, Burgunder.

So kam denn allmälich die Zeit heran, wo das Werk, welches im Erkerzimmer des Beyerschen Hauses auf dem Plänchen (es hat sich dort noch eine Fenstertafel mit Schillers eigenhändig eingekritzeltem Namen erhalten) angesponnen worden war, „frei und freudig an das Licht der Sonnen“ treten sollte. Die Bekanntschaft mit Göthe, um deren Zustandekommen auch Dalberg sich viel Mühe gegeben hatte, hatte das Werk zwar nicht gezeitigt, aber gereift. Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin, wurden die Piccolomini unter einem grossen Zusammenflusse von Fremden aus Jena und Erfurt zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Noch mehr der Ruf des Verfassers und der Wunsch, ihn zu sehen, als die Neuheit und Ausserordentlichkeit des Stückes hatte die Fremden herbeigezogen. — Das Ende des Jahrhunderts nahte heran. Hatte Schiller schon im Prolog zum Wallenstein mit ernsten Worten auf den Ernst der Zeit hingedeutet, der Europa in die Barbarei des 30jährigen Krieges zurückzuschleudern drohte, so trübte sich seine Stimmung noch mehr, als der Wechsel des Jahrhunderts noch finsterere Aussichten eröffnete. In jenem Prologe hiess es:

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkomm'ner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreissig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal lasst des Dichters Phantasie
Die düst're Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Wenn wir mit Palleske annehmen, dass das Gedicht: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“, wie es höchst wahrscheinlich ist, an Dalberg gerichtet war, so gewinnt dasselbe erst recht eine Bedeutung für die Kenntniss von Schillers damaligem Gemüthszustand. Wie hätte er mit heitern Blicken in die Zukunft sehen sollen, da Dalbergs Aussicht auf das Kurfürstenthum Mainz und mit ihr Schillers Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft durch die französischen Umwälzungen schwankend geworden war? Wenn an sich schon das Herz jedes Menschenfreundes bluten musste, wenn er von den Gräueln hörte, die im Gefolge der französischen Revolution über ganz Europa hereinbrachen, so konnte ihm die Vernichtung seiner glänzenden Aussichten dieses politische Phänomen nicht reizender machen. Und nun das Unglück seines edlen Freundes, der durch diese Umwälzung bald darauf noch um das höchste Gut des Menschen, um seinen ehrlichen Namen kommen sollte!

Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswuth Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Auch die Kunst eröffnete ihm jetzt keine Aussicht mehr in eine heitere Ferne. Nur auf den „Gehalt in seinem Busen“ ist der Mensch jetzt angewiesen.

In des Herzens heilig stille Räume
Musst du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Wenn aber auch Dalberg Schillern keine Sinecure mehr verschaffen konnte, so konnte er doch als Privatmann noch viel thun. Schiller schreibt darüber an Körner (15. November 1802): „Ich erwarte nun mit Sehnsucht die Abschliessung der Entschädigungssache in Regensburg, wovon auch meine Finanzen künftig abhangen werden. Der Kurfürst von Aschaffenburg (Dalberg) hat sein altes Engagement gegen mich erneuert, und ich werde gewiss etwas erhalten, sowie er nur selbst etwas hat. — Nothwendig brauche ich auch diesen Secours, da die kahle Ehre, die mir von Wien erwiesen wird (das Adelsdiplom), mir künftig einigen Aufwand verursacht, auf den nicht gerechnet war." Dalberg hielt glänzend Wort. Den 7. Januar 1803 erhielt Schiller anonym 650 Thaler von Frankfurt, die von Dalberg kamen; desgleichen den 10. Oktober desselben Jahres von Regensburg aus anonym mit Bankzetteln à 620 Thaler, endlich den 22. Juni 1804 542 Thaler 12 Groschen. Da die Briefe Dalbergs beredter, als die begeistertste Lobrede, das treffliche Gemüth dieses wahrhaft edlen Mannes preisen, so lasse ich sie hier folgen. Die Erneuerung des Engagements gegen Schiller findet sich in dem Briefe Dalberg's vom 28. August 1802: „Ihr Brief hat mich unaussprechlich gefreut! oft hat sich mein Geist an dem Ihrigen gestärkt; oft ergötzten mich die Ergiessungen Ihrer erhabenen und keuschen Muse; entflammten in mir die Liebe des sittlich-schönen und guten! und! dann beschlich mich der Wunsch, Deutschlands Dank dem ersten deutschen Dichter dereinst zu entrichten: näher bin ich an dem Ziel (doch sehr unter uns gesagt), gesichert ist es nicht ganz! Doch bald hoff' ich Ihnen das zu werden, was ich von ganzer Seele wünsche. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer vortrefflichen Gemahlin und bin Ihr aufrichtiger treuer Freund Karl."

Um für das erste Geldgeschenk zu danken, hätte Schiller gern die Braut von Messina bis zum 5. Februar, Dalbergs Geburtstag, beendigt. Nachdem Schiller am 11. Februar 1803 dieselbe dem „Archichancellier" geschickt hatte, dankte dieser am 3. März mit folgendem Briefe: „Werthester Freund! Ihr Andenken und das Andenken Ihrer vortrefflichen Gemahlin und geistvollen Schwägerin freuen mich sehr. Indem ich Ihren hohen Genius bewundere, schätze ich noch mehr die reine Liebe

der Tugend und Wahrheit, die in Ihren Schriften athmet und aus Ihrer schönen Seele quillt.

Fahren Sie fort, edler Mann! die Zierde unseres Vaterlandes zu sein; ich bin von Herzen

Ihr wohl affectionirter Freund Karl."

Regensburg, d. 3. März 1803.

Die oben erwähnte Geldunterstützung Dalbergs gab wohl mit Anlass zu den schönen Strophen, womit Schiller am 22. April 1804 die Uebersendung des „Wilhelm Tell" begleitete, und in denen er wieder seinem Hass gegen die französische Revolution Luft macht:

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wuth die Kriegesflammen schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt;
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Grosse ist Dein eigen.

Eine weitere poetische Huldigung lehnt Dalberg in folgendem Briefe ab: „Hochwohlgeborner Herr Hofrath! Sehr schätzbar wäre mir die zugedachte Ehre! Aber Schillers erhabne Muse huldige der Tugend und keinem Sterblichen; dies ist der Wunsch Ihres Freundes Karl."

Aschaffenburg, den 6. Juli 1804.

Im Mai des Jahres 1803 war Schiller zum letzten Male in Erfurt. Er schreibt darüber an Körner: „Ich habe in diesen Tagen auch lustig gelebt: Die preussischen Offiziere in Erfurt haben mich zu einem Feste eingeladen, und ich bin hingegangen. Es hat mir viel Spass gemacht, mich mitten in einem grossen Militär zu finden, denn es waren gegen hundert Offiziere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten

Majors und Obersten interessant waren.“ Sein „Wallenstein“ hatte ihn bei den Militärs populär gemacht, und es ist wahrscheinlich, dass ihm zu Ehren „Wallensteins Lager“ von den Offizieren aufgeführt wurde, da dies immer ein Lieblingsstück unserer Garnisonstadt gewesen ist. So war denn Schillers letzter Aufenthalt in unsern Mauern durch eine der wenigen dem Dichter dargebrachten Huldigungen veranlasst, die nach seinem Herzen waren. Genau zwei Jahre darauf war Schiller seinen körperlichen Leiden erlegen, glücklicher, als der Freiherr von Attinghausen in seinem „Wilhelm Tell“, da seine letzten Augenblicke den Untergang seines Vaterlandes nicht sahen.

Als „des rauhen Krieges Horden“ das stille Saalthal durchtobten, welches 10 Jahre lang seine Heimath gewesen war, hatte der Dichter der „Glocke“ schon das treue Auge geschlossen. Aber noch über das Grab des Dichters und den Untergang des Vaterlandes hinaus dauerte Dalbergs Liebe. Das Kriegsunglück der nächsten Jahre machte das deutsche Volk gefühllos gegen die Hinterbliebenen des Dichters; nur einzelne edle Menschen bezahlten die Schuld der Nation, vor Allen Dalberg, der der Wittwe eine jährliche Pension von 600 Gulden aussetzte, welche später auf Frankfurt überging und von Schillers Freunde, von Fichard, übermittelt wurde. So feierte unser edler Mitbürger das Andenken des grossen Todten!

Göthes Beziehungen zu Erfurt.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Es ist nicht das erste Mal, dass das Leben und die Wirksamkeit Göthes zum Gegenstand einer wissenschaftlichen oder ästhetischen Untersuchung in unserer Stadt gemacht werden. Lassen Sie mich deshalb, ehe ich selbst es wage, Ihnen ein Bild von dem Verhältniss dieses Dichterheroen zu unserer Vaterstadt zu entrollen, mit kurzen Worten meiner Vorgänger auf diesem Gebiete gedenken.

Im Todesjahre des Dichters, 1832 den 12. September, hielt der Weimarische Canzler Friedrich v. Müller, von unserer Aca-

demie dazu aufgefordert, in derselben einen, später im Druck erschienenen, Vortrag über Göthe in seiner praktischen Wirksamkeit, durch welchen der bekannte Latinist Hofrath Eichstädt in Jena veranlasst wurde, seine berühmte Gedächtnissrede auf Göthe gleichfalls dem Druck zu übergeben. Zum Göthe-Jubiläum (1849) sandte Professor Dennhardt einen poetischen Gruss aus Erfurt an unsere nachbarliche Musenstadt, und Director Wenig, ein eifriger Verehrer des Dichters, mit dem er in persönlicher Beziehung gestanden hatte, gab eine Denkschrift auf Göthe in seiner welthistorischen Bedeutung als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit, ein möglichst vollständiges Repertorium der von seinen denkwürdigsten Zeitgenossen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der gesammten Göthe-Literatur überhaupt, während eines Menschenalters zusammengetragen, heraus, welche später neu aufgelegt wurde. Indem ich mich diesen Vorgängern als ein schwächerer Epigone anschliesse, wünsche ich, dass mein Vortrag nicht ganz unwerth des erhabenen Namens, unter dessen Schutz ich ihn gestellt habe, und der verehrten Versammlung, vor der zu reden mir vergönnt ist, erscheinen möge.

Göthes Beziehungen zu Erfurt waren vor seiner Ankunft in Weimar zunächst literarischer Art. Als in Strassburg durch seinen Umgang mit Medicinern, wie dem bekannten Jung-Stilling, sein Interesse für Naturwissenschaft geweckt wurde, notirte er sich zum Studium Caroli de Cisternai du Fay, Versuche und Abhandlung von der Elektricität der Körper, Erfurt 1745 und Gordon's Versuch einer Erklärung der Elektricität von demselben Ort und Jahre. Letzterer war Benedictiner im hiesigen Schottenkloster, und nach Göthes Urtheil ein sehr fleissiger Mann voller Kenntnisse; seine Elemente der Experimentalphysik, Erfurt 1751, studierte Göthe später (1800) Behufs seiner Farbenlehre, fand aber, dass sie noch zu sehr unter dem Einflusse der Scholastik standen. Nachdem er Strassburg verlassen, recensirte er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen eine Epistel aus Erfurt an seinen Lehrer, den Professor Oeser in Leipzig. Dass Erfurt in doppelter Beziehung als eine wichtige Stätte der Reformation und als ein Heerd der Faustsage seine Aufmerksamkeit schon frühe auf sich zog, dass es im „Götz von Berlichingen“ erwähnt wird, und dass das Abenteuer

mit den Nasen, die die Gäste für Trauben halten und sich gegenseitig abschneiden wollen, welches von Göthe in seinem Faust mit dem Fassritt aus Auerbachs Keller verknüpft worden ist, von dem Volksbuche nach Erfurt in das Haus zum Anker (das jetzige Axmann'sche) in der Schlösserstrasse verlegt wird, habe ich schon in einem früheren Vortrage berührt. Im letzten Jahre seines Frankfurter Lebens (1775) beendigte Göthe sein Schauspiel Stella, welches 1776 in Berlin gedruckt wurde. Am Schluss desselben wird die Geschichte von dem Grafen von Gleichen, dessen Gebeine sammt denen seiner beiden Frauen in unserm Dome aufbewahrt werden, angeführt, welche ich, da unser Verein dieser Sage eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat, in des Dichters Fassung mitzutheilen mir erlaube: „Es war einmal ein Graf — ein deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlinn, von seinen Gütern, nach dem gelobten Lande. — Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverey erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreise! — zu seinem edeln Weibe! — Und sein Mädchen? Er fühlte Menschheit! — er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute; sie zu ihren Füssen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloss mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend. — Edles, theures Weib, der grösste Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleyert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — „Hier!“ rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend — „Hier! sieh das alles — und sie! nimm's aus ihren Händen, nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient,

mein gewartet! — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — Belohn' sie.“ An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte dess, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Lass mir ihn ganz. Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben. — Und rief sie an seinem Halse, zu seinen Füssen: Wir sind dein!“ — — Sie fassten seine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe fasste selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab.“

Früher schloss das Drama wirklich mit einer gleichen Doppelehe zwischen Ferdinand, Cäcilie und Stella und erst im Jahre 1805 arbeitete er es für die Bühne zu einem Trauerspiele um, wie es in unsern jetzigen Ausgaben steht, an dessen Schlusse Ferdinand sich erschiesst. Auf letzteren Schluss deutet Kotzebue hin in seinem Stücke: „Der Graf von Gleichen. Ein Spiel für lebende Marionetten“, in welchem sich der Graf und seine beiden Frauen erstechen.

An der romantischen Burg dieses doppelt beglückten Grafen vorüber und zum ersten Male durch Erfurts Wälle hindurch fuhr nun Göthe im herzoglichen Wagen am 6. November 1775 nach Weimar, wo er am folgenden Tage früh 5 Uhr anlangte. In einem von Göthe selbst verfassten und von Karl Gödeke herausgegebenen biographischen Schema seines Lebens lesen wir über dieses Jahr folgende Notiz: „Neigung der Fürsten zum Privatstande. — Emmerich Joseph — Dalberg. Universität zu Erfurt und sonst.“ Er sucht also Pendants zu dem Wagestücke Karl Augusts, einen sogenannten Schöngeist in seine Dienste zu nehmen, und dazu lag freilich das Beispiel des edlen Menschenfreundes, des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, Freiherrn von Breidenbach, und des damaligen Statthalters zu Erfurt, des hochherzigen Verehrers und Beschützers der Künste und Wissenschaften, den ich noch öfter zu erwähnen habe, auch räumlich am nächsten. Ersterer, 1763 zum Kurfürsten von Mainz gewählt, war ein schöner Mann, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, ein sicherer Jäger, trefflicher Schütz, kühner Reiter, leichter Tänzer, gewandter Fechter, ein Freund der Kinder. Er versuchte sich in kleinen Scherzgedichten und geselligen Liedern, liebte die Musik und pflegte das Mainzer

Theater, dessen Besuch er seinen Geistlichen empfahl; die Witze, welche die Schauspieler in den damals üblichen extemporirten Stücken nach ihm schnellten, nahm er mit beifälligem Lächeln auf. Sein Kanzler Benzel schaffte das Neueste der dramatischen Literatur herbei, Dalberg und Hoheneck sorgten für Operntexte und Compositionen, und der Schauspieldirector Marchand gab unter dieser Beihülfe der Mainzer Bühne einen ungewöhnlichen Ruf. (Gödeke, Grundriss p. 729.) Er starb 1774. Dalberg war dem Weimar'schen Hofe schon 1763, als Kapitular, bekannt geworden und befreundete sich, seit er in der Nähe desselben freisinnig und wohlthätig wirkte, dem jungen Herzog und seiner Umgebung immer mehr. Im Hoffourierbuche von Weimar, wo sein Besuch 1774 eingetragen ist, steht die Anmerkung: „Dergleichen Ankunft in dem Jahre gar verschiedene Male. Den Tag nach seiner Ankunft, den 8. November, war Göthe bei Hof an der Marschallstafel. Denselben Abend kam Dalberg an, der an diesem oder dem folgenden Tage Göthes Bekanntschaft gemacht haben wird.“ (Mittheilung des Herrn Professor Düntzer.)

Mit Göthes Ankunft in Weimar begann nun ein reges Leben. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass ganz Thüringen unter dem Regimente des jovialen Herzogs Karl August und seines Herzensfreundes Göthe jugendlich aufblühte. Das Bergwerk zu Ilmenau, die Jagden im Ettersburger und Eisenacher Forste, die häufigen Besuche bei Dalberg, die noch häufiger von demselben in Weimar erwidert wurden, der innige Verkehr mit dem Gothaischen Hofe, dessen talentvoller Prinz August sich später der Reihe der Schöngeister anschloss, die Rundreisen an den thüringischen Höfen, zum Zweck des Fürstenbundes, der Verkehr mit denselben wegen der Jenaer Universität, die jährlichen Reisen behufs der Rekrutenaushebung, die Göthe eine Zeit lang leitete und besonders das mineralogische Interesse für Thüringens Berge, welches in Göthe durch das Ilmenauer Bergwerk erweckt war, alles dies war Veranlassung genug für die beiden reit- und reiselustigen Jünglinge, den Residenzstaub Weimars häufig von sich zu schütteln und unser schönes Thüringen nach allen Richtungen zu durchziehen. Schon am 16. November dieses Jahres meldet Wieland an Meusel in Erfurt: „Göthe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das grösste Genie, und der beste, liebenswertheste Mensch, den ich

kenne. Vermuthlich kommt er auch noch nach Erfurt.“ Zu Ende des Jahres 1775 treffen wir Göthe zum ersten Male hier. Der Herzog war nach Gotha gegangen und hatte von da aus an Göthe nach Jena geschrieben: „Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, dass Du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ Göthe scheint ihm aber nur bis Erfurt entgegengefahren zu sein, wo sie sich bei Dalberg werden getroffen haben. Freitag, den 29. December, kehrte Karl August nach Weimar zurück, Göthe aber ging den letzten Tag des Jahres nach Stedten, wo man durch Wieland, den Freund der Keller'schen Familie, nicht weniger als in Gotha auf den „herrlichen Gottesmenschen“, wie Wieland ihn nannte, neugierig geworden sein mag. Er traf dort mit Wieland zusammen, mit dem er am 3. Januar nach Weimar zurückkehrte. Er fand in Stedten (Wieland schreibt Staden) Frau von Bechtoldsheim aus Eisenach, die Schwester der Gräfin Keller, eine, wie mir Herr Graf Keller aus Gotha schreibt, in seltener Weise mit geistigen Anlagen und körperlicher Schönheit ausgezeichnete Frau, selbst eine ziemlich begabte Dichterin und mit den Weimar'schen Dichtergrössen durch ihr langes Leben (sie wurde 90 Jahre alt) in lebhaftem Verkehr stehende Dame. Als Göthe im Jahre 1792 seinen Herzog zu dem französischen Feldzug begleitete und in dessen Gefolge bei der Kanonade von Valmy dem Vorwerk La Lune gegenüber sich befand, wurde er durch einen sonderbaren Anblick an andere Zeiten erinnert. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte ihm, seltsam genug, aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und er musste an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken. Es war Emil von Bechtoldsheim, über den mir Graf Keller schreibt: „Von ihren drei Söhnen, welche lange vor ihr gestorben sind, waren zwei in preussischen Diensten, der ältere derselben konnte, als im Regiment Quitzow Kürassiere angestellt, wohl der von Ihnen erwähnte Fahnen- oder vielmehr Standartenträger in der Rhein-Campagne gewesen sein, an welcher er Theil genommen hat.“ Dass es dieser wirklich war, geht hervor aus Fouqué's Leben p. 119. Noch von

Erfurt aus hatte Göthe an Lavater nach Zürich geschrieben: „Wie du missest, soll dir wieder gemessen werden, sey wegen der Physiognomik ausser Sorgen. Ich bin noch in Türingen, immer höchstens anderthalb Tagreisen von Leipzig (wo Lavaters Physiognomik gedruckt wurde, deren Herausgabe Göthe besorgte). Will schon machen und leiten. Wieland erkennt dich. Ich bin dein. Thomasele mir nicht. Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ Es handelte sich um die Anstellung eines neuen Generalsuperintendenten in Weimar. Der Herzog fragte Göthe darum, Göthe nannte ihm Herder und schrieb sofort an denselben, um vorläufig anzufragen, ob er geneigt wäre, einen Ruf nach Weimar anzunehmen. Da dieser mit frohem Herzen „ja“ antwortete, so schrieb ihm Göthe an demselben Tage wie an Lavater von Erfurt aus: „Glaub und harre noch wenige Tage der Prüfung.“ Die Sache war durch Dalberg bei des Herzogs Anwesenheit von Neuem angeregt und trotz der Quängeleien von Herders protestantischen Amtsbrüdern, die seine Orthodoxie bemängelten und die deshalb Göthe mit einem Kraftausdruck bezeichnete, wie er in der ersten Ausgabe seines Götz vorkam und den er nachher in den Ehrentitel „Schurke“ milderte, zu einem glücklichen Ende geführt worden, so dass Göthe von Stedten aus den 2. Januar 1776 an Herder berichten konnte: „Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich, nicht um Dein, sondern der Frau Willen. Ich bin mit Wielanden hier bei liebenden Menschen. Du musst ihm auch helfen seinen „Merkur“ (Wielands Zeitschrift) stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiss aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du sollsts allein durch mich, und aus freier Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beste von Dir gesagt, und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft; ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt; denn der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel. — Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch beiden wohl thun, und — ja, lieber Bruder, ich muss das stiften, eh' ich scheide.“ (Göthe hatte sich nämlich noch gar nicht entschlossen, in Weimar zu bleiben.) Den bezaubern-

den Eindruck, den die jugendliche Apollogestalt des Dichters und sein genialisches Wesen in Weimar gemacht hatten, verfehlten sie auch nicht in Stedten; der Peitschenhieb, den er sich bei einer Schlittenfahrt in Erfurt selbst über das Gesicht gehauen hatte, scheint ihn nicht entstellt zu haben. Am närrischsten gebehrdete sich Wieland, derselbe Mann, den Göthe in seiner Satyre „Götter, Helden und Wieland“ so unsanft mitgenommen hatte. Nach Göthes persönlicher Bekanntschaft war Alles vergessen. „Göthe“, schrieb Wieland nach seiner Rückkehr an Frau von La Roche, „war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, dass wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So gehts nun unserm guten jungen Herzog auch. Göthe ist sein Alles; und folglich werdet Ihr sein Angesicht sobald nicht wieder zu sehen bekommen. Das einzige, was uns fehlt, ist, dass es hier keine Sophie, keine Maxa, keine Lotten noch Lottchen giebt; und doch weiss nur Gott, ob uns dann besser wäre.“ Ja wohl, denn für alle diese rheinischen Herrlichkeiten waren die Thüringer Julien ein mehr als hinreichender Ersatz. Auch poetisch wurden die schönen Tage von „Staden“ durch Wieland in einem Gedichte an Psyche verherrlicht (so nennt er Julie von Bechtoldsheim), welches er im ersten Feuer gleich in das Januarheft des „Merkur“ einrückte, und worin er das Zusammentreffen mit Göthe in einem Traumgesicht beschreibt. Es heisst darin:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unsrer Mitte
Ein Zauberer! — Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schönen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher!
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,

Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfasst,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das lass mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerm Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt, wie er, die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süssen Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm,
Uns selbst verborgen, im Dunkeln schliefen?
O welche Gesichte, welche Scenen
Hiess er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt, wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönen?
So wunderbarlich wahr? So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie? was sag ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal.
Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kraft vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und, was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu,
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick,
Und kam in andrer Gestalt zurück,

Liess neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man musste sie für die wahren halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer, glänzend und gross,
Rings umher Wärme und Licht ergoss,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Am Schlusse des Gedichts schildert Wieland, wie er mit Göthe „in einem alten Rumpelwagen durch ungebahnten Schnee, vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt," nach Weimar zurückgefahren.

Zwar sass in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt' um's Leben
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da sassen wir grosse Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären
Und, unsern Genienstand in Ehren!
An Leib und Seele so kontrakt,
Und gähnten einander an im Takt,
Und stell' dir vor — dies ist kein Scherz! —
Dass ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Märchen erzählen musste.

Wielands Anspielung auf Göthes Nostradamus erklärt sich aus der Stelle in Faust's erstem Monolog:

Flieh'! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnissvolle Buch,
Von Nostradamus' eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
So geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

Auch Wieland's Worte:

Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen,

möchte man als eine Reminiscenz aus demselben Monolog ansehn:

Ha, welche Wonne fliesst in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.

Erwägt man nun noch die Schilderung Göthes als Zauberers, so wird man geneigt sein der Vermuthung Gödekes beizustimmen, dass er in Stedten Scenen aus seinem Faust vorgetragen habe. Am Abend des 3. Januar waren sie wieder in Weimar, Göthe unwohl, so dass er zum Arzte schicken und einnehmen musste und nicht auf die Redoute gehen mochte. Das Wohlgefallen war übrigens gegenseitig, denn als zum 26. Januar Frau von Bechtoldsheim und ihre Schwester, Fräulein von Keller, zur Redoute in Weimar waren, bedauert es Göthe in einem Briefe an Frau von Stein, dass er zu Anfang der Redoute von so schlechtem Humor gewesen sei, dass selbst die Keller und die niedliche Bechtoldsheim ihn nicht hätten in Schwung bringen können. Am 4. März ist er wieder in Erfurt und kehrt von da über Ettersburg, wohin er die Frau von Stein zu kommen bittet, nach Weimar zurück. Inzwischen waren über das genialische Treiben in Weimar ärgerliche Gerüchte, besonders durch den Grafen Görz, den frühern Erzieher des Herzogs, der sich durch das Bündniss desselben mit Göthe um allen Einfluss gebracht sah, in die Welt gestreut worden. Wieland schrieb darüber an Göthes Freund, den Kriegsrath Merck in Darmstadt: „Göthe hat freilich in den ersten Monaten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu seyn scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, dass die Kabale gegen Göthen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Missvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Dass Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wusste ich; aber dass auch Dalberg (Graf Görtz hatte Dalberg ganz für sich eingenommen), der mit dem Herzog und Göthen sehr liirt war — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der grössten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns, und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiss, dass die Rapporteurs nichts vergrössern?“ Doch konnte Dalbergs Entfremdung nur eine vorübergehende sein; die edle unbefangene Natur des Mannes, auch wenn er weniger Welt-

mann gewesen wäre, musste sich für ein Streben erwärmt fühlen, das jenem am Hofe Emmerich Josephs in Mainz ähnlich war, nur höher hinausging.“ (Gödeke, Grundriss p. 739.) Ende September kam Dalberg nach Weimar, während Frau von Stein auf ihrem Gute in Kochberg war. Göthe hatte vergebens darum petitionirt, mitgenommen zu werden, und Dalberg scheint sich auch dafür verwandt zu haben, denn Göthe schreibt an jene Dame: „Auch der Statthalter lässt Sie grüssen und sagen, er stehe von seiner Bitte nicht ab. Ein braves Weib, setzte er hinzu, habe nichts abzuschlagen, was ein ehrlicher Kerl verlangen dürfe.“ Aber Frau von Stein hielt Stand. Den 3. November kam Göthe wieder nach Erfurt, den 6. Januar, zum Epiphaniasfeste, Dalberg nach Weimar, den 6. März 1777 Frau von Stein nach Erfurt. Der Statthalter hatte Göthen auch eingeladen und nicht recht begreifen können, warum dieser so eine Partie verbat. Göthe wusste, warum. Aber den 20. April fiel es ihm auf einmal ein, zum Statthalter zu reiten. „Denn ich fühle nur zu sehr, schreibt er an die Dame seines Herzens, „wie ich denen wenigen Menschen, mit denen ich leben kann, endlich zur einförmigen Last werden muss. Wenns möglich ist, verschon' ich Sie einige Tage mit meiner Gegenwart.“ Am 21. September kam Merck aus Darmstadt nach Eisenach zum Besuch, wo er sieben Tage mit dem Herzog und Göthe zusammen war. Auf dem Rückwege frühstückte Göthe mit dem Rittmeister Lichtenberg eine Stunde bei Dalberg. Den 21. April 1778 fuhr er wieder nach Erfurt, von wo er mit dem Statthalter und dessen Bruder, dem Domherrn, zurükkehrte und der Frau von Stein allerhand mitbrachte. In demselben Jahre ging der bekannte Maler und Dichter Müller nach Italien, der auf ein empfehlendes Billet von Dalberg mit dem Vorschlag, eine Subscription für ihn zu eröffnen, vom Weimarischen Hofe unterstützt wurde. Göthe und Wieland zeichneten jeder 5, Dalberg 10 Ducaten. Beide Dalbergs waren im Juni wieder zum Besuch in Weimar, so wie Göthe auf dem Wege nach Eisenach im September wieder bei Dalberg. Im Sommer 1779 wiederholte Merck seinen Besuch in Weimar; Göthe ritt ihm den 29. Mai nach Erfurt entgegen. „Wir schwatzen viel“, schreibt er von hier aus, „und heut bei Tisch war eine Menge Menschen, die Kreuz und Quer schwatzten und mir viel zu denken gaben.“ Den folgen-

den Tag (31.) wurden Göthe und Merck von der Herzogin Amalie, Wieland, Einsiedel und andern auf der Hottelstedter Ecke bei Ettersburg empfangen, blieben den Tag in Ettersburg und kamen Abends nach Weimar. Im April des folgenden Jahres besuchte Dalberg mit dem jungen Grafen von der Leyen und seinem Hofmeister den Hof zu Weimar, wobei viel über die damals Epoche machende, von Lavater aufgebrachte, Wissenschaft der Physiognomik verhandelt wurde. Den 1. Mai schreibt Göthe an Lavater: „Das Manuscript, das beiliegt, sind einzelne flüchtige Bemerkungen des Statthalters von Dalberg. Schreib doch, wenn Du Muse hast, deine Gedanken auf den Rand, und schick mirs wieder zurück. Ermuntre ihn und gieb ihm einige Winke, wo du es nöthig glaubst — er ist sehr für die Physiognomik passionirt, kommt viel in der Welt herum, und kann, wie mirs vorkommt, auch von seiner Seite Dir einigermassen nützlich sein. Er wird das, was er bey seinem Umgang mit der Welt zu bemerken glaubt, nach und nach aufzeichnen.“ Den 2. Mai ritt Göthe nach Erfurt, von wo er einen Gruss an Frau von Stein schickte und zufügte: „Das Wetter ist sehr schön. Hier blüht schon alles, und ich hoffe viel Guts von der freien Luft für Seel' und Leib. Auf dem Wege (zunächst nach Gotha) nahm ich nun alle Verhältnisse in Gedanken durch, was gethan ist, zu thun ist, mein Welttreiben, meine Dichtung (Iphigenie) und meine Liebe.“ Den folgenden Tag ritt er nach Gotha und ass in Dietendorf, nachdem er der Frau von Stein in Erfurt Spargel bestellt hatte. Den folgenden Tag will er wieder in Erfurt sein, weil getanzt wird und er da hübsche „Misels“ zu finden hofft (so hiessen die jungen Damen in der burschicosen Sprache des Weimarischen Hofes). Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Den folgenden Tag schrieb er an Frau von Stein: „Wir sind im Lande herumgeritten, haben böse Wege gesehen, in die viel verwendet worden ist und die doch nicht gebessert noch zu bessern sind, haben gute in der Stille lebende Menschen gefunden (vielleicht die Herrenhuter in Neu-Dietendorf?) und an Leib und Seele Bewegung gehabt. — Gestern Abend gab der Graf Ley den Frauen und Fräuleins ein Abendessen und Tanz. Es waren niedliche Misels dabei und es ging lustig zu. Der Kleine (Graf Ley) hat seine schönen Gäste mit unendlichen Kinderpossen geneckt und sie haben sich mit ihm

herumgerollt. Der Statthalter war vergnügt. Wir haben schon was rechts geschwätzt, für mich ist sein Umgang von viel Nutzen. Durch die Erzählungen aus seinem mannigfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu sehr nach und nach auf Einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Plane sind, fürcht ich doch, es geht einer nach dem andern zu scheitern. Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine beneidenswerthe Leichtigkeit. Wir haben gekannegiesert und gegörzt und aus Allem, was ich von den vier Enden der Erde höre, ziehe ich immer meine eigne Nutzanwendung.“ Aus dem Namen des Grafen Görz, der eine geheime Mission in der Bayrischen Erbfolge-Angelegenheit von Friedrich dem Grossen übernommen hatte, geht hervor, dass ihr Gespräch die besorgliche Uebermacht des Hauses Oesterreich in Deutschland und König Friedrichs Opposition betraf. Dass es in Erfurt nicht ohne „Miseleien“ abging, lässt sich aus folgendem, vom 25. Juli 1814 datirten Gedichte des Westöstlichen Divans schliessen:

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüsset,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüsset.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben,
Eule keineswegs jene,
Diese wusste wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreun,
Das Vergangne mit geniessen.

Das Gedicht findet sich nur in der Quartausgabe von 1836, ist aber unzweifelhaft echt. Der dritte Vers der dritten Strophe enthält eine Anspielung auf die Worte der wahnsinnigen Ophelia: „Man sagt, die Eule sei eine Bäckerstochter gewesen.“

Im folgenden Monat reitet er in militärischen Angelegenheiten wieder durch Erfurt und sinnt unterwegs über eine Lieblingssituation in seinem Roman Wilhelm Meister nach. „Ich liess", schreibt er, „den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, dass ich eben zeitig genug nach Gotha kam. — Ich wollt gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär, aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Feuer. Diktiren könnt' ich noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen." Zu Weihnachten dieses Jahres erfreut ihn ein Besuch der Bechtoldsheims aus Eisenach. Im folgenden Jahre, 21. Juni, trifft er mit Dalberg bei einem Diner in Belvedere zusammen und zu Ende des Jahres ist er wieder in Erfurt bei ihm, von wo er an Frau von Stein schreibt: „Ich habe einen vergnügten Abend mit dem Statthalter zugebracht, er steckt voll Kenntnisse und Interesse für tausend Dinge. Nun wollen wir sehen, wie wir weiter kommen. An diesem rothen Tische hab ich Dir schon oft geschrieben. Schon seit sechs Jahren sind meine Gedanken oft in dieser Stube an Dich gerichtet gewesen. — Meinen neuen Roman „über das Weltall" (den er nicht ausgeführt hat) hab ich noch unterwegs durchgedacht und gewünscht, dass ich Dir ihn diktiren könnte. Es gäbe eine Unterhaltung und das Werk käme zu Papier." Den 29. März 1782 fährt er wieder zum Statthalter in Gesellschaft des Graf Werther'schen Ehepaares, welches dem Weimarischen Hofe einen Besuch abgestattet hatte, und von dieser Zeit finden wir Göthe und den Herzog öfter zusammen auf dem Wege über Erfurt nach Neunheiligen, dem Gute jenes Grafen. Seine Gemahlin war das Original zu der schönen Gräfin in Wilhelm Meister.

Ueber eine dieser Partien schreibt er an Frau von Stein: „Dieses zum Zeichen, dass die Fluthen bei Linderbach mich nicht verschlungen haben." Und Tags darauf berichtet er: „Der Statthalter hat schon wieder mit mir ein unendliches Gespräch angefangen. Das eigne Wesen eines Menschen, das ganz fremde Wirkungen aus sich hervorbringt, ist mir sehr merkwürdig." Den 3. April isst er in Eisenach bei Bechotldsheims zu Mittag.

Den 9. Juni ging der ganze Hof, auf Dalbergs Einladung, zum Frohnleichnamsfest nach Erfurt; Göthe entzog sich dieser Partie; dass er aber dieses Fest kannte und sehr schätzte, ersehen wir daraus, dass er auch das Weimarische Vogelschiessen nach dem Muster desselben heben und veredeln wollte. An seinen Freund Meyer schreibt er den 12. August 1805: „Ich habe manchen guten Einfall, wodurch nach und nach dieses Vogelschiessen, wie das Frohnleichnamsfest zu Erfurt, bunt, bedeutend und anziehend werden könnte.“ Eine eigenthümliche Mission, nämlich eine Dame, die Prinz Constantin, des Herzogs Bruder, in Paris kennen gelernt und mitgenommen hatte, wo möglich von dem Auftreten in Weimar abzuhalten, führte ihn ein Jahr darauf über Erfurt und Gotha nach Wilhelmsthal. „Mit dem Statthalter“, schreibt er, „habe ich mich angenehm unterhalten, er ist sehr gut und voll Verstand. Man trifft immer etwas neues bei ihm an.“ Auch diese Liebschaft des Prinzen Constantin bildete er in seinem „Wilhelm Meister“ nach in dem Verhältnisse Lotharios zu Lydien. Das Jahr 1784 führte ihn zu einem längeren Aufenthalte in Landtagsangelegenheiten nach Eisenach, wo er leider seine Freundin Bechtoldsheim krank antraf. „Es thut mir leid um sie“, schreibt er, „dass sie die ganze schöne Hofepoque auf dem Bette verpassen muss.“ Aber vom 20. Juni kann er melden: „Die Bechtoldsheim ist wieder besser, und gleich wieder so munter und so genüglich, wie Du sie kennst. Sie erzählt mir, was die Leute von mir sagen. Frau von Lichtenstein in G. hat ihr versichert: Qu'elle m'avait trouvé entièrement changé, que je n'étais pas seulement présentable partout mais même aimmable.“ Mannichfache Besuche Dalbergs in Weimar ziehen sich durch die folgenden Jahre, auch nachdem Göthe, dem Drange seines Herzens folgend, über die Alpen gegangen war, in jenes Land,

„Wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.“

Doch selbst auf Sicilien sollte Göthe an Erfurt erinnert werden. Es war in Palermo am Ostersonntag 1787. Ich schildere dies kleine drollige Abenteuer mit seinen eigenen Worten: „Nachdem ich den Morgen zugebracht, die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen, fand

ich die grossen Säle noch leer; nur ein kleiner munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte. Als er vernahm, dass ich ein Deutscher sei, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse, er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödenschen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar. Wie steht es denn,' sagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit, jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen; genug aber, es ist der Verfasser des Werther. Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: „Die Person, nach der Ihr Euch gefälligst erkundigt, bin ich selbst.“ Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: da muss sich viel verändert haben! O ja, versetzte ich, zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt.“ 1788 ging Dalbergs Bruder, der Musikkenner und Alterthumsfreund Friedrich von Dalberg, Domkapitular zu Trier, Worms und Speier, mit Herder nach dem von Göthe so eben verlassenen Italien; letzterer schrieb von Erfurt aus einen liebenswürdigen Brief an seine Weimarer Freunde. Den 6. Juni 1789 brachte der Herzog den Coadjutor mit sich nach Weimar zur Tafel, an der denn auch Göthe, obgleich er nach seiner Rückkehr aus Italien dem Hoftreiben sich immer mehr entfremdete, nebst Knebel und Wieland Theil nahm. In meinem Vortrage über „Schillers Beziehungen zu Erfurt“ habe ich schon der Bemühungen des Coadjutors um eine gesicherte Lebensstellung für Schiller Erwähnung gethan. Er wusste um das Herzensbündniss Schillers mit Charlotte von Lengefeld und es lag ihm daran, ihn auch mit seinem Freunde Göthe zu befreunden. In den Annalen vom Jahre 1794, in welchem bekanntlich erst jene denkwürdige Freundschaft zwischen Schiller und Göthe geknüpft wurde, berichtet Letzterer: „Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu grösserer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in grossem Ansehn und von ausgebreiteter Wirkung, leider solche,

die mich äusserst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhasst, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreissenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. — Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen; und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt." Nachdem er denn ausgeführt, wie auch Schillers Don Carlos und sein Aufsatz „über Anmuth und Würde" nicht dazu hätten beitragen können, sie einander näher zu bringen, fährt er fort: „An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen," Schöll, der Herausgeber der Briefe Göthes an Frau von Stein, meint nun, dass schon damals des Coadjutors mildes, aber vergebliches Zureden begonnen habe. Es ist immerhin möglich, doch gewann derselbe ein näheres Interesse für Schiller erst nach dessen Verlobung im November dieses Jahres. Den 9. August ist Dalberg wieder in Weimar; den 1. December begleitet Göthe den Herzog nach Erfurt zum Coadjutor, mit welchem Göthe am 2. und 3. in Weimar zur Tafel, am 4. mit dem Herzog und ihm in Jena, wo ihn aber Schiller nicht viel sprechen konnte, und am 5. vor Dalbergs Abreise, wieder in Weimar mit ihm und den Freundinnen aus Rudolstadt, Frau von Beulwitz und Fräulein Charlotte von Lengefeld, zur Tafel war. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde denn auch wirklich Schillers Verbesserung und Verheirathung unter warmer Verwendung der Frau von Stein, thätigem Wohlwollen des Herzogs und freundschaftlichem Antheil Dalbergs erreicht. Hierauf erst näherte sich Göthe, jedoch sehr allmählig, dem Anziehungskreise Schillers. Den 12. Juni 1790, während der Herzog in Berlin war, langte die Herzogin von Curland in Weimar an, der zu Ehren die Herzogin am folgenden Tage einen glänzenden Hof gab, wozu auch Dalberg von Erfurt schleunigst berufen ward. Im Juli des folgenden Jahres besuchte Göthe auf der Reise nach Wilhelmsthal

zum Herzog den Coadjutor wieder in Erfurt und legte ihm seine Versuche über die Farbenlehre vor, die derselbe sehr theilnehmend aufnahm. In einem Aufsatz zur Farbenlehre vom Jahre 1817, „Schicksal der Druckschrift“ betitelt, berichtet Göthe: „Einen Freund und Gönner jedoch, welcher, während der Arbeit so wie nach deren Vollendung, treulich eingewirkt, muss ich an dieser Stelle rühmen. Carl von Dalberg war es, ein Mann, der wohl verdient hätte, das ihm angeborne und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchsten Stellen durch unermüdete Wirksamkeit zu schmücken, und den Vortheil derselben mit den Seinigen bequem zu geniessen. Man traf ihn stets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man sich auch seine Vorstellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte, so fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geistreich überhelfend. Bei aller wissenschaftlichen Arbeit bin ich ihm viel schuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinstarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wusste. Denn er hatte den Muth, durch gewisse gelenke Wortformeln das Angeschaute zu vermitteln, an den Verstand heranzubringen.“ Gewiss eine schöne Leichenrede auf den am 10. Februar dieses Jahres dahingeschiedenen Edlen. Vielleicht war es auch schon damals, dass Dalberg auf eine noch thätigere Weise in sein Studium der Farbenlehre eingriff, wie Göthe dies in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ (1800) anerkennt, indem er sagt: „Höchst undankbar würde es sein, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bemühungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch diesmal den Raum, die Musse, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannichfaltigen und ins Grössere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinem ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigener Hand, den ich noch als eine höchst

schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.“ Um so kürzer fertigt aber Göthe in derselben Schrift die beiden hiesigen Schottenmönche, den schon erwähnten Andreas Gordon und Bernhard Grant, der 1770 ein Buch: Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem herausgab, als erklärte Anhänger der Newton'schen Theorie ab. Auf jener Reise nach Wilhelmsthal benutzte er auch das physikalische Cabinet zu Gotha und vollendete den dritten Aufzug seines „Grosscophta.“

Ein neues Band wurde zwischen Göthe und Erfurt geschlungen durch seine Uebernahme der Direction des neuen Weimarischen Hoftheaters, welches seine Vorstellungen am 7. Mai 1791 begann. Doch nur wenige Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft ging nach Lauchstädt, dann nach Erfurt, worauf sie im October wieder mit frischem Muthe nach Weimar zurükkehrte. In Erfurt wurden die Vorstellungen am 19. August mit einem Prolog und dem sehr beliebten Singspiel „das rothe Käppchen“ eröffnet, und an Neuigkeiten brachte man Ifflands „Elise von Valberg“ und das Lustspiel „Luftschlösser“ von Göthes späterm Schwager Vulpius, beide nach der Handschrift. Eine Tageseinnahme aus dem September (vielleicht von dem sogleich zu erwähnenden Don Carlos) belief sich auf 97 Thaler 12 Groschen. Es wurde nämlich hierauf die Aufführung des Don Carlos ins Werk gesetzt und persönlich von Schiller betrieben, der denselben einer abermaligen Redactien unterworfen. — Bei der Leipziger Aufführung hatte Schiller manche unangenehme Erfahrungen gemacht. Der dortige Darsteller des Königs, Brückl, ein Tyrann aus der Zeit der Haupt- und Staatsactionen, an das Extemporiren gewöhnt, hatte seine Rolle durchaus schlecht wiedergegeben, sie mit allerlei Zusätzen in seiner Manier geschmückt und verbessert. Besonders hatte er seine Reden durch vielfach wiederholtes: „Merkt Euch das!“ bekräftigt, von welchen Illustrationen der Dichter gewiss nicht sehr erbaut gewesen sein mag. Der Darsteller des Domingo (Hanke) war sogar ausgelacht worden. Dieser intrigante Mönch war jedoch von Schiller aus konfessionellen Gründen schon für das Leipziger Theater (wegen des katholischen sächsischen Hofes) in einen „Staatssecretär Perez“ verwandelt worden, und diesen Titel bekam auch die Rolle hier in Erfurt und später auch unter des freisinnigen Dalbergs Regie-

rung, in Frankfurt, über welche Schwäche sich die Freunde der Schiller'schen Dichtung nicht wenig ärgerten. Es musste nun dem Dichter bei diesem neuen Versuch, den Carlos auf die Bühne zu bringen, vor allen Dingen daran liegen, jene beiden Rollen so gut als möglich zu besetzen. Weimar besass zu der Zeit den Schauspieler Franz Fischer, zugleich Regisseur, welcher nach seiner Angabe den König schon gespielt hatte. Sodann machte der später als Mitglied des Wiener Burgtheaters berühmt gewordene Karl Krüger, ein talentvoller, tüchtiger Schauspieler, für dessen Ausbildung sich Göthe lebhaft interessirte — Anspruch auf die Rolle. Ein nicht uninteressantes, charakteristisches Schreiben des Letztern in dieser Angelegenheit an den Hofkammerrath Kirms, der die Finanzen des Theaters unter sich hatte, vom 14. September 1791, hat sich erhalten; es heisst darin: „Die Sache mit Don Carlos ist in vollem Gange. Gestern wurde ich zu Herrn Hofrath Schiller (der damals in dem Rumpel'schen Hause in der Michaelisstrasse wohnte) gebeten, wo kurz vorher Herr Fischer gewesen war, und annoncirte, dass er den König schon im Don Carlos gespielt hätte — Fischer den König! — O Narrheit!! — Der Hofrath Schiller entladete sich denn unter einem Schwall von Complimenten und Douceurs der Bitte, dass ich den Domingo übernehmen möchte — worauf ich antwortete, dass es mir herzlich leid thäte, ihm seine erste Bitte abschlagen zu müssen, indem ich mit Bewilligung der Ober-Direction k e i n e S p i t z b u b e n mehr spielte, zumal eine so kleine unbedeutende Rolle wie diese wäre. Ich würde jede andere Rolle mit Vergnügen übernehmen — ohnerachtet ich mit Recht Anspruch auf den König machen könnte. Hierauf sagte der Herr Schiller, dass es ihm sehr unangenehm wäre, dass sich Herr Fischer schon zum König angetragen hätte, weil er nicht die mindeste Figur noch Anstand zu dieser Rolle hätte, dass er aber mit ihm deshalb reden wollte, weil er doch als Regisseur zum besten des Ganzen jede andere Rolle übernehmen müsste — und so empfahl ich mich ihm. In der Assemblée bei dem Coadjutor sprach ich den Hofrath Schiller wieder. Da sagte er mir, dass der Coadjutor ihm so eben gesagt hätte, dass er es sehr ungern sähe, wenn Herr Heusser mitspielte und dass er es sich verbäte. Nun, sagte er, habe ich jetzt den besten Vorwand Herrn Fischer zu sagen, dass ich

gleich das Stück so austheilen müsste, dass es könnte auch so in Weimar besetzt bleiben. — Jetzt aber höre ich, dass Herr Heusser zum Hofrath Schiller gesagt hat, er möchte den Carlos noch nicht an Herrn Domaratius geben, weil er erst noch den Coadjutor nochmals um Erlaubniss bitten wollte. Nächstens den gänzlichen Beschluss der Geschichte des Don Carlos." Der angedeutete nächste Brief ist nicht mehr vorhanden; wie aber die Rollen bei dem am 25. September mit dem Don Carlos und einem Epilog gefeierten Schluss der Erfurter Aufführungen besetzt waren, erfahren wir aus dem Theaterzettel der ersten Aufführung desselben in Weimar am 28. Februar 1792. Dieser meldet unter andern folgende Besetzung: Philipp II. Herr Fischer, Don Carlos Herr Domaratius (Dalberg wird also wohl Schuld und Ursache gewesen sein, dass ein etwa projectirtes Engagement des Herrn Heusser nicht zu Stande kam); Antonio Perez (Domingo) Herr Krüger. Alexander Farnese, der Grossinquisitor, Prior und Ludwig Mercado kamen nicht vor; Domingo war Staatssecretär Antonio Perez geblieben, und — Herr Krüger spielte ihn trotz aller Protestationen. (Pasqué, Göthes Theaterleitung II., p. 71—75.) Im Juli des Jahres 1794 ist Göthe wieder in Erfurt, trifft dort den früheren französischen Kommandanten von Mainz, d'Oyré, als Emigranten, und lässt sich vom Coadjutor erzählen, dass die auf dem Petersberge verwahrten Klubisten unerträglich grob werden, sobald es den Franzosen wohl geht. In dem Verhältnisse Dalbergs zu dem Herzoge von Weimar war seit zwei Jahren eine Spannung eingetreten, die diesen jedoch nicht hinderte, seine Anerkennung über Dalbergs in diesem Jahre erschienene Briefe zur Beförderung der Humanität auszusprechen. „Ich freute mich," äussert Dalberg gegen Herder den 2. Juli 1794, „dass er so urtheilte; denn ich bin und bleibe seinen trefflichen Eigenschaften von Herzen ergeben." Immer näher wälzten sich während dessen des rauhen Krieges Horden, die bisher am Rhein getobt hatten. Göthes Mutter hatte schon ihre Werthsachen eingepackt und nach Langensalza geschickt, aber selbst ihre geliebte Vaterstadt Frankfurt zu verlassen, war sie nicht zu bewegen. Göthe suchte sich in diesen Zeiten trüber politischer Gährung die Unbefangenheit des Blicks und die künstlerische harmonische Weltanschauung zu bewahren, kann sich aber doch nicht enthalten,

in seinem Briefwechsel mit Schiller bisweilen besorgliche Nachrichten über die beiderseitige Heimath auszutauschen. In jenem Sinn schrieb er für Schillers Horen die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", die mit dem auf die französische Revolution bezüglichen Märchen von der schönen Lilie endigten. Während Mannheims Fall und der Rückzug der Kaiserlichen von der Lahn am rechten Rheinufer den fürchterlichsten Schrekken verbreitete und Hunderte von Wagen von Darmstadt nach Frankfurt flüchteten, hatte Göthe endlich diese schöne Dichtung vollendet, die er dem Freunde am 26. September 1795 mit den Worten übersandte: „Selig sind, die da Märchen schreiben, denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt und die dortigen Emigranten drohen sich auf uns zu repliiren. Der Kurfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet."

Der Herzog hatte unterdessen den Plan gefasst, Göthe auf einige Wochen nach Frankfurt zu senden, damit dieser von allem in der Nähe Vorgehenden, auch vom Fortgang der Friedensverhandlung in der Kaiserstadt ihn sofort unterrichte. Er schreibt ihm darüber am 9. October von Eisenach aus: „Die Sachsen sind in vollem Rückzuge; ich habe mich beim Kurfürsten Raths erholt, was nun geschehen werde. Frankfurt ist wohl auf gewisse Weise blokirt, aber es scheint in einem Zaubernebel zu liegen; denn alles Freundliche und Feindliche, Hin- und Herreisende, Waaren, Geld, Briefe u. s. w. geht unbewaffnet ein und aus, ohne angehalten zu werden. Graf Keller kam vor drei Tagen daher zurück. Ich hatte Dir schon gestern hier ein Quartier und für (Geheimerath) Fritschen bestellt; ich halte es offen und hoffe Dich morgen Abend oder übermorgen hier zu sehen. Jeder (als Frankenberg, der Koadjutor, mein Schwager etc.) approbiren sehr Deine Abschickung dahinunter. Ich habe auch dem Kurfürsten etwas Entferntes davon geschrieben, und ihm versprochen, Nachrichten zu verschaffen. Jeder glaubt, dass Jemand, der unten ist, gut sieht und hört, uns allen zur grossen Annehmlichkeit gereichen wird. Kurhessen scheint seine individuelle Neutralität halten zu wollen, aber eine Position zu nehmen. Der Kurfürst von Mainz hat Ideen zu einem Reichsfrieden, wenn auch der Kaiser nicht wolle. Alles dieses sollst Du schriftlich hier sehen. Dein Quartier ist im Anker hier be-

stellt. Leb wohl und komme bald! Wenn Du etwa in Gotha über Nacht bleiben willst, so erwarte ich Dich übermorgen.“ Göthe kam am bestimmten Tage nach Eisenach, aber die Absendung unterblieb. Als die Emigrirten, die in Schaaren von Mannheim nach Erfurt geströmt waren, dasselbe im November grösstentheils räumen mussten, nahm der Herzog sie in seine Landstädtchen zum Theil auf, worüber man sehr böse war, wie Schiller am 9. November an Humboldt meldet.

Göthes dritte Schweizerreise, auf der er den 3. August 1797 in Frankfurt ankam, führte ihn wieder durch Erfurt (31. Juli). In der Nähe unserer Stadt war ihm der Kessel merkwürdig, worin sie liegt. „Er scheint sich“, schreibt er, „in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hinreichte, und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.“

Das Gastspiel Ifflands, des berühmten Schauspielers, der im April 1798 nach Weimar kam, zeigte Göthe im Gothaischen Reichsanzeiger, in den Erfurter Anzeigen, der Jenaischen Zeitung und dem Weimarischen Wochenblatt von Direktionswegen an, wobei er bemerkte: „Fremde, die an diesem Genuss theilnehmen wollen, würden allenfalls durch hiesige Bekannte vor ihrer Ankunft sich mit Billets zu versehen haben, weil nur eine bestimmte Anzahl von Personen in das Schauspielhaus Eingang findet.“

In diesem Jahre kam ein Ehepaar, welches sich Burgdorf nannte, nach Eisenach und wandte sich von da brieflich an Göthe nach Oberrossla, um eine Anstellung an dem Weimarischen Theater nachzusuchen. In Eisenach bestand zur Zeit ein Liebhabertheater, dessen Seele die Frau Geheime Räthin von Bechtoldsheim, Göthes Freundin, war. Unter andern stand dieser Bühne noch vor der dortige Landkammerrath Steinbrück, ein guter Bekannter von Kirms. Letzterer schrieb an Steinbrück unter Beischluss des Briefes von Burgdorf und bat zugleich in Göthes Namen, diese Leute anzusehen, ihnen, wenn sie ihm nicht anständen, sogleich eine abschlägige Resolution zu geben, oder, wenn sie hübsch und von ihr besonders etwas zu hoffen wäre, auf dem Liebhabertheater in Eisenach sich ein paar Scenen vorspielen zu lassen, um alles genau und besonders die Deutlichkeit ohne Affectation hören zu können. Als das Schreiben ankam, hatten die Burgdorfs Eisenach bereits verlassen.

Sie hatten während ihres dortigen Aufenthalts die Frau von Bechtoldsheim kennen gelernt und durch ihr vortheilhaftes Aeussere sowohl als ihre guten Manieren und gewiss interessanten Schicksale diese Dame für sich eingenommen. Frau von Bechtoldsheim hatte ihnen die besten Hoffnungen auf ein Engagement in Weimar gemacht, ihnen eine warme Empfehlung an ihren Freund Göthe eingehändigt und die beiden jungen Leute aufgefordert, ermuntert, direkt nach Weimar, zu Göthe, zu reisen, als der kürzeste, beste Weg, um zu dem ersehnten Ziele zu gelangen, sie auch mit einem Empfehlungsschreiben an denselben versehen. Kirms' Schreiben traf die Burgdorfs in Gotha, sie reisten nach Eisenach zurück, um sich von Steinbrück prüfen zu lassen. Die Probe fand in den Zimmern der Frau von Bechtoldsheim statt, „dieser Kennerin alles Schönen und selbst theatralischen Künstlerin“, wie Steinbrück schreibt. Das Resultat derselben wurde von dieser Dame in folgendem Schreiben an Göthe mitgetheilt: „Ich habe Ihnen, lieber Geheimer Rath, vorige Woche ein paar junge Schauspieler empfohlen, die sich glücklich fühlen würden, bei Ihrem Theater engagirt zu werden. Sie reissten von hier ab, erhielten aber zu Gotha einen Brief vom Herrn Land-Cammerrath Kirms, der sie hier an Herrn Land-Cammerrath Steinbrück vor der Hand zurückwiess. In seiner Gegenwart und der einiger Liebhaber der theatralischen Kunst haben diese jungen Leute oben in meinem Zimmer einige Scenen abgelesen. Ihre Declamation ist richtig, ihr Sprachorgan angenehm, sie scheinen Beide eine feine Erziehung und Sinn und Gefühl für ihre Kunst zu haben. Von dem Grad ihrer Talente ist aber bey einer so oberflächlichen Probe gar nicht zu urtheilen. — Ich dächte, Sie hätten die Güte, sie zum wenigsten auf eine kurze Zeit kommen zu lassen. Sie machten auf so lange dieses Paar glücklich, und gefallen sie Ihnen nicht, so können Sie sie bald wieder los werden, indem sie ja schon halb und halb ein engagement bei der Gesellschaft haben, die jetzt zu Stade spielt, und Lust hat in 5 bis 6 Wochen hierher zu kommen. — Da ich in diesem Augenblick in Gesellschaft muss, so habe ich nur eilens diese Zeilen aufs Papier werfen können. Verzeihen Sie mein theurer liebenswürdiger Freund ihren ganz prosaischen Ton, die Momente drängen sich. Ich möchte den guten Leuten gerne nützlich seyn, und darüber habe ich sogar

vergessen müssen, Ihnen etwas von mir selbst, und von meiner alten unauslöschlichen Anhänglichkeit für Sie zu sagen. Ihre Julie."

Göthe las mit dem sicheren Blicke des erfahrenen Geschäftsmannes aus diesem Schreiben trotz aller Umschweife das Richtige heraus. Er schrieb an Kirms: „Wenn ich mich nicht in der Physiognomie des Bechtoldsheimischen Schreibens äusserst irre, so ist das liebe theatralische Paar wenig oder gar nicht zu brauchen. — Ich wollte wetten, die Frau ist noch auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hasenfuss. In meinem Leben habe ich so oft bemerkt, dass Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen und wir mögen nachher sehen, wie wir sie los werden." Kirms, als praktischer, ökonomischer Mann, war ganz Göthes Ansicht und das junge Schauspielerpaar wurde abschlägig beschieden. Aber die sogenannte Frau Burgdorf befand sich in einem Zustande, der ihr unfehlbar das Mitleid jeder Dame erwerben musste, und so mag ihnen wohl Frau von Bechtoldsheim heimlich nach dem oben von Göthe getadelten Grundsatz zugeredet haben, ihr Glück persönlich in Weimar zu versuchen. Mit dem älteren Empfehlungsschreiben der Frau von Bechtoldsheim an Göthe und einem neuen Briefe Steinbrücks versehen, brachen sie nach Weimar auf. Wirklich wurde die Frau Burgdorf, aber ohne ihren Mann, engagirt, worüber sie mit demselben in Händel gerieth. Dieser Skandal hatte zur Folge, dass beiden sogleich gekündigt wurde. In dem betreffenden Billet von Kirms heisst es dabei: „Was man für Sie, oder vielmehr für Ihre Frau, thun wollte, war gut gemeint und geschahe auf Verwendung der Frau von Bechtoldsheim, denn unser Theater ist besetzt und für Sie besonders kein Fach leer." Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit, der mit einem öffentlichen Aergerniss endigte, gehört nur in sofern hierher, als er Erfurt betrifft. Nachdem nämlich das Pärchen endlich zu Göthes und Kirms grosser Freude Weimar geräumt hatte, sandte es von Erfurt aus zwei verschiedene Briefe nach Weimar. Der eine derselben war von Herrn Burgdorf, oder, wie er eigentlich hiess, Herrn von Wedell, an Kirms gerichtet und lautete: „Wohlgeborner Herr! So unglaublich es mir auch ist, so versichert mir meine Frau zu wiederholten Malen, dass Sie

die Triebfeder gewesen seyen, dass man sie mit so vieler Grossmuth entlassen habe. Man hat in der That nichts anderes gethan, als bey jedem anderen Individuum nach den Umständen, vielleicht noch ungleich stärker, hätte gethan werden müssen. Unterdessen gestehe ich, es ist weit über meine Erwartungen, da ich nach der Behandlung gegen mich alles fürchten konnte. Diese Grossmuth Herr Hofkammer Rath beschämt mich sehr und ich sage Ihnen um so aufrichtiger meinen herzlichsten Dank, da ich mit Vorsätzen in Weimar eintraf, die nicht anders als die schlimmsten Folgen für mich hätten haben können. Auch für Ihr damaliges Anerbieten, mich mit meinen Verwandten zu redressiren — das ich nicht beantwortete, weil es mir nicht aus der edelsten Absicht entstanden schien — danke ich innigst. Verhältnisse, deren Details viel Zeit fornähmen, erlauben mir nicht, jetzt davon Gebrauch zu machen.“ Der zweite Brief war von Frau Burgdorf, aller Wahrscheinlichkeit nach an Demoiselle Corona Schröter gerichtet, die gefeierte Schauspielerin und Sängerin, von Göthe in dem Gedicht „auf Miedings Tod“ so schön verherrlicht, die man der Madame Burgdorf zur Lehrerin im Theatralischen gegeben hatte. Nach reichlichen dieser Dame gespendeten Lobeserhebungen kommt der hinkende Bote in diesem Schreiben nach. Ich lasse einige Stellen daraus zur Ergötzung folgen: „Der edle Elkan kleidete mich, als ich gleichsam nackend nach Weimar kam. Diesem Edelmuth bin ich 10 Thaler zu entrichten schuldig; keine Speise, keine Getränke, wird mir gedeihen, mich laben, so lange dieser Seelenfreund mich für undankbar hält.“ (Dieser Elkan war der Hof-Faktor und Agent des Hoftheaters [siehe über ihn Göthes schönes Gedicht auf Miedings Tod], ein Jude, der aber, wie wir sehen, nach der Lehre Jesu an dieser Dame Samariterdienste geübt hatte; zu dem Worte „Getränke“ wäre zu bemerken, dass Madame Burgdorf zu ihrem ersten Debüt als Afanasia im Graf Benjowsky von Kotzebue sich durch geistige Getränke zu encouragiren versucht hatte, was ihr aber misslungen war.) „Ebenso“, fährt sie fort, „verhält es sich mit dem uneigennützigen Italiener Pretari, der mir auf mein gutes Gesicht sechs Thaler lieh.“ Nachdem sie nun noch mehrere Schulden aufgezählt hat, die sie nach ihrer Anstellung „in Trippsdrill, wo der Bach über die Weide fliesst“, sich abzusparen hofft, wendet sie sich an De-

moiselle Schröder mit den Worten: „Damit meine Feinde mir bei meiner Wiederanstellung in Weimar Nichts in den Weg legen können, so flehe ich Sie, meine zuckersüsse Seele, mein Honigseimichen, mit kindlicher liebevoller Zuversicht an, diese angezeigten Schuldposten für mich zu bezahlen und meine Ehre zu retten, wofür ich dankbarlichst ersterbe etc.“ Was aus dem edeln Paare weiter geworden, hat man nicht erfahren. (Pasqué, Göthes Theaterleitung 3, p. 181—247.)

Der Schluss des Jahrhunderts sollte in Weimar acht Tage lang festlich begangen werden; das Project zerschlug sich, doch wurden die Iphigenie von Gluck und Haydns Schöpfung aufgeführt. In Göthes Namen wurde Schiller vom Kapellmeister Kranz ersucht, die Partitur der letzteren von Dalberg zu besorgen.

Im Jahre 1802 erschien in hiesigem Verlage: Gita-Govinda oder die Gesänge Yajadeva's (soll heissen: Dschajadeva's) eines alten indischen Dichters. Die Uebersetzung war nach dem Englischen des Jones gemacht von dem Domherrn Friedrich Hugo von Dalberg, dem Bruder des Coadjutors. Göthe las dieses herrliche indische Liebesgedicht mit grosser Freude und bedauerte nur, wie er in einem Briefe an Schiller sagt, dem er dasselbe mittheilt, dass der zweite Theil desselben, in welchem der flatterhafte Gott Krischna reumüthig zu den Füssen seiner geliebten Hirtin Radha zurückkehrte, schon von Jones und nun noch mehr von Dalberg verstümmelt worden war. Freilich dem grossen Publikum gegenüber fand er später diese Aenderung gerechtfertigt. So äussert er sich in einem Aufsatz vom Jahre 1821, in welchem Jahre er sich durch Kosegartens Vermittelung noch mehr in die Welt der indischen Dichtung versenkte: „Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hälfte zutheilen, welche die grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist, oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis ins Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müsste uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmässige Freude der Geliebten, den grenzenlosen Genuss der Liebenden darzustellen bestimmt ist!“ Und nun fährt er fort die Verstümmelung dieses herrlichen Gedichtes durch Jones und noch mehr durch Dalberg zu rechtfertigen. Wer diese

Perle indischer Poesie kennt, die uns jetzt durch eine meisterhafte Uebertragung Rückerts unverstümmelt vorliegt, wird diese philiströse Ansicht Göthes nicht theilen. Auch scheint Göthen sowohl wie Dalberg unbekannt geblieben zu sein, dass dieses Gedicht noch heute als Erbauungsbuch in Indien gelesen wird, da man frühzeitig anfing, demselben so wie dem Hohen Liede des Alten Testamentes eine mystisch-religiöse Deutung zu geben und unter Krischna, dem allliebenden Gott, unter Radha die nach der Vereinigung mit dem Göttlichen schmachtende menschliche Seele zu verstehen. Wir werden deshalb besser thun, uns an Göthes früheres Urtheil, welches er den 19. Februar 1802 in einem Briefe an Schiller fällt, zu halten. Er sagt darin: „das Englische der (es müsste heissen: des) Gita-Govinda habe ich nun auch gelesen und muss den guten Dalberg leider einer pfuscherhaften Sudelei anklagen. Jones sagt in seiner Vorrede: er habe dieses Gedicht erst wörtlich übersetzt und dann ausgelassen, was ihm für seine Nation unpassend geschienen habe. Nun lässt der deutsche Uebersetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieser Seite bedenklich erscheint, sondern er versteht auch sehr schöne Stellen gar nicht und übersetzt sie falsch. Vielleicht übersetz ich das Ende, das hauptsächlich durch diesen deutschen Mehlthau verkümmert worden ist, damit der alte Dichter wenigstens in der Schöne vor Ihnen erscheinen möge, wie ihn der englische Uebersetzer lassen durfte.“ Uebrigens waren Göthen noch die äusserst mannigfaltigen Motive merkwürdig, durch die ein äusterst einfacher Gegenstand sich zu einem unendlichen erweitert.

Schiller las das Gedicht und wurde dadurch auch wieder zur Sacontala zurüchgeführt, die gleichfalls zuerst von Jones in das Englische, dann von Forster in das Deutsche übertragen worden war, und zwar las er sie in der Idee, ob sich nicht ein Gebrauch fürs Theater davon machen liesse, fand aber, dass dieses nicht möglich war.

Ich komme nun zu dem glanzvollsten Jahre in der Geschichte unserer Stadt, zu dem Jahre des Congresses 1808. Während desselben fand das denkwürdige Gespräch Napoleons mit Göthe Statt, welches wir nun näher zu beleuchten haben. Es ist dieses Gespräch von hoher Bedeutung, nicht etwa wegen der Aeusserungen Napoleons, die nichts Absonderliches enthal-

ten, auch nicht wegen der Antworten Göthes, die der Geissel Deutschlands, dem gefürchteten Imperator in den Tagen seines höchsten Glanzes gegenüber, nur mit diplomatischer Zurückhaltung gegeben werden konnten, sondern deshalb, weil die servile französische Nation erst jetzt sich veranlasst fand, mit Achtung von unserer Literatur zu sprechen, weil ihr grosser Kaiser die Koryphäen derselben seiner Beachtung gewürdigt hatte. Auch hat dieses Gespräch die Federn zweier Franzosen in Bewegung gesetzt. 1853 erschien die Brochüre: Entrevue de Napoléon I. et de Goethe von Sklower und 1861 im Correspondent ein Artikel von Blaze de Bury: Napoléon à Erfurth. L'entrevue avec Goethe et Wieland. Erstere Brochüre legt Göthes Aufzeichnung, die seinen Annalen einverleibt wurde, zu Grunde und giebt Anmerkungen und Erläuterungen dazu; ich thue dasselbe und erlaube mir noch einige weitere Betrachtungen daran zu knüpfen. Göthe schreibt: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congress zu Erfurt ist von so grosser Bedeutung, auch der Einfluss dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, dass eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte."

Skizze.

September.

„In der Hälfte des Monats bestätigte sich die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marschirten Französische Truppen dahin.

Den 24. kommt Grossfürst Constantin in Weimar an.

Den 26. Kaiser Alexander.

Den 27. die (Weimarischen) Herrschaften nach Erfurt. Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache (von Racine) im Théâtre Français."

Die Ankunft Göthes in Erfurt machte eine solche Sensation, dass selbst der Moniteur ihr einen besonderen Artikel widmete, in dem es heisst: „Erfurt, den 2. October 1808. Unsere Stadt wird immer glänzender. Es scheint, die Höfe aller benachbarten Fürsten haben sich hierher begeben. Der Weimarische Hof hat den berühmten Göthe, den Minister des Herzogs, hierher geführt. Dieser Schriftsteller, der noch jung und dessen Ruf

schon so alt ist, wohnt pünktlich den Vorstellungen bei, welche die regulären Schauspieler Sr. Majestät des Kaisers und Königs geben. Er scheint vollkommen unsere Schauspieler zu schätzen und besonders die Meisterwerke zu bewundern, welche sie vorstellen.“ Wie wenig die Franzosen bis dahin von Göthe wussten, zeigt sich daran, dass der Moniteur ihn, der eben in sein 60. Jahr trat, zu einem jungen Manne machte.

„Den 30. bei dem Herzog grosse Tafel. Abends Britannicus (gleichfalls von Racine). Sodann bei Frau Präsidentin von der Reck grosser Thee. Minister Maret.

Der Minister Maret (Herzog von Bassano) wohnte in dem Hause dieser geistreichen Dame, bei der sich während des Congresses jeden Tag nach dem Theater Diplomaten und Militärpersonen zum Thee einfanden. Der Marschall Soult gehörte zu ihren Bewunderern und auch Napoleon zeichnete sie aus. Nach Thier's Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs IX, p. 318 hätte man sich auch bei der Fürstin von Thurn und Taxis, einer Schwester der Königin Louise von Preussen, wo der Kaiser Alexander öfter verweilte, versammelt. Auch Göthe und Wieland wären öfter dort gewesen.“

„October.

Den 1.

Lever beim Kaiser Napoleon.

Statthalterei (das jetzige Regierungsgebäude).

Treppe, Vorsaal und Zimmer.

Geschwirre durchaus.

Das allbekannte Local und neues Personal. (Man sieht, Göthe wollte eine Parallele ziehen. Wie oft hatte er die Assembleen des Coadjutors besucht, aber welcher Unterschied zwischen einer Cour bei Dalberg und einer solchen bei Napoleon!)

Gemisch. Alte und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt. (Der Sinn dieser Notizen ist uns verloren gegangen.)

Der Fürst von Dessau (Göthes Gönner und Freund) blieb zur Audienz.

Viele versammelten sich im Geleitshause bei dem Herzog von Weimar.

Der Fürst (von Dessau) kommt zurück und erzählt eine Scene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Missdeutung und Geklatsch veranlassen konnte."

Ueber diesen berühmtesten aller französischen Schauspieler spricht sich Göthe in einem Aufsatz vom Jahre 1828, „Französisches Haupttheater" betitelt, ausführlicher aus. Er weist nach, dass nach Talma's Tode die sogenannte klassische Bühne der Franzosen immer mehr veröden musste, da dieser bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermassen immer neu zu erschaffen wusste. „So war denn", fährt er fort, „zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neuesten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der Arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäss wären.

Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete (er spielte den Nero im Britannicus); eine bösartige, heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum besten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden."

„Ich speiste bei dem Minister Champagny. Mein Tischnachbar war Bourgoing, Französischer Gesandte zu Dresden."

Den 2.

„Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben. Ersterer kannte mich seit 1806. (Er hatte nach der Schlacht von Jena bei Göthe in Weimar in Quartier gelegen.) Ich wurde um 11 Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Cabinet des Kaisers gerufen.

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere desshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser sitzt an einem grossen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nahe Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: Vous êtes un homme. Ich verbeuge mich."

Auf diesen Ausspruch Napoleons that sich Göthe etwas zu Gute; als ihm Graf Reinhard (französischer Gesandte in Kassel) schrieb: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: Voilà un homme! Ich glaub' es; denn er ist fähig dies zu fühlen und zu sagen," antwortete Göthe: „Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen. Sie ersehen daraus, dass ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das ecce homo; im ungekehrten Sinne auf mich angewendet worden; übrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivetät des „Herren der Welt" zufrieden zu sein."

„Er frägt: Wie alt seyd Ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt Euch gut erhalten.

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antworte das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun musste, einigermassen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in dem Lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, dass ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaires Mahomet.

Der Kaiser versetzte: Es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sey, dass der

Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den „Werther“, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle, und sagte: Warum habt ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäss, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte.

Ich hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, dass ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, dass an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.“

Welche Stelle des „Werther“ Napoleon mit seinem Vorwurfe gemeint habe, hat man sich lange vergebens zu errathen bemüht, da Göthe darüber ein hartnäckiges Schweigen beobachtete. Erst in den letzen Jahren seines Lebens theilte er dem Kanzler Friedrich von Müller das Geheimniss mit. Napoleon hatte die Vermengung der beiden Motive zu Werthers Selbstmord, der unglücklichen Liebe mit dem gekränkten Ehrgefühl getadelt. In der ersten Ausgabe des „Werther“ vom Jahre 1774 heisst es nämlich p. 179: „Den Verdruss, den er bey der Gesandtschaft gehabt (seine Verweisung aus der adligen Gesellschaft des Grafen C.) konnte er nicht vergessen. Er erwähnte dessen selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah, so konnte man fühlen, dass er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und dass ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen alle Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überliess er sich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus seinen Briefen kennen, und einer endlosen Leidenschaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen musste. Das ewige einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, das stürmende Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zweck und Aussicht, drängten

ihn endlich zu der schrecklichen That.“ Diese Stelle hatte schon Herder getadelt, und desshalb änderte sie Göthe 1786 folgendermassen um: „Alles, was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war — der Verdruss bei der Gesandtschaft, alles was ihm sonst misslungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder“ etc. Napoleon kannte nur eine Uebersetzung der ersten Ausgabe, die er auf seiner Expedition nach Aegypten mit sich geführt hatte, und die er 7 Mal gelesen zu haben versicherte, „wie ein Criminalrichter seine Akten“, meint Göthe. Göthe erinnerte sich also im Jahre 1808 weder an Herders Tadel noch an seine Aenderung vom Jahre 1786, was nicht zu verwundern ist, aber auch Napoleons Einwurf zeigt uns, wie bei den Franzosen nach dem ersten Erscheinen des Werther mehr Göthes Name als seine Werke bekannt waren.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der grössten Aufmerksamkeit betrachtet, und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.“

Nach Müllers Aufzeichnungen sagte Napoleon unter Anderm: „Das Trauerspiel müsste die Schule der Könige und der Völker seyn; das ist die erhabenste Stufe, die ein Dichter erreichen kann.“ Er forderte Göthe auf, den Tod Cäsars zu schreiben, aber in einer würdigeren und grossartigeren Weise als Voltäre. Man müsste in diesem Trauerspiel der Welt zeigen, wie Cäsar hätte das Glück der Menschheit machen können, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine grossen Pläne auszuführen. (Dieser Gedanke ist in der napoleonischen Familie allmälig zur fixen Idee geworden.) „Kommen Sie nach Paris“, so schloss er, „ich verlange es von Ihnen; dort werden Sie einen grösseren Kreis für Ihren Beobachtungsgeist finden; dort werden Sie grossartige Stoffe für Ihre politischen Schöpfungen finden.“

Dieser Vorschlag Napoleons schlug in Göthes Seele Wurzel. Er erkundigte sich bei Müller nach den Kosten einer Reise nach Paris, nach der dortigen Lebensweise und andern Dingen, und nur sein vorgerücktes Alter hielt ihn ab, sich in den Strudel dieser Hauptstadt des modernen Cäsarismus zu stürzen.

„So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Missbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru, und sprach mit ihm über die grossen Contributionsangelegenheiten. Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreissig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt (die letzteren können wohl nur durch den Schmerz über die Zurückweisung seines allzu ungestümen Liebesdranges von Seiten der Frau von Stein, in welchem er einmal nach Erfurt zum Statthalter flüchtete, verursacht worden sein) und hatte Zeit zu bemerken, dass rechts von mir nach der Eingangsthüre zu Berthier, Savary und sonst noch Jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese grosse Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein. Der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen, und ich hatte Zeit, mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Porträte an den Wänden waren verschwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redoutenanzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemässigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sey? Kinder habe? und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalie, dem Fürsten, der Fürstin und sonst. Ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muss ich überhaupt bemerken, dass ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäusserung zu bewundern hatte, denn selten hörte er unbeweglich zu; entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe und sagte Oui oder c'est

bien, oder dergleichen; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, dass wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dic Mr. Göt? Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Geberde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiederte, und ich dann ohne weiteres meinen Abschied nahm."

Den 3.

„Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.

Den 4.

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters (zu einer Vorstellung der französischen Schauspieler).

Den 6.

grosse Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsar. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir."

Nach dem Theater war Hofball, an welchem die beiden Kaiser Theil nahmen. Hier führte Napoleon auch wieder ein längeres Gespräch mit Göthe, desgleichen mit Wieland. Die schon erwähnte Frau von der Reck, geborne von Ingersleben, redete er hier folgender Massen an: „Ich hätte wahrlich nie geglaubt, dass es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber vielleicht sind Sie nicht aus Erfurt?" „Nein, Majestät, ich bin aus Stettin." „Ach! also eine Preussin?" „Ja, Majestät, und Preussin mit Leib und Seele." „Sehr gut! Man muss vor allen Dingen sein Vaterland lieben."

Den 7.

„Marschall Lannes und Minister Maret. Umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden Spanischen Expedition. Von der Jena-Apoldischen Jagd (wobei beide Kaiser das Schlachtfeld besichtigt hatten), alles zurück und weiter (nach Erfurt). Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein."

Den 14.

„Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Minister Marets Secretär, de Borgne d'Idonville, finden sich bei mir zusammen."

So waren denn beide grossen deutschen Dichter, von der französischen Nation freilich auf sehr verschiedene Weise aus-

gezeichnet worden; Schiller hatte das Ehrendiplom eines Citoyen de la république française erhalten, und Göthe war chevalier de la légion d'honneur geworden. Wie charakteristisch! In Weimar wurde auf diesen Congress eine Medaille von Facius gestochen und von den dortigen Technikern geschlagen. Der zweite Stempel dieser Münze stellte die Stadt Erfurt dar.

Hiermit enden Göthes Aufzeichnungen, die erst in den letzten Jahren seines Lebens seinen Annalen einverleibt wurden, und hiermit endet auch mein Vortrag. Ihn weiter auszuführen, würde vielleicht nicht ohne Interesse für die Biographie dieses ausserordentlichen Mannes sein, aber die Grenzen eines Vortrags ganz gewiss weit überschreiten. Göthe war 60 Jahre alt geworden, und wenn ihm auch das Glück noch weitere 23 Jahre eines rüstigen Greisenalters bescheerte, so konnte er doch dem unvermeidlichen Schicksal desselben, welches Schillers Attinghausen so rührend mit den Worten beklagt:

> Und so, in engerm stets und engerm Kreis,
> Beweg' ich mich dem engesten und letzten,
> Wo alles Leben still steht, langsam zu,
> Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name,

nicht ganz entgehen. Er war stabil geworden; die fröhlichen Wanderzüge durch Thüringen, die ihn so oft nach Erfurt führten, hatten längst aufgehört; zudem war Erfurt seit Dalbergs Weggang für ihn verödet und konnte ihm nur noch wehmüthige Erinnerungen bieten.

Herder war 1803, Schiller 1805, Wieland 1813, Dalberg 1817 und sein edler Gönner und Freund Karl August im Jahre 1828 von dieser irdischen Heimath abberufen worden. Wie der Held seines ersten Dramas, Götz von Berlichingen, nur darum so lange hatte leben müssen, um die Edlen, mit denen er verbunden gewesen war, vor sich in das Grab steigen zu sehen, so war auch er am Ende seiner langen Lebenslaufbahn verwaist, und wie Götz mit den Worten: „Himmlische Luft! Freiheit! Freiheit!“ verscheidet, so schloss sein Dichter den 22. März 1832 das leuchtende Auge mit den Worten: „Mehr Licht!“ Sein „Werther“ erschien 1774; es wird also in 5 Jahren ein Jahrhundert, seit sein Name der Weltgeschichte angehört; freuen wir uns, dass auch Erfurt ein Blatt in dem Kranze seines Daseins ist. Dass die Verehrung dieses Dichters bei uns nicht im

Abnehmen ist, beweist mir Ihre zahlreiche Theilnahme, für die ich herzlich danke; auch in unserer Stadt wird, des bin ich gewiss, sein Wort in Erfüllung gehn, womit er in dem herrlichen Gedicht „Künstlers Apotheose“ den hienieden so vielfach geplagten Künstler auf den lohnenden Nachruhm verweist:

> Auch nach dem Tode lebt er fort
> Und ist so wirksam, als er lebte;
> Die gute That, das schöne Wort,
> Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Wielands Beziehungen zu Erfurt.

Hochansehnliche Versammlung!

Indem ich Ihnen den dritten Dichter aus Weimars classischer Zeit in seinen Beziehungen zu unserer geliebten Vaterstadt vorführe, hoffe ich, dass Sie seine innigere Beziehung zu Erfurt, wo er seine Studien begonnen, dem er drei Jahre als Bürger angehört hat, für dessen Universität sein Auftreten als Professor von dem segensreichsten Erfolge war, für seine geringere Bedeutung als Dichter schadlos halten wird. Auch sein Name ist eng an den Namen unsers Dalberg geknüpft, den jeder Erfurter aus der guten, alten Zeit mit Liebe und Verehrung nannte, und ich darf daher hoffen, wenn ich Ihnen in einem meiner nächsten Vorträge das Leben dieses theuren Mannes, der für Erfurt und Weimar das verbindende Element war, vorführe, ein abgeschlossenes Ganze gegeben zu haben, welches Erfurt an die Blüthezeit unserer Nachbarstadt anknüpft, und uns einen, wenn auch bescheidenen, Antheil an ihrem Ruhme nehmen lässt.

Wielands Beziehungen zu Erfurt beginnen mit seinen Studienjahren. Nachdem er die Klosterschule zu Bergen in seinem 16. Lebensjahre verlassen hatte, ging er, gegen den Willen seiner Eltern, 1749 auf ein Jahr nach Erfurt, um unter der Leitung eines seiner Verwandten, des Professors Baumer, zunächst Humaniora zu studiren. Freilich war für des Leibes Nahrung und Nothdurft in Baumers Hause nicht sehr reichlich gesorgt,

denn Wieland schreibt einmal an Riedel: „Vergessen Sie die Satyre gegen Baumer nicht, den ich besser kenne, als Sie vermuthen, weil ich das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter seinen Augen zu leben und an seinem Tische zu hungern (denn vom essen war nicht viel die Rede).“ Um so weniger aber fehlte es an Geistesnahrung, denn Baumer war nicht blos Mineralog, sondern auch Philosoph, und wirklich ein philosophischer und dabei witziger, satyrischer Kopf. (Gruber, Wielands Leben I., p. 24.) Gegen Bodmer äusserte Wieland: „Er (Baumer) lehrte mich viel Gutes und Böses in der Philosophie. Ich prüfte aber Alles, war eine Zeit lang Materialist und kam endlich auf die Spuren einer wahren Philosophie. Erst alsdann gefiel mir die (Leibnitzische) Theodicee, weil sie mit den Meditationen, auf die ich selbst gerathen war, oft coincidirte und ich verband ihre Lecture mit Bayle (Wörterbuch) und Brukkern“ (Geschichte der Philosophie). Letzteren Mann lernte Wieland später auch persönlich kennen. Es war die Wolfische Philosophie, welche Baumer ihm nach der damals beliebten mathematischen Methode vortrug, und Wieland war späterhin billig genug, zu erklären: dass man wenigstens sich selbst dabei verstanden, und es am Ende doch klare Vorstellungen gegeben habe. Noch als er nach Osmannstädt zog, besass er das Compendium, dessen er sich damals bedient, und in welches er sich Anmerkungen mit Bleistift beigeschrieben hatte. Der Poesie, die er schon im Knabenalter eifrig getrieben hatte, vergass er auch hier nicht gänzlich über der Philosophie, sondern fing ein episches Gedicht in Hexametern an, liess es aber, nachdem er schon einen ziemlichen Theil ausgearbeitet hatte, wieder liegen, weil das Sujet eine Götterfabel war (Gruber, p. 29 sq.). Akademische Freunde erwarb er sich in Erfurt nicht, weil er, wie er selbst schreibt, Niemand finden konnte, der Geschmack und Jugend in sich verband. Das grösste Verdienst, welches sich Baumer um seine dichterische Ausbildung erwarb, war, dass er ihm privatissime ein Collegium über Lebensweisheit las und dabei den Don Quixote zu Grunde legte. Die Bekanntschaft mit diesem Weltbuche hat Wieland seinem Verwandten und Lehrer Zeitlebens gedankt. „Daraus“, sagte er, „lehrte er mich zuerst Menschen- und Weltkenntniss. Er lachte darüber, wenn man glaubte, Cervantes habe blos die spanische Chevalerie darin

lächerlich machen wollen. Don Quixote und sein Sancho, sagte er, sind die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will. Ueber diesen vielseitigen Text liess sich denn herrlich kommentiren." Die Liebe zu diesem herrlichen Roman gab ihm im Jahre 1764 die Idee zu einem Seitenstücke ein, die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, dessen Helden der Kopf sich durch Feen-Romane verschoben hat. Als Professor in Erfurt las er gleichfalls einmal unter grossem Zulauf und Beifall über den Don Quixote.

Als Wieland 1760 Kanzleidirector in seiner Vaterstadt Biberach geworden war, war seine einzige Zerstreuung unter der drückenden Last von Akten neben der verstohlenen Beschäftigung mit den Musen der Verkehr mit seiner Jugendfreundin, der auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Sophie la Roche, die sich mit ihrem Gatten damals auf Schloss Warthausen in der Nähe von Biberach bei dem Grafen Stadion, la Roche's Pflegevater, der früher Kurmainzischer Grosshofmeister gewesen war, aufhielt.

Der Kammergerichts-Assessor von Loskant hatte Wieland in Biberach kennen gelernt, demselben von dem Plane des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, gesprochen, die Universität zu Erfurt aus ihrer Versunkenheit zu retten und dabei geäussert, eine Professur zu Erfurt müsse ihm doch viel annehmlicher sein als seine jetzige Stelle. Nun hatte Wieland früher, als er noch frei war, freilich öfter erklärt, zu einer akademischen Professur hätte er nicht die geringste Lust, aber die Aussicht auf schriftstellerische Musse, die ihm bei seinen drückenden Amtsgeschäften jetzt doppelt wünschenswerth erschien, so wie der Gedanke, wieder in Verbindung mit der literarischen Welt zu kommen, besonders aber die neuerworbene Freundschaft Riedels, der nicht lange vorher eine Professur in Erfurt erhalten hatte, in der er sich trotz seines spärlichen Gehaltes von 300 Thalern, der aber für die damaligen Verhältnisse der Erfurter Hochschule schon sehr hoch war, sehr wohl gefiel, machten ihm den Aufenthalt in Erfurt jetzt wünschenswerth. Er äusserte daher gegen Loskant: wenn er irgend wo in der Welt eine akademische Stelle bekleiden wollte, so würde es in Erfurt sein. Mit der grössten Wärme ergriff jener dieses Wort, und liess nun nicht ab, bis Wieland darüber mit la Roche sprach, welcher

bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem ersten Minister und Grosshofmeister Freiherrn von Grossschlag vorzutragen. Dieser Mann, dem Wieland in vielen seiner Briefe wohlverdiente Lobsprüche spendet, hatte Wieland zu Warthausen persönlich kennen gelernt, gehörte selbst zu denen, die dessen Schriften mit dem grössten Beifall aufnahmen, und war daher über diesen Vorschlag hoch erfreut, denn von dem Ruhme Wielands hoffte er viel für das Gelingen des für Erfurt gemachten Plans und schrieb im ersten Feuer deshalb sogleich an den Statthalter, Freiherrn von Breidbach, zu Erfurt. — „Wissen Sie auch, mein Liebster!“ schrieb Wieland an Riedel, „dass mir von einer gewissen Seite her (Notabene aus meiner hiesigen Nachbarschaft) vorläufige Anträge zu einer Professor-Stelle auf ihrer Akademie gemacht worden sind? Der Churfürst, sagt man, möchte Erfurt gern emporheben, hierzu muss man berühmte Leute haben; atqui Wieland etc. ergo .. Q. E. D. Was dächten Sie dazu? .. Doch ich will Ihnen die Zähne nicht lang machen. . . . Was thäte ich nicht, um bei meinem Riedel zu leben? Aber so viele Bande fesseln mich an den Platz, wo ich wirklich (d. h. gegenwärtig) rudre . . und rudern müsste ich doch zu Erfurt so gut als hier.“ Der damalige Statthalter war ein Lebemann, der sich durch die misslichen Verhältnisse der Universität den goldenen Schlaf nicht verscheuchen liess, sondern sie grösstentheils dem Regierungsrath Genau zuwies. Riedel stand bei beiden sehr gut angeschrieben, besonders sagte ihm der Hochheimer des Statthalters zu; da ihm sehr viel daran lag, Wieland nach Erfurt zu ziehen, so schilderte er ihm die hiesigen Verhältnisse im rosigsten Lichte. Und doch entschloss sich Wieland nicht so leicht, seine Heimath, seine Eltern und seinen Posten zu verlassen. Seine ökonomischen Verhältnisse waren von der Art, dass sie ihm die Aussicht gewährten, in einigen Jahren, von seinen Amtspflichten ungehindert, nach seinem Geschmacke zu leben; seine bürgerlichen Verhältnisse waren die friedlichsten, denn er hatte sich nach und nach das Zutrauen beider Religionsparteien erworben; seine häuslichen Verhältnisse machten seine stille Glückseligkeit vollkommen, besonders nachdem ihm eine Tochter war geboren worden und er über den Freuden der Paternität in der Wochenstube sogar die Musen vergessen hatte. Wenn er diese seine Lage bedachte, alle Familienverhältnisse, Eltern, Schwie-

gereltern und Frau berücksichtigte, besonders den Schmerz, den die Trennung seinem alten Vater verursachen würde, und dagegen erwog, dass seine neue Lage viele noch ungeahnete Unannehmlichkeiten für ihn herbeiführen könne, so bereute er, auf den Vorschlag einer Veränderung seiner Lage eingegangen zu sein. Ein Unangenehmes, welches er gleich voraussah, war die Magisterpromotion, wegen deren er Riedeln schrieb, er sei zu alt, um sich examiniren zu lassen und hasse Nichts so sehr als akademische Disputationen, und später: „Magister zu werden will sich für mich um so weniger schicken, als ich die Ehre habe Comes Palatii Caesarei zu seyn, und vermöge meines Diplomatis selbst fähig bin, Magister der freien Künste zu kreiren; welche zwar nur Magistri per bullam sind, aber doch immer unter Meister und Gesellen passirt werden müssen. Wäre es nicht allenfalls eine Höflichkeit, wenn mir die Fakultät ein kleines Präsent mit dem Diplome machte? . . . Doch das Beste ist gar nichts dergleichen.“ Und noch als seine Zusage hier schon angekündigt war, schrieb er: „Hier sind Leute, welche alles wissen wollen und behaupten, die Fakultät werde mich nicht admittiren, i. e. ich sey unfähig, das närrische Mäntelchen zu tragen, welches man, denke ich, ometis oder Gott weiss wie, nennet, wofern ich nicht zum Magister noster geschlagen worden. Schreiben Sie mir doch, was an der Sache ist. Muss es seyn — à la bonne heure, so werde ich, wie Don Quichote vor dem Wirth, von dem er zum Ritter geschlagen wurde, vor Ewr. Liebden niederknien, und nach Empfang so vieler Schläge als Sie wollen, und nachdem ich die Wache der Waffen, oder welche andere Busse Sie mir auflegen, prästirt haben werde, um die Collation dieses edlen Ehrenzeichens der gebenedeyten mantille (welche sich gegen das alte pallium philosophicum à peu près so verhält, wie sich unsere Magistri nostri gegen die alten Philosophen verhalten) aus Ihren magisterlichen Händen zu empfangen.“ Aber ungeachtet aller der Schwierigkeiten, die er sich vorstellte, zog doch der erste Schritt den zweiten nach sich (Gruber ib. p. 515). Riedel suchte nicht nur alle Hindernisse bei Seite zu schaffen, sondern sendete ihm auch einen von Erfurt ausgefertigten förmlichen Antrag zu, mit Anerbieten, die sich nicht so schlechthin von der Hand weisen liessen. La Roche rieth nun, an den Minister selbst zu schreiben, und Wie-

lands Brief an denselben ging wirklich am 26. Januar 1769 nach Mainz ab. Durch den Freiherrn von Grossschlag dem Kurfürsten unmittelbar empfohlen, wurde nun gegen die bisherige Gewohnheit, wo man den Erfurtischen Behörden den Vorschlag der neu zu berufenden Lehrer überlassen hatte, Wieland in Mainz zum Lehrer ausersehen, und dem Statthalter zu Erfurt nur die Vollziehung dieses Rufes übertragen, welche zu Anfange des Jahres 1769 vor sich ging. Indessen hatte Wieland schon früher, ehe die offiziellen Verhandlungen begannen, ohne Zweifel von Mainz aus, durch die Veranstaltung des Freiherrn von Grossschlag, Nachricht von den Absichten, die man seinetwegen hegte, bekommen; denn in einem Briefe an Gesner schreibt er schon unterm 17. September 1768 mit vieler Zufriedenheit von diesem an ihn ergangenen Rufe. Alle Umstände und Bedingungen, sagte er, sind so beschaffen, dass ich so viel als entschlossen bin, diesen Ruf anzunehmen. Man hat mir zu erkennen gegeben, dass man mich nur um meines Namens willen haben wolle, und dass man zufrieden sei, wenn ich komme, sollte ich auch gleich nichts anders thun, als da sein und machen, was mir selbst gefalle. — Dass Wieland indessen dieser Ansicht, nach welcher er bloss durch den Glanz seines Namens in Erfurt imponiren sollte, selbst nicht beitrat, sondern bei der Uebernahme des neuen Amtes sogleich die ernstlichen Absichten für ein thätiges Wirken in sich trug, erscheint aus der Fortsetzung jenes Briefes, wo er, mit Beziehung auf den Unterschied seiner Philosophie von den Lehrgebäuden der damals herrschenden Schulen, endlich sagt: „Ich verspreche Ihnen, mich so ganz leidlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne grosse Bewegungen und viele Maschinen zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.“ Später wurde er wegen der Annahme des Rufes wieder schwankend. Im Februar wurde er denn wirklich zum Professor primarius der Philosophie ernannt und erhielt als solcher den Rang nicht nur über den neu berufenen, sondern auch über allen älteren Professoren in der philosophischen Facultät; dazu wurde ihm der Charakter eines Kurfürstlichen Regierungsrathes beigelegt. Seine Besoldung war nach den damaligen Verhältnissen der Universität eine ausserordentlich hohe; sie bestand in 500 Thalern in Geld (welche in der Folge auf 600 Thaler

erhöht wurden), dazu zwei Malter Korn, zwei Malter Gerste und vier Klaftern Holz. Wieland selbst fand diese Bedingungen ehrenvoll genug, um sie mit Vergnügen einzugehen, und der Statthalter berichtete unterm 27. Februar 1769 Wielands wirkliche Entschliessung in Ausdrücken, welche beweisen, was für einen hohen Werth man sowohl in Mainz als in Erfurt auf diese glänzende Erwerbung legte. Es heisst nämlich in diesem Berichte: „Der, unter der preiswürdigsten Vorsorge E. Kurf. Gnaden je mehr und mehr sich ausbreitende Ruf und Ruhm der hiesigen wiederum aufglänzenden Universität, hat nunmehro auch den, seiner vortrefflichen Schriften halben, weit und breit berühmten Kanzlei-Director der Kaiserl. freien Reichs-Stadt Biberach, Nahmens Christoph Martin Wieland, dahin bewogen, dass er die von mir angelegentlichst an ihn ergangene Vocation — laut unterthänigsten Original-Beischlusses, wirklich angenommen hat. Gleichwie nun diese glückliche Acquisition eines solchen ausbündigen gelehrten und schönen Geistes, der allhiesigen Akademie ein ganz besonderes neues Ansehen, Nutzen und Vortheil ohnfehlbar verschaffen wird, als geruhen E. K. Gnaden — — gedachtem Wieland das Decretum Professurae philosophiae primariae in unterthänigst vorberührter Masse huldreichst zu ertheilen u. s. w. — — wie ich denn auch, da der gegenwärtige Cursus academicus bald zu Ende läuft, dem Professor Riedel den Auftrag gethan habe, in dem nächstkünftigen Stück seiner gelehrten Zeitungen, diesen merkwürdigen Zuwachs von berühmten Gelehrten, der Welt im Voraus bekannt zu machen.“ Freund Riedel verfehlte denn auch nicht, bei dieser Gelegenheit wacker in die Posaune zu stossen. Unterm 3. März zeigte er das wichtige Ereigniss in der Erfurter Gelehrten Zeitung mit folgenden Worten an: „In dieser Zeitung habe ich noch keine so interessante und für alle, die sie lesen und nicht lesen, so wichtige Nachricht ankündigen können, als folgende: Derjenige unserer Teutschen Schriftsteller, mit dem wir am meisten gegen die Ausländer trotzen können, dieses vaste Genie, wie es der selige Meinhard nannte, der Verfasser der Natur der Dinge, der Sympathien, des Agathon, der komischen Erzählungen, des Don Silvio von Rosalva, des Musarion, des Idris, mit Einem Worte, Herr Wieland ist von Sr. Churfürstlichen Gnaden zum ersten Professor der Philosophie mit dem Charakter eines Regierungs-

raths und einem überaus ansehnlichen Gehalte ernennt worden. Er hat den Ruf angenommen und wird im Monat Mai seine Vorlesungen über Iselins vortreffliche Geschichte der Menschheit und über andre wichtige Bücher anfangen. Diese Acquisizion ist so beträchtlich, dass sie allein, wenn auch vorher nichts wäre gethan worden, unserer Universität einen Glanz verschafft, in welchem sie gegen ihre Schwestern stolz sein kann. Ich glaube, dass der Ton, in welchem ich diese Neuigkeit ankündige, nicht unschicklich ist, und es wäre kein Parenthyosus gewesen, wenn ich angefangen hätte:

Dicam insigne, recens, indictum
Adhuc ore alio.

Auswärtige Leser können nach dieser Nachricht urtheilen, mit welchen scharfsichtigen Blicken unser gnädigster Churfürst und sein erlauchter Herr Statthalter die Verdienste beurtheilen."

Aber schon regten sich auch Chicanen, zunächst von theologischer Seite. Riedel hatte gegen Wieland etwas davon verlauten lassen, und Wieland, der den Chicaneur schon kannte, und sich wunderte, wie es zugegangen, dass derselbe zur Belohnung aller Sottisen und Brutalitäten, die er der katholischen Kirche gesagt, zum Professor auf einer Churmainzischen Universität gemacht worden war, schrieb an Riedel, da er befürchten musste, man habe, wie das schon öfter geschehen war, seine Orthodoxie in Zweifel gezogen: „Ich bin kein Liebhaber von Händeln mit Baccalaureis Theologiae, und ich wüsste keine unangenehmere Situation zu erdenken, als unter übelgesinnten Schulfüchsen zu leben, welche immer auf Gelegenheiten, meinen Gedanken, Worten und Werken eine nachtheilige Deutung zu geben, lauerten. — Beruhigen Sie mich, wenn Sie können; wo nicht, so mögen uns die Götter gnädig sein; mit Anständigkeit können wir nicht mehr zurückgehen, und ich gesteh Ihnen mit Freuden, dass ich das Vergnügen, das ich von einem Leben mit Ihnen gehofft habe, ungern verlieren würde." Er hatte vor, sein Lehramt mit einer öffentlichen solennen Rede in deutscher Sprache zu beginnen, zu deren Thema er die Schilderung eines ächten Lehrers der Philosophie gewählt hatte, weil dieses Sujet, wie er an Riedel schrieb, ihm Gelegenheit gab, viel schöne Dinge und unter andern auch gewissen Herrn Magistern und Baccalaureis einige höfliche Wahrheiten zu sagen, wodurch sie

vielleicht bewogen werden dürften, ihn ungehudelt zu lassen." Riedel beruhigte ihn indess wieder, und Wieland traf nun die Vorkehrungen zum Austritt aus seinem bisherigen Amte und zur Abreise nach Erfurt. Man hatte auf ihn schon für das Sommersemester 1769 gerechnet, doch schrieb er gleich, dass es ihm vor Ende Mai nicht möglich sein würde einzutreffen. Gleichwohl wurde sein Name schon in den Lectionscatalog für dieses Semester gesetzt. Aus seinem bisherigen Amte entliess man ihn sehr ungern; er hatte sich den Dank aller seiner Mitbürger verdient. „Hier zu Lande", schreibt er, „ist grosser Lärm über mein Fortgehen, und zu Biberach glaubt das Volk, welches mich liebte, dass Gog und Magog, als die Vorläufer des Antichrists, unmittelbar, so wie ich bey dem einen Thor ausziehe, bey dem gegenüberstehenden einziehen werden. Unsäglich ist der Unwille, den die guten Leute über ihre Herren haben, weil man mich, wie sie meinen, nicht gehen lassen sollte." Die Umzugskosten verlangte er, und zwar in Form eines praenumerando zu bezahlenden Reisegeldes, vergütet; dieser Punkt wurde dadurch erledigt, dass sein Anstellungsdecret vom 1. Januar datirt wurde. Er bat Riedel, die Fracht für zwei Kisten, die er unter dessen Adresse nach Erfurt vorausschickte, für ihn auszulegen. „Ich supponire", schreibt er diesem, „dass Ihnen diese Vertraulichkeit nicht zu ungelegener Zeit kommt; denn ich weiss aus eigener ehemaliger Erfahrung, dass es Augenblicke geben kann, wo die letzte Drachme eines Philosophen aus dem Beutel ausgeflogen ist. Sollten wider besseres Verhoffen Ew. Liebden sich um selbige Zeit in diesem Umstande befinden, so hoffe ich, man werde keine Schwierigkeiten machen, Ihnen von meiner Geldbesoldung das schon verfallene erste Quartal auszuzahlen, wozu allenfalls Gegenwärtiges Ihnen statt einer förmlichen Vollmacht dienen kann, soll und mag!" Ferner wollte er wissen, wie viel für ein Collegium privatum von den Studenten bezahlt werde, und wie viel sich allenfalls damit gewinnen lasse. Er sei ein Familienvater, der auf solche Dinge sehen müsse. Riedel fand den Gedanken, privatim zu lesen, für Erfurter Verhältnisse sonderbar, doch Wielands ernstliche Absicht war, seine Stelle nicht, wie man ihm angeboten hatte, als eine Sinecure zu betrachten, sondern das Mögliche zu thun, um, nach seinem Ausdruck, Erfurt über andere Stabula Academica

zu erheben. Der wichtigste Punkt aber war für ihn, als einen häuslichen Mann, die Wohnungsfrage. Er wünschte eine bequeme Wohnung, da er alle seine Bequemlichkeiten haben müsse, wo möglich in der Nähe Riedels. „Ad bene vivendum“, schrieb er, ist ein bequemes Haus, nach meiner Philosophie, nebst einer weich gepolsterten Ottomane ein unentbehrliches Stück.“ Riedel bot ihm an, mit in sein Haus zu ziehen, und Wieland ging mit Entzücken darauf ein. Er brachte sein ganzes Personal, seine Frau, sein Töchterchen, die nachmalige Frau des Professor Reinhold in Jena, eine Köchin, einen Famulus und ausserdem den Sohn seiner Jugendfreundin, Fritz La Roche mit, der ihm zur Erziehung übergeben war. Dafür verlangte er etliche in einander gehende Zimmerchen, je mehr je lieber, z. B. eins für sich, eins für seine Frau, ein Schlafzimmer, ein Bibliothekzimmerchen, ein Zimmerchen für den jungen La Roche, eine Kindsstube und einen mässigen Hörsaal, den sie allenfalls gemeinschaftlich haben könnten. Küche und ein paar Kammern versteht sich von selbst. Dieser Handel zerschlug sich aber, und Riedel schrieb von einem ganzen Haus mit 6 Stuben pro 50 Thaler Miethgeld inclusive der Meubeln etc. und von einem noch besseren, das aber erst künftigen December ledig werde. Wieland bat, letzteres für ihn sogleich mit Beschlag zu belegen, einstweilen aber ersteres auf ein halb Jahr zu miethen. Seine Meubeln verkaufte er in Biberach. Ferner wünschte er zu wissen, „ob Leute, wie Sie und ich, und wie unsere Weiber, nach Landessitte und Gewohnheit, verbunden sind, Figur in Kleidern zu machen, z. B. galonniret zu seyn, oder sich in Sammt oder köstlicher Leinwand zu kleiden, engageanten à triple étage von Brabanter Spitzen zu tragen und dergleichen mehr, welches alles ich von Herzen verabscheue, weil ich ein grosser Freund von Dukaten und Karolinen bin, und das Medium zwischen dem Cynischen Aufzug des Phanias (in seiner „Musarion“) und dem theatralischen Aufzug eines Leipziger Kleinmeisters liebe. Indessen weil ein Philosoph sich trägt wie andere Leute, so wünschte ich auch über diesen Punkt voraus informirt zu sein.“ Endlich war er besorgt, wie ihn seine neuen Collegen, vor denen er so ausserordentliche Begünstigungen erlangt hatte, empfangen würden. „Ich hoffe, die Herren Häringsnasen erwarten keinen voluminösen Mann an mir; sie würden

sich sehr betrogen finden; denn ich sehe mehr einem Geist in einem ziemlich abgetragenen Luftgewand, als einem von den berühmten sieben Schwaben ähnlich. Dero Hochwürden Excellenz belieben Sie mich zu Gnaden zu empfehlen, und zu versichern, dass ich Ihnen sehr wenig von Dero Rheinwein wegtrinken werde.“ Ueber den collegialischen Punkt tröstete er sich jedoch bald. „Dass die Herrn Kollegen brummen werden“, schrieb er, „habe ich mir voraus eingebildet; und dass wir uns darum nicht viel bekümmern werden, ist auch gewiss; unsere Freundschaft, mein liebster Riedel, wird uns, bey einem ohnehin vorsichtigen Betragen, gegen alle Folgen des kollegialischen Neides sicher stellen. Sie werden mich durch Ihren Kredit bey dem Statthalter und ich Sie bey dem Herrn von Groschlag in quocumque casu so kräftiglich unterstützen, dass uns niemand nichts anhaben soll.“ So reiste er denn in der zweiten Hälfte des Mai über Nürnberg und Erlangen, wollte den 24. Mai in Coburg sein, von wo er Abends sieben Uhr weiter reisen, am folgenden Abend über Frauenwald und Ilmenau nach Arnstadt gelangen und den andern Tag mit Riedel zusammen seinen Morgenkaffee im Schlehendorn einnehmen wollte; er muss aber aufgehalten worden sein, denn seine Ankunft verzögerte sich bis zum ersten Juni. So war er denn glücklich in der Stadt der Brunnkresse, des Blumenkohls und der Puffbohnen angelangt. Ehe wir uns aber noch mit seinem Leben und seiner Wirksamkeit in Erfurt bekannt machen, müssen wir uns nach den damaligen höchst eigenthümlichen Verhältnissen der Erfurter Universität umsehen. Ich benutze dazu, zum Theil wörtlich, den trefflichen Aufsatz des Dr. Erhard: „Christoph Martin Wielands Leben in Erfurt. Nebst einigen seiner noch ungedruckten schriftlichen Arbeiten“ im zweiten Heft seiner Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte und das handschriftliche Gutachten Wielands an Dalberg aus dem Jahre 1778, wovon in einem künftigen Vortrage noch mehr die Rede sein wird.

Der Glanz der Erfurter Hochschule war schon seit Jahrhunderten verblichen, als der edle Kurfürst Emmerich Joseph, durch eine besondere Veranlassung angeregt, seine Aufmerksamkeit nach dem Zustande unserer Universität hinwandte. Der evangelische Prediger Christian Heinrich Vogel nämlich, ein Mann von grossem Scharfsinn und ausgebreiteten Kenntnissen,

aber auch ein ausgemachter Kampfhahn, bewarb sich, nachdem er von einer Dorfpfarre in unsere Stadt berufen worden war, zugleich bei dem Kurfürsten um einen seinen Neigungen entsprechenden Lehrstuhl. Er hatte den günstigen Zeitpunkt getroffen, denn schon längst hatte sich das Bedürfniss nach einer genügenderen Vertretung der evangelischen Theologie an unserer Hochschule fühlbar gemacht. Trotz der von mehreren Mitgliedern der katholisch-theologischen Facultät und selbst von der Regierung zu Erfurt (die damals noch aus lauter katholischen Räthen bestand) dagegen erhobenen lebhaften Widersprüche ging Emmerich Joseph darauf ein und beschloss zugleich eine ausgedehntere Verbesserung der Erfurter Universität. Dass dieselbe nicht durchgreifend war, sondern vielmehr nach einigen Jahren, als die neuangeworbenen guten Kräfte, Wieland, Schmid, Riedel, Bahrdt, die Universität wieder verlassen hatten und der edle Kurfürst im Jahre 1774, wie man behauptete, in Folge gereichten Giftes, aus dem Leben geschieden war, um so rascher ihrem gänzlichen Verfalle entgegen ging, war die Schuld des damaligen Statthalters Freiherrn von Breidbach-Büresheim, der sich um die Universität nicht kümmerte, und seines in Universitätssachen allmächtigen Regierungsrathes Genau. Die mannichfachen Uebelstände, an denen unsere Hochschule damals krankte, sind in kurzem folgende: Zunächst die Verschiedenheit und die Eifersucht der Confessionen, die selbst dem Kurfürsten die Hände band. Denn wie konnte er, ohne sich den Hass seiner Glaubensgenossen zuzuziehen, als katholischer Reichsfürst für die Hebung des protestantischen Unterrichts an seiner Universität sorgen? Wenn Emmerich Joseph hochherzig genug war, dies doch zu thun, so erschwerte ihm wiederum die protestantische Confession die Durchführung seiner wohlgemeinten Pläne. Denn da bisher das evangelische Religions- und Kirchenwesen zu Erfurt ganz unabhängig von der Einwirkung des Kurfürstlichen Hofes bestanden hatte, so fürchteten Viele, dass die unmittelbar von dem Kurfürsten und dessen beauftragten Behörden ausgehende Ernennung evangelisch-theologischer Professoren für die evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit von nachtheiligen Folgen sein möchte; ja, dies ging so weit, dass der Senior Besler die vom Kurfürsten ihm freiwillig zugedachte Ernennung zum Professor primarius

des evangelischen Collegiums geradezu ablehnte und sich nicht bewegen liess, das für ihn bereits ausgefertigte kurfürstliche Decret anzunehmen (Erhard p. 75). Unter solchen Umständen war die Errichtung, ja auch nur die Anbahnung einer evangelisch-theologischen Facultät, die für das fernere Bestehen der Hochschule eine gebieterische Nothwendigkeit war, und die deshalb auch Wieland in seinem Gutachten unbedingt fordert, eine Sache der Unmöglichkeit. Doch geschahen wenigstens einige Schritte nach diesem Ziele. Denn während es vorher nur einen Professor der Theologie augsburgischer Confession gegeben hatte, der gewissermassen als Mitglied der Universität betrachtet, aber vom Stadtrath ernannt wurde, und weder seine Vorlesungen im Lectionskatalog ankündigte, noch sonst bei der Universität, als Corporation, bestimmte Rechte ausübte, so hatte schon der Kurfürst Johann Friedrich Karl 1756 den evangelischen Predigern Bohn und Mosche die Erlaubniss zu akademischen Vorlesungen gegeben, aber er hatte sich doch nicht entschliessen können, sie zu akademischen Professoren zu ernennen. Jetzt wurde wenigstens, im Jahre 1767, ein evangelisches Collegium gebildet, dessen erste Professoren Johann Balthasar Schmidt, Pfarrer an der Kaufmannskirche, und oben erwähnter Vogel, damals Frühprediger und nachher Pfarrer an der Predigerkirche, waren, zwei Zionswächter comme il faut, die durch ihre übel angebrachte Streitsucht den guten Absichten des Kurfürsten, die Universität zu heben, diametral entgegen wirkten. Nicht minder schlimm sah es um die katholisch-theologische Facultät aus, die zwar alle Einkünfte und Rechte genoss, aber Nichts dafür leistete, sondern ihre Professuren als Pfründen betrachtete. Wieland stimmte daher im oben erwähnten Gutachten dafür, den meisten derselben zwar das Recht, Vorlesungen zu halten, zu belassen, ihnen aber die Professuren zu entziehen, da „von ihren Verdiensten und Lehrgaben nicht viel Vortheilhaftes bekannt sei.“ „Vielleicht“, fügt er hinzu, „dürfte hierbei die Bemerkung nicht überflüssig sein, dass, laut der Erfahrung, gerade die Mitglieder der theologischen Facultät es waren, welche bei vielen Gelegenheiten den kurfürstlichen auf das Wohl der Universität hinzielenden Absichten und Verordnungen am meisten widerstrebten.“ Der bedeutendste unter ihnen, im guten wie im schlimmen Sinne, war der **Augustiner Pater Jordanus Simon**, der **Riedeln**, als er

in Wien eine Stelle erhielt, wegen Freigeisterei bei dem dortigen Hofe denuncirte und mit Schuld an seinem Unglück wurde. Noch schlimmer aber als in der theologischen Facultät sah es in der philosophischen aus, die eine ganz eigenthümliche Verfassung hatte. Hier besonders herrschte ein entsetzlicher, philisterhafter Zunftgeist, der, indem er auf veraltete alberne Facultätsrechte hielt, die nächste Pflicht des academischen Lehrers, nämlich selbst in der Wissenschaft fortzuschreiten und die academische Jugend darin zu fördern, ganz aus den Augen setzte. Sie bestand aus sechs ordentlichen und vier ausserordentlichen Professoren, die sich in drei Collegia theilten. Keiner derselben wurde von dem Landesherrn besoldet, wenn ihm nicht etwa wegen eines Nebenamts, oder aus einer besonderen Begünstigung, eine persönliche Gehaltszulage angewiesen war; keiner wurde auch von dem Landesherrn ernannt; sondern die Facultät hatte ihre bestimmten Einkünfte, welche sie selbst verwaltete, und woraus ihre Mitglieder, ohne Einschreiten irgend einer landesherrlichen Behörde, ihre sehr spärlichen Gehalte empfingen; bei einer eintretenden Vacanz aber wurde von den Mitgliedern des Collegiums, zu welchem der ausgeschiedene Professor gehört hatte, ein neuer erwählt und von der Facultät in pleno, wenn keine erhebliche Einwendung gegen ihn zu machen war, aufgenommen. Das eine Collegium, communisticum genannt, war seit geraumer Zeit an die Geistlichen des Schotten-Klosters, Benedictiner-Ordens, gekommen, die es immer mit ihren Ordensbrüdern besetzten, und der Universität zwar einmal an dem P. Andreas Gordon einen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und Verdiensten, sonst aber meistens nur Leute von sehr beschränktem Geiste, mittelmässigen Kenntnissen und einseitiger Anhänglichkeit an das alte scholastische System, gegeben hatten. An eine planmässige Vertheilung der verschiedenen in die philosophische Facultät gehörigen Wissenschaften zum Behuf der Vorlesungen, war schon lange nicht mehr zu denken, sondern jeder Professor kündigte an, was ihm gefiel; und da die geringe Anzahl von Lehrern unmöglich das ganze weitläufige Feld von Kenntnissen, welche man in der philosophischen Facultät zusammen zu fassen gewohnt ist, erschöpfen konnte, da man überdies bei der Wahl eines neuen Lehrers nicht sowohl auf dessen Fähigkeiten für ein bestimmtes Lehrfach, als auf persönliche Ver-

bindungen zu sehen gewohnt war, da man endlich bei den so unter allen Begriffen geringen Einkünften der Professoren dieser Facultät (das eigentliche Lehramt trug nämlich 30—50 Thaler ein) nicht einmal mit Billigkeit erwarten konnte, dass ein Mann sich diesem Amte mit ungetheilten Kräften widmen sollte, vielmehr, aus demselben Grunde, nicht selten Professoren der höhern Facultäten in dieser gleichzeitig eine Stelle einnahmen, und die letztere, wie sich leicht denken lässt, mehrentheils nur als Nebensache behandelten, so ist wohl einzusehen, dass es hier grosse Lücken geben musste, deren Ausfüllung dringend nothwendig war, wenn die Universität wirklich ein Ganzes, und nicht ein blosses Stückwerk sein sollte. (Erhard p. 79.) Hier also hätte zunächst eingegriffen und die ganze Verfassung der Facultät zeitgemäss umgestaltet werden müssen; dies aber wollte man nicht thun, und so blieb die ganze Verbesserung nur Flickwerk, ja die neuen Uebelstände wurden nach einiger Zeit schlimmer als die alten. Man stellte nämlich neben den alten Facultäts-Professoren neue kurfürstliche Professoren an, welche nun zwar ihren Platz unter den Professoren der Philosophie, aber keinen Antheil an den Befugnissen der philosophischen Facultät im engern Sinne erhalten konnten. Zunächst hatte man sein Augenmerk auf den berühmten Darjes, damals Professor in Frankfurt an der Oder, gerichtet, aber Professor Nunn machte geltend, dass Darjes' Ruhm im Sinken wäre, dass für das Geld, was er forderte, 800 Rthlr., drei andere Lehrer angestellt werden könnten (er hätte nach Erfurter Verhältnissen auch zwanzig sagen können, sie waren nur leider darnach), und hintertrieb glücklich die Anstellung dieses verdienstvollen Mannes. Dagegen brachte er einen andern, noch sehr jungen Mann in Vorschlag, von dessen Thätigkeit das neu beginnende Heil der Universität und besonders die Aufnahme der Philosophie erwartet wurde; dies war der aus Vieselbach gebürtige damalige Privatdocent zu Jena, Friedrich Just Riedel, dessen Berufung nach Erfurt denn auch alsbald erfolgte und mit Freuden angenommen wurde. Riedel war, nach Erhards Schilderung, kein Mann von tiefer, umfassender Gelehrsamkeit, aber er besass eine vielseitige Bildung, die Gabe, sich Alles mit Leichtigkeit anzueignen, und eine grosse Gewandtheit des mündlichen und schriftlichen Vortrags. Durch seine Theorie der schönen Wissenschaften und noch einige klei-

nere Schriften hatte er sich bereits in der gelehrten Welt nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, und durch dies Alles, so wie durch eine grosse Regsamkeit und eine Begierde sich auszuzeichnen und die Anstalt, an welcher er arbeitete, in Ruf zu bringen, war er allerdings ein brauchbarer Mann; aber man ging schon an sich zu weit, wenn man in ihm das Hauptwerkzeug für die Wiedergeburt der Universität erwartete; man beging überdies den Fehler, es ihn gleich vom Anfange zu deutlich merken zu lassen, und dadurch sein ohnehin nur allzu grosses Selbstgefühl bis zu einem unerträglichen Dünkel zu steigern; und man hatte zu leicht über seinen keineswegs empfehlenswerthen moralischen Charakter hinweg gesehen. Der unglückliche Wahn, in einer ungeregelten Lebensart eine nothwendige, wohl gar rühmliche Eigenschaft des Genies zu erblicken, hatte, bei der Sucht, sich als ein Genie auszuzeichnen, auch ihn ergriffen, und sein Lebenswandel gab auch dem nicht allzu strengen Sittenrichter manchen gegründeten Anstoss, der auf die öffentliche Meinung um so nachtheiliger wirken musste, je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit gerade auf die neu angestellten Lehrer gerichtet war, und der den Ton auf der Universität um so mehr verdarb, je mehr unter den Erfurter Studirenden ohnehin eine ungewöhnliche Rohheit und Zügellosigkeit sich regte, die durch die wenige Behutsamkeit, mit welcher man damals, um die Frequenz zu vermehren, Ankömmlinge von fremden Universitäten aufnahm, noch bedeutend vermehrt wurde; zumal da Riedel sich unter den Studirenden grossen Eingang zu verschaffen wusste, und mit ihnen auf sehr vertraulichem Fusse lebte. Dabei war Riedel, eben so wenig wie in seiner Lebensordnung, bedenklich in der Wahl seiner Mittel, um zu Ansehen und Einfluss zu gelangen, und verschmähte nicht die unrühmlichsten, wenn sie nur zu dem vermeinten Ziele führten. Die Neigung, sich in allerlei Händel zu mischen, besass er in hohem Grade. Bei dem Regierungs-Rath Genau wusste sich Riedel bald in solches Ansehen zu setzen, dass er dessen entschiedener Liebling und fast einziger Rathgeber wurde; und da er sich auch bei dem Statthalter selbst, als ein guter Tischgesellschafter und wackerer Zecher, beliebt machte, so kam es in kurzem dahin, dass die Leitung der Universitäts-Angelegenheiten, dem grössten Theile nach, von ihm ausging. Da nun Riedel ein entschiedener Anhänger des berühm-

ten gelehrten Klopffechters Klotz war, so suchte er natürlich diesen Einfluss zu benutzen, um der Klotzischen Schule, mit der es sonst nirgends recht fort wollte, in Erfurt eine Stätte zu bereiten. Klotz selbst, den man gar zu gern dabei gehabt hätte, nahm zwar einen Ruf nach Erfurt nicht an; dagegen wurde aber die Berufung Lessings, den man damals sehr leicht, wenn auch nicht eben ganz wohlfeil, hätte nach Erfurt ziehen können, zeitig abgewandt; denn die ausgebreitete, gründliche Gelehrsamkeit und der verdiente Ruhm dieses grossen Mannes kam natürlich dagegen, dass er Klotzens Gegner war und diesen in seinen antiquarischen Briefen derb auf das Haupt geschlagen hatte, nicht in Betrachtung, wohl aber wusste Riedel noch einige junge, in der gelehrten Welt entweder noch gar nicht oder doch nicht sehr vortheilhaft bekannte Männer von seiner Bekanntschaft nach Erfurt zu verpflanzen, die entweder aus Klotzens Schule hervorgegangen waren, oder doch mit diesem in Verbindung standen, und dabei vor der Hand mit geringen Anerbietungen vorlieb nahmen (Erhard p. 84). Riedel bekam 300, Meusel anfänglich 200, und Bahrdt 100 Thaler Besoldung; Herel und Schmid übernahmen ihre Lehrämter vor der Hand ganz ohne Gehalt. Der beste unter den neu angestellten Professoren war der Historiker Meusel, der eine Zierde für Erfurt wurde. Wielands Beziehungen zu ihm schienen nicht die erfreulichsten werden zu wollen. Meusel hatte ihn durch eine Recension beleidigt, als Wieland noch in Biberach war. „Es ist mir leid, mein Liebster,“ schrieb Wieland in Folge dessen an Riedel, „dass Sie zu Erfurt einen Kollegen haben, der ein Schöps ist . . . Sehen Sie, ob Sie ihn, seiner Schöpsheit ungeachtet dahin bringen, aus Gefühl seiner Unwürdigkeit Respect für Sie zu haben, wo nicht, nun so gebe ich ihn Preis; scheeren Sie ihn, soviel Sie können und mögen.“ Und obgleich Riedel ihn begütigen wollte, war sein verwundeter Autorenstolz doch nicht sobald zu beruhigen. „Herr Meusel mag gutherzig sein,“ schrieb er, „und Alles, was Sie wollen; aber er soll Ihnen sein kritisches Geschmier vorher in die Korrektur geben, ehe er's in die Druckerei schickt, oder, welches noch besser wäre, er soll sein Hirnchen etliche Sommer durch reifer werden lassen, ehe er von Büchern urtheilt, öffentlich urtheilt, die er nicht versteht. Seyn Sie indessen ruhig, weder dieser, Meusel, noch irgend ein anderer Kritikaster ist mir gut genug,

ihm vor der Welt nur die kleinste Miene zu machen.“ Meusel wusste sich trotzdem Wielands Achtung später zu erwerben, und stand mit ihm auch nach Wielands Weggange von Erfurt in freundlichem und geschäftlichem Briefwechsel, da Wieland ihn zur Mitarbeit am Mercur einlud, die Meusel annahm. Aber ein gefährliches Subject hatte man unter den neuen Professoren mit nach Erfurt gezogen: den in der Folge so berüchtigten Theologen Karl Friedrich Bahrdt, den Kotzebue in einem Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn“ zubenamste, und der, als er später in Giessen seine „neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ schrieb, durch Göthe's bekannten Prolog dazu in die Unsterblichkeit eingeführt wurde. Wegen seines zügellosen Lebenswandels seiner Professur zu Leipzig entsetzt, flüchtete er nach Halle zu Klotz, mit dem er früher entzweit gewesen war, jetzt aber sich wieder aussöhnte. Seiner Empfehlung besonders verdankte er den Ruf nach Erfurt, wo man selbst nicht bestimmt gewusst zu haben scheint, was man eigentlich mit ihm wollte. Als seine Nominal-Professur wurden die biblischen Alterthümer angegeben; indessen verstieg er sich gleich anfangs in alle Theile der Philosophie und Theologie, ohne (wie ihn sein grosser Widersacher, der Pastor Mercatorum Schmidt, beschuldigte) sich mit dem grauen Alterthum eben viel zu befassen. Mit dem äussern Anstrich von Gelehrsamkeit, ohne gründliche, gediegene Kenntnisse, locker in seinen Grundsätzen und leichtfertig in seinem Betragen, in jugendlichem Dünkel über alle die älteren Männer, die er hier vorfand, weit erhaben, und nur darauf bedacht, sich, es gehe auch wie es wolle, durch auffallende Neuerungen in möglichster Geschwindigkeit berühmt zu machen, war er gerade der Mann, der noch fehlte, um Erfurt völlig zu verwirren, und man muss gestehen, dass er diesen Beruf reichlich erfüllte. An Riedel schloss er sich im Umgange vorzüglich an, und man kann wohl sagen, dass von diesen beiden Männern der eine, was an dem andern noch zu verderben war, vollends verdarb (Erhard p. 85). In der Abendgesellschaft, an der auch Wieland Theil nahm und zu welcher auch die Professoren Baumer, Schorch, Turin und Jordan Simon gehörten, wurde er von Riedel mit den Worten eingeführt: „Hier habt ihr den Braten.“ Es dauerte nicht lange, so war er mit den beiden hiesigen Pastoren, die zugleich seine Kollegen waren, in dogmatische

Händel verwickelt, weil er, Anfangs ohne alle Befugniss, da er nur Professor in der philosophischen Facultät war, theologische Vorlesungen hielt. Dies hielten die neu angestellten evangelischen Professoren der Theologie ihren Rechten für nachtheilig, und trugen darauf an, dass ihm diese unbefugten Vorlesungen untersagt würden; allein er wusste sich von der theologischen Facultät zu Erlangen die theologische Doctorwürde zu verschaffen und brachte es zugleich bei dem Statthalter dahin, dass ihm förmlich erlaubt wurde, als Professor Theologiae designatus, theologische Vorlesungen zu halten. Es konnte nicht fehlen, dass man auf diese Vorlesungen sein Augenmerk richtete, und, da sie des Anstössigen genug boten, sie zum Zielpunkt seiner Angriffe machte. Dies geschah jedoch von Seite der Pastoren Schmidt und Vogel auf eine so taktlose Weise, dass Bahrdts Ansehen bei den vorurtheilsfreien Gebildeten, wie bei Wieland mehr zu-, als abnahm. Um seinen Gegnern desto empfindlicher zu schaden, liess Bahrdt eine Bittschrift an den Kurfürsten gelangen, worin eine Anzahl Studirender (die aber, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, zum Theil in Erfurt gar nicht existirten, oder doch von der ganzen Sache nichts wussten) über die Verfolgungen und Bedrückungen klagten, die Bahrdt in Erfurt ganz unschuldig und aus blossem Neid erdulden müsse, und wodurch er genöthigt werde von Erfurt wegzugehen, weshalb sie baten, der Kurfürst möge doch ja nicht zulassen, dass die Universität diesen geschickten und unentbehrlichen Mann verliere. Dies bewirkte für den academischen Senat ein sehr heftiges Straf-Decret; und als dieser, um seine Unschuld darzuthun, die sämmtlichen in der Sache verhandelten Acten (gegen den Willen der Regierung) an den Kurfürsten einsandte, wurden die Mitglieder desselben in eine Strafe von 100 Thalern verurtheilt, die sie, ohngeachtet aller Vorstellungen, gemeinschaftlich erlegen mussten. Auswärts aber machte man, sobald die Sache allgemein kundig wurde, von Bahrdt's Irrlehren noch weit mehr Aufhebens, als sie wirklich verdienten, und, gleich als ob nun schon die ganze Universität damit angesteckt wäre, verboten mehrere der benachbarten Fürsten ihren Unterthanen, in Erfurt zu studiren. Um dieselbe Zeit hatte Vogel eine theologische Encyklopädie herausgegeben, und Bahrdt, nicht zufrieden, dies Buch in den ihm zugänglichen Journalen herabzuwürdigen, gründete auch

auf einige, aus dem Zusammenhange gerissene, falsch ausgelegte und in dieser Gestalt den Katholiken anstössige einzelne Worte, einen Plan, dem Verfasser zu schaden, indem er ihm auf diesem Wege von der Regierung die bittersten Verweise zuzog, gegen die sich Vogel zwar standhaft vertheidigte, aber dennoch aus Verdruss sein theologisches Lehramt niederlegte. Da aber sowohl Riedel als Bahrdt, ungeachtet aller Begünstigungen, die sie erfuhren, doch in Erfurt ihre Absichten nicht ganz erreichten, so dachten sie darauf, ihr Glück anderweit zu versuchen. Beide verliessen Erfurt im Jahre 1771. Riedel erhielt einen Ruf nach Wien, den er mit den glänzendsten Erwartungen annahm; Bahrdt, nachdem er sich auf verschiedenen Universitäten vergebens um einen Ruf bemüht hatte, fand endlich ein Unterkommen in Giessen, wo aber auch nicht lange seines Bleibens war. Riedel starb zu Wien im Irrenhause, Bahrdt als Privatlehrer in Halle, während er eben mit dem Plane umging, auf seinem Weinberge eine Bierwirthschaft anzulegen. Ausser Riedel, Meusel und Bahrdt hatte man noch Johann Friedrich Herel und Christian Heinrich Schmid berufen. Mit Herel konnte Wieland in kein freundschaftliches Verhältniss kommen, da er ihn wegen seines schmutzigen Geizes hasste; mit Schmid dagegen, der noch vor Wieland Erfurt verliess, um eine Professur der Poesie und Beredtsamkeit zu Giessen anzunehmen, knüpfte er durch Meusel wegen des Mercurs Verbindungen an.

Bald sollte sich nun zeigen, dass halbe Massregeln vom Uebel sind. Die neuen Professoren, zum Theil hochfahrende Brauseköpfe, die sich durch ihre geselligen Talente beim Statthalter und dem Regierungs-Rath Genau sehr in Gunst gesetzt hatten, suchten auf jede Weise ihre Verachtung gegen die alten Professoren an den Tag zu legen, schrieen diese insgesammt als unwissende, beschränkte Köpfe aus und betrugen sich ganz so, als ob sie allein der wahre Kern und die neuen Schöpfer der Universität wären, die alten hingegen nur vornehm mitleidige Seitenblicke verdienten, und bei der weiteren Ausbildung der Universität gar keine Stimme hätten. Die alten Ordnungen und guten Gebräuche der Universität schienen für sie nicht vorhanden zu sein; denn aufgefordert, sich bei der Universität gehörig immatriculiren und bei der Facultät, welcher sie zugetheilt waren, nostrificiren zu lassen, weigerten sie sich dessen und

glaubten durch ihre Berufung aller weiteren vermeintlich unnützen Ceremonien überhoben zu sein. Die Klage, die der academische Senat darüber höhern Orts anbrachte, half diesem Nichts, da man ein zu günstiges Vorurtheil für die neuen Professoren hatte. Andrerseits gingen auch die alten Professoren ihrestheils zu weit, indem sie jede, an sich unschuldige Neuerung als staats- und religionsgefährlich zu verschreien suchten und desshalb ein förmliches Aufpassersystem einführten. Genug, es wurde Iliacos intra muros et extra gesündigt. Von Seiten der jüngeren Professoren Riedel und Bahrdt kam dazu nun noch der Unfug, den sie in den Journalen, zuerst in dem Klotzischen, sodann in der von Riedel herausgegebenen Erfurter gelehrten Zeitung trieben; auch liessen sie noch manche kleine Schriften ausgehen, welche bestimmt waren, in der Welt Lärm zu machen. Der Erfolg hiervon war auch in so fern erwünscht, als nun auf einmal im Auslande viel von Erfurt gesprochen wurde, doch war dieser Ruhm ziemlich zweideutig. Am schädlichsten wirkten ein paar satyrische Schriften, die Bibliothek der elenden Scribenten und die scurrilischen Briefe, in welchen mehrere, zum Theil des Spottes nicht werthe, sondern sehr verdienstvolle und achtungswürdige, Erfurtische und auswärtige Gelehrten auf die hässlichste und boshafteste Weise beleidigt und lächerlich gemacht wurden. Diese Schriften erregten die widrigste Sensation in ganz Deutschland und veranlassten von Mainz aus eine Criminal-Untersuchung, die indessen in Erfurt, als man dahinter kam, dass Riedel und Bahrdt die vornehmsten Urheber jener Schriften gewesen waren, durch die Verwendung ihres unermüdlichen Beschützers Genau, bald wieder unterdrückt wurde, ohne zu einem Resultate zu führen. Noch schlimmer aber, als diese collegialischen Zwistigkeiten waren die Mittel, die der Regierungs-Rath Genau anwandte, um sie, wie er meinte, zu heben. Da die neuen Professoren nun einmal seine entschiedenen Lieblinge waren, so wandten sich seine Massregeln nur gegen die alten und man hörte daher mehrmals von ihm die Drohung, die alten Professoren sollten durch exemplarische Züchtigung einiger aus ihrer Mitte schon zahm gemacht werden. An dem Professor Nunn, einem einsichtsvollen und praktisch tüchtigen Mediciner, den er, und wohl nicht mit Unrecht, für seinen Hauptgegner hielt, ging diese Drohung in Erfüllung. Als Genau mit dem Statthalter,

der Nunn sehr begünstigte, in Mainz war, brachte er es hinter dessen Rücken bei dem Kurfürsten durch seine Vorstellungen dahin, dass Nunn durch ein Kurfürstliches Decret seiner Lehrämter bei der medicinischen und philosophischen Facultät, ohne Anführung einiger Gründe und ohne die geringste Entschädigung entsetzt und das Decret eiligst nach Erfurt abgesandt wurde, ehe der Statthalter nachkam. Und gerade Nunn war es gewesen, durch dessen Vorschub Riedel nach Erfurt gekommen war. So würden denn die neuen Zustände bald noch heilloser geworden sein, als die alten waren, hätte man nicht Wieland zur Seite gehabt, der durch sein Ansehen den zweideutigen Ruf der Erfurter Universität hob und der Regierung als treuer Rathgeber zur Seite stand. Aber auch er sollte bald erfahren, dass er ein paar Jahrhunderte nach der guten alten Kurmainzischen Zeit nach Erfurt gekommen war.

Wielands Professur in Erfurt.

Ein Vortrag, gehalten bei der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher in Erfurt, den 21. September 1868.

(Dieser Vortrag, zuerst gedruckt im Correspondenzblatt des Gesammt-Vereins der deutschen Alterthums-Vereine, wird hier mit Genehmigung der Redaction, um drei Beilagen vermehrt, wieder abgedruckt.)

Hochansehnliche Versammlung!

Am 1. Juni des nächsten Jahres sind 100 Jahre verflossen, seit der Sänger des Oberon durch die Mauern unsrer Stadt einzog. Gern habe ich meinen Vorsatz, diesen Tag abzuwarten, um ihn durch einen Vortrag über Wielands hiesige Wirksamkeit auszuzeichnen, aufgegeben, als mir der ehrenvolle Auftrag von unserm Local-Comité zu Theil ward, die Versammlung deutscher Alterthumsforscher mit einer Abhandlung aus der Geschichte unsrer Vaterstadt zu bewillkommnen, für die ich mir hiermit auf eine kurze Zeit Ihr geneigtes Gehör erbitte.

Wieland langte, wie schon erwähnt, am 1. Juni 1769 hier in Erfurt an und stieg zunächst im Gasthofe zum Schlehendorn ab

(dem jetzigen Rheinischen Hof), wo er von seinem Freunde, dem Professor Riedel bewillkommt wurde. Von Hitze, Staub und andern Unannehmlichkeiten der Reise war er so gänzlich erschöpft, dass er, wie er selbst sagt, „einem Ritter von der traurigen Gestalt um einen grossen Theil ähnlicher sah, als einem der sieben Weisen.“ Er musste acht Tage lang noch in dem Gasthofe wohnen bleiben, ehe er die durch Riedel für ihn gemiethete Wohnung beziehen konnte. Aber diese Wohnung, obgleich sie sehr geräumig war, behagte ihm wenig, so dass er sich sogleich vornahm, sie nach einem halben Jahre, denn auf so lange hatte er sie nur gemiethet, bis die andere bessere Wohnung frei wurde, wieder zu verlassen. Ausser Frau und Kindern brachte er noch eine „etwas betagte Jungfrau“, Fabiane mit Namen, welche beinahe 20 Jahre in Diensten seiner Familie war, und die er den Phönix der Hausverwalterinnen nannte, einen jungen Burschen, den er zum Kanzlei-Dienst in Biberach erzogen hatte und als „animal scribax“ benutzte, und den ältesten Sohn seiner Jugendfreundin, Fritz La Roche mit, den er wie ein Vater liebte und dessen Erziehung er übernommen hatte. Er liess ihm durch einen Studenten Unterricht im Latein, Geschichte und Geographie geben, der Pater Erhard Grant, ein Schottenmönch und Kollege Wielands an der Universität, erbot sich ihm die Anfangsgründe der Geometrie zu lehren, Klavier- und Harfen-Unterricht kam bald darauf hinzu und Wieland selbst unterrichtete ihn täglich 2 Stunden. Der Knabe wünschte ein Zimmer für sich zu haben, wozu in der bisherigen Wohnung kein Platz war. Die neue bequemere Wohnung mit Garten im Gasthofe zum Schwan in der Gotthardtstrasse, die Riedel gleichfalls schon gemiethet hatte, sollte ihm auch diese Bequemlichkeit bieten. Aber freilich war sie sehr theuer; sie sollte ganze 82 Reichsthaler jährlich kosten. In seinem Anstellungs-Decret, datirt: Mayntz den 2ten Jan. 1769, war sein Gehalt auf 500 Rthlr. an Geld, nebst zwey Malter Korn, zwey Malter Gersten und 4 Klaftern Holtz angegeben. Aber trotz des Zuschusses an Holz klagt er über die bedeutende Ausgabe, die ihm neben der Miethe die Feuerung verursachte, denn er hatte ein Auditorium für wenigstens 100 Personen und 4 bis 5 Zimmer im Winter zu heizen. „Ausserdem“, schreibt er, „ist noch das Bier ein dummer Artikel, es ist schlecht und theuer.“ Den Donnerstag nach seiner

Ankunft gab der Statthalter Frhr. v. Breidbach ein Diner ihm zu Ehren und erwies ihm, ebenso wie der Regierungs-Rath Genau, den Wieland „den Atlas unsers academischen Globi“ nennt, die grösste Aufmerksamkeit, so dass er mit seinem Loose im Ganzen sehr zufrieden war. Der Beginn seiner Vorlesungen war von Riedel schon für den Mai angekündigt worden; er fand aber erst den 3. Juni früh 8 Uhr unter grosser Theilnahme der academischen Jugend, deren Anzahl ungefähr 300 betrug, statt. Er eröffnete sein Lehramt mit Vorträgen über die Geschichte der Menschheit nach einem bekannten Werke von Iselin über diesen Gegenstand. Späterhin hielt er Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, las über die allgemeine Theorie der schönen Künste und erklärte einige Lustspiele des Aristophanes und die Briefe des Horaz. Auch gab er eine historisch-kritische Uebersicht der besten griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen Schriftsteller (Döring, Wielands Leben p. 52). Unter seinen Kollegen verkehrte er nur mit den von der Regierung zum Zweck der Hebung der Universität neu angestellten, Riedel, Herel, Meusel, Bahrdt und Schmid, von den alten Facultäts-Professoren, die aus Neid über die viel besser dotirten von der Regierung neu geschaffenen Stellen, besonders aber die Wieland'sche, deren Gehalt für die Verhältnisse der Erfurter Academie ein ganz exorbitanter war, den guten Absichten der Regierung, wo sie konnten, entgegen arbeiteten, hielt er sich fern. Anfangs besuchte er die Mittwochs-Gesellschaft, wo jene jungen Professoren verkehrten, doch zog er auch von dieser sich bald zurück, da das gemüthliche häusliche Leben in seiner neuen Wohnung zum Schwan ihm hinlänglichen Ersatz für die Freuden der Gesellschaft bot. Besondere Freude machte ihm sein ältestes Töchterchen Sophie, die nachmalige Frau des Professors Reinhold in Jena. Er schreibt über sie: „Der kleine Engel hat die Gabe zu gefallen von der Natur bekommen. Sie hat, so jung sie noch ist, etwas so Interessantes in ihrer Miene und in ihrer kleinen Figur, dass sie Einem bei dem ersten Anblick das Herz stiehlt. Riedeln traten vor Rührung Thränen in die Augen. Er sagte, sie sey das wahre Ideal eines liebenswürdigen Kindes — und in der That: es ist so. Die Leidenschaft, die ich für dieses Kind habe, ist über allen Ausdruck.“ Er fühlte sich immer am glücklichsten, wenn „diese Mitteldinger

von Aeffchen und Engelchen“, wie er seine Töchter nennt, um ihn spielten. Eine solche Schadloshaltung hatte er aber auch nöthig, um die vielfältigen Plackereien, denen er in seinem neuen, ganz eigenthümlichen Verhältniss ausgesetzt war, geduldig zu ertragen, denn ausserdem dass er, wenigstens im Winter-Semester von 1769—70 wöchentlich 4 Tage, jeden Tag 2 Stunden Vorlesungen hielt, wie er denn überhaupt einer der thätigsten Professoren an der hiesigen Universität war, und dass er, theils aus geistigem Bedürfniss, theils aber auch zur Erhaltung seiner heranwachsenden und sich vermehrenden Familie eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit entfaltete und entfalten musste, wurden ihm allmählich noch mehr academische Obliegenheiten übertragen. Durch Kurfürstliches Decret vom 20. September 1769 wurde er „in Betracht seiner Höchst Ihren gnädigst bekannten guten Einsichten, Fähig- und Geschicklichkeiten“ zum ausserordentlichen Beisitzer des hiesigen Concilium academicum mit Sitz und Stimme und gleichzeitig zum Mitglied der Kurfürstlichen Kommission zur Hebung der Universität ernannt, wobei ihm eine Verbesserung seines Gehaltes in Aussicht gestellt wurde. Man hegte von Seiten der Regierung das Zutrauen zu ihm, dass er durch seinen Tact, seine Parteilosigkeit und sein Ansehen die Händel unter den Professoren, besonders die verdriesslichen Zänkereien in Glaubenssachen, beizulegen wissen würde. Jedoch, was selbst dem humanen Kurfürsten Joseph Emmerich und dem eben so toleranten und vorurtheilslosen Statthalter Dalberg nicht gelingen wollte, wie hätte dies ein Professor durchsetzen sollen, auf den die meisten seiner Kollegen mit neidischen Augen blickten, der durch seine bisher erschienenen Schriften den hiesigen Zionswächtern schon so manche Handhabe zur Chicane wegen religiöser Freidenkerei bot, und der nicht nur aus Ueberzeugung, sondern um seiner ferneren Existenz als Dichter willen sich bald genöthigt sah, selbst energisch Partei gegen diese Dunkelmänner zu ergreifen. Schon vor seiner Ankunft hatte ihm ein katholischer Baccalaureus der Theologie Händel zu bereiten gesucht; es dauerte nicht lange, so war eine förmliche Cabale gegen ihn und einige andere neuere Professoren im Gang; an der Spitze des Complottes stand der Professor der Medicin, Nunn, der durch einen Machtspruch der Kurfürstlichen Regierung in Folge dieser Intriguen seiner academischen Aemter entsetzt

wurde. Aber die Intriguen dauerten fort. Zu Anfang des Jahres war ein Student Schwarz beim academischen Concil der Gotteslästerung angeklagt worden. Wieland gab hierüber folgende schriftliche Erklärung zu Protocoll:

(Protokolle der Erfurter Universität 1770 p. 110 sq.)

Schriftlich statt mündliches Votum ad Protocollum consilii academici de 10. Jan. 1770.

Da ich durch vorgefallene unaufschiebliche Geschäfte verhindert worden dem letztmals abgehaltenen Consilio academico beyzuwohnen, nachhero aber vernommen, dass unter andern auch eine ab anonymo quodam anhängig gemachte Denunciation ctra den allhiesigen Studiosum Medicinae Schwarz in pto. Denunciat. Blasphemiar. vorgekommen, hiervon auch und was deshalben resolviret worden auf mein an Hrn. Rectorem Magnif. dirigirtes Ersuchen, per Extract. Protoc. Consilii academici de 10 curr. m. et a. des mehrern berichtet und certificiret worden: als finde mich bewogen in Betreff besagter Denunciations Sache mein Votum wie nachstehet ad Protocollum Consilii academici zu geben mit den gez. Ansuchen, dass selbiges in extenso dem Protocoll einverleibet und nachdem solches geschehen mir davon extractus in forma legali zugestellet werde.

So bedauerlich mir und jedem wohlgesinnten überhaupt seyn muss, einen unsrer den Wissenschaften obliegenden academischen Bürger eines so abscheulichen Verbrechens als die Gotteslästerung an sich selbst und nach ihren gräulichen Folgen ist, angeschuldet zu sehen; um so viel bedauerlicher vernehme ich dass diese Denunciation einen Studiosum betrift, welcher gleich den Anfang meines hieselbst angetretenen öffentlichen Lehramts, nicht nur durch seine vorzügliche Fähigkeiten und sowohl in Sprachen als einigen Theilen der Philosophie bereits erlangte Geschicklichkeit mir zu seinen Vortheile bekannt worden, sondern auch durch seine Lernbegierde und privatim mehrmals bezeugte rechtschaffene Denkungsart mir eine so günstige Meinung von ihm beyzubringen gewusst hat, dass ich, zumal nach mehrfältig erhaltenen glaubwürdigen Zeugnissen seiner guten Aufführung kein Bedenken getragen, in Rücksicht auf seine kümmerlichen Umstände und Mittellosigkeit, ihm nicht nur selbst gutes

zu beweissen, sondern auch vor einiger Zeit ihm zu Fortsetzung seiner Studien, die Unterstützung eines auswärtigen hohen Patrons zu verschaffen.

Ich mache diese Umstände um so mehr hiermit bekannt, als sich den Vernehmen nach Leute sich finden sollen, welche auf den vorgeblichen wiewohl Wahrheitswiedrigen Umstand, dass „besagter Denunciat Schwarz bey Niemanden als bey mir Collegia gehöret habe," einen ganz besonderen viel bedeuten sollenden accent gelegt und allen Ansehen nach nicht zu wissen scheinen, dass so wie keine Gesellschaft kein Stand und kein Orden in der Welt so ansehnlich und respectable ist, in denen sich nicht auch unwürdige faule und des Abschneidens würdige Glieder befunden hätten, und vielleicht noch auf diesen Tag befinden, also auch von Socrates dem Vater der achten (sic) Philosophie an bis dato wenige oder Keine öffentliche Lehrer existiret haben, welche sich des Glücks hätten rühmen können, unter ihren Schülern und Zuhörern Keinen Alcibiades und Critias gehabt zu haben. Schwarz ist nicht nur mein Zuhörer gewesen, sondern er hat auch Wohlthaten von mir empfangen. Aus meinen Unterricht hat er die häufigste Gelegenheit gehabt in der tiefsten Ehrfurcht vor Gott und der Religion bestärkt, und von der Abscheulichkeit und strafwürdigsten Thorheit, deren sich die Verächter und Spötter der Religion schuldig machen aufs gründlichste überzeigt zu werden: — Und meine Wohlthaten haben ihm so mehr zu einer lebhaften Aufmunterung dienen können sich in allen Stücken einer unsträflichen Aufführung zu befleisigen, da er sie allein meiner von seinen guten Eigenschaften gefassten Meinung zu danken hatte. Desto schlimmer für ihn, wenn er beydes gemissbraucht, und durch eine execrable Heucheley mich und seinen auswärtigen hohen Gönner hintergangen haben sollte! Ein Umstand welcher im Fall er des ihm angeschuldeten abscheulichen Verbrechens würcklich schuldig erfunden werden sollte, gewiss nicht zu Erleichterung seiner Schuld dienen würde.

Obwohlen ich nun nicht umhin Kan, hier pflichtmässig zu erinnern, dass der notorischen Rechten nach, der Delator seinen wahren Namen dem judicio hätte bekannt machen und sich hierinnen der klaren Vorschrift der Gesetze zu fügen um so mehr hätte angehalten werden sollen als gar nicht abzusehen ist war-

um er bey redlich, Gottesfürchtigen und gewissenhaften Absichten Ursache haben sollte sich zu scheuen. So bin ich gleichwohlen nichts desto weniger der Meinung, dass in vorliegenden Falle hinlängliche Ursache vorhanden sey, diese Denunciations Sache ex officio gründlich untersuchen zu lassen, und will dahero meo voto hiermit darauf angetragen haben: dass fordersamst all dasjenige was zu gründlicher Herstellung des processus informativi erforderlich ist mit genauester Beobachtung aller Legalitaet in der Maasse vorgenommen werden solle, womit man in den Stand gesetzt werde, befindenden Umständen nach zur Inquisition selbsten; und daferne der denunciirte stud. Schwarz des angeschuldeten schweren Verbrechens mit Urtel und recht schuldig erkannt würde, zu dessen condigner Bestrafung nach Maasgabe der Peinlichen Rechte fürschreiten zu können.

dat. Erfurt, den 12. Jan. 1770.

M. C. Wieland. Elect. regim. Consil. Philos. Prof. publicus primar. Cons. acad. Ass. extraord.

Wir ersehen aus diesem Schriftstück, wie sehr sich Wieland das geistige und leibliche Wohl seiner Zuhörer angelegen sein liess. Auch war er der beliebteste und gesuchteste von allen hiesigen Professoren der damaligen Zeit. Seinem Rufe besonders hatte man es zu verdanken, dass die Frequenz der Universität sich in überraschender Weise hob, und seine Schuld war es nicht, dass sie noch während seiner Anwesenheit wieder sank. Er durfte mit vollem Rechte gegen Gleim bekennen: „ich bin beinahe der einzige, unter uns gesagt, an dessen Munde die studierende Jugend hängt.“ Talentvolle Studenten, besonders solche, die wie er sich den schönen Wissenschaften widmeten und die Schriftsteller-Laufbahn einschlugen, unterstützte er so weit er konnte mit seinen beschränkten Mitteln und mit seinem Einfluss, besonders bei seinem wohlhabenden Freunde Gleim in Halberstadt. Der bedeutendste unter diesen war der bekannte Verfasser des Ardinghello, Wilhelm Heinse, Sohn eines Predigers aus Langewiesen in Thüringen. Er hatte Sinngedichte verfasst, für welche ihm Wieland in Leipzig einen Verleger suchte. Da er keinen fand, der das verlangte Honorar zahlen wollte, so wandte er sich an Gleim mit der Bitte, seinen Einfluss zu diesem Zwecke zu verwenden. Es gelang Gleim, und die Sinngedichte

wurden 1771 in Halberstadt gedruckt. Wieland hoffte ihm durch Professor Clodius eine Hofmeisterstelle in Leipzig zu verschaffen, da ihm dies aber nicht gelang, empfahl er ihn an Georg Jakobi als Erzieher seines jüngern Bruders. Auch dieser Plan schlug fehl, und ein abenteurender Hauptmann von der Goltz nahm von hier aus Heinse mit auf Reisen. Dieser Abenteurer vergiftete Heinses Talent (Gödeke, Grundriss p. 676). Als Heinse 1773 seinen „Enkolp, aus dem Satirikon des Petron übersetzt, mit Anmerkungen" erscheinen liess, schrieb Wieland an Gleim: „Was sagen Sie zu dem abscheulichen Frevel, den Heinse durch seinen Enkolp wider unsre Göttin Kalokagathia und Ihre Grazien begangen hat? Hätte der Unglückliche nur das von Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und polirt, so hätte er ein gutes Werk gethan! — Aber nun, — und seine unausstehlichen Noten! — seine öffentlich profitirte Asotie! — Der Elende!" Noch härter sprach er sich über die durch Gleim ihm handschriftlich übersandten Stanzen desselben Verfassers aus: „Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äusserst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Socrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiss, nicht fühlt, dass die Keuschheit eine Grazie ist." Aber Gleim hatte nun einmal die Schwachheit, alle jungen Talente unter seinen Schutz zu nehmen; es kam zum Streit und beinahe zum Bruch zwischen den beiden Freunden. Zwar wegen des Enkolp hatte sich Heinse gegen Wieland entschuldigt: „Das Abscheulichste darinnen ist von der schänderischen Hand des Herrn Hauptmanns, der stündlich an meiner Seele, wie ein Lavater und Jacob Böhme des Priapus, arbeitete. Die Uebersetzung wird mir so lange ich lebe ein Aergerniss seyn." Aber Gleimen überbrachte er eine schriftliche Anklage gegen Wieland, wie Gleim sich äusserte: „dem Anschein nach voll gerechtesten

Zorns — er habe Wieland nach Erfurt zurückgeführt und ihn wegen dasiger Vorfälle zur Rede gestellt etc.“ Entrüstet antwortete Wieland: „Um Heinse habe ich von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen gelernt, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient. Ich verlangte und erwartete nie, dass er mich dafür lieben sollte. — Bedenken Sie um des Himmels willen einen Augenblick meine Situation mit diesem jungen Menschen, und sagen Sie, ob es mir gleichgültig sein konnte, was für einen Eintritt er in die Welt machte, denken Sie an seine Laidion zurück, dann an seinen Enkolp — und dann sagen Sie, ob es mir möglich seyn konnte, besser von ihm zu denken? — Fühlt er, dass ich ihm Unrecht gethan habe, so entschuldige er mich. Aber berechtigt ihn diess zu einem insolenten, trotzigen Ton gegen mich? Ist diess alles, was ich um die Welt und um ihn selbst verdient habe?“ Wenn auch Wielands Erbitterung gerecht war, so lässt sich doch nicht leugnen, dass es gar nicht anders kommen konnte, wenn ein heissblütiger talentvoller Jüngling in der Manier des, zwar in seinen Sitten strengen, aber in seinen Schriften frivolen Wieland dichtete. — Hierbei sei noch erwähnt, dass er auch einen andern Schriftsteller, Werthes, dessen Uebersetzung des Gozzi Schiller zu seiner Turandot benutzte, hier in Erfurt kennen lernte, da er sich auf einer Rundreise zu den schönen Geistern Deutschlands befand, und an Gleim und Jacobi empfahl.

Je vertrauter er aber mit den Studenten verkehrte, mit desto grösserer Entschiedenheit wandte er sich von seinen Collegen, den Professoren des alten Instituts ab. Schon im October 1769, kurze Zeit, nachdem er seine neue bequeme Wohnung im Schwan bezogen hatte, schrieb er an Gessner: „Wolle der Himmel nicht, dass meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! — Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaero! was für ein Thaumaturge müsste ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen möchte — Leute, welche Glauben haben, um Berge zu versetzen.“ Als er von Bodmer angegangen wurde einem Philosophen, Namens Leonhard Meister, an der hiesigen Universität eine Stelle zu verschaffen, antwor-

tete er diesem: „Unglücklicher Weise ist unser Kurfürst über die hiesige Stadt und Universität nicht so sehr Herr, dass er von dem Gesetz dispensiren könnte, welches die Reformirten von allen hiesigen Aemtern ausschliesst; sonst bliebe mir einige Hoffnung, Herrn Meister dereinst hieher zu bringen, wiewohl die philosophische Facultät dermahlen stark und mehr als überflüssig besetzt ist. — Fragen Sie mich nicht mit welchen Leuten! — Grösstentheils mit solchen, deren Nahmen wir nicht einmahl kannten, ehe ich hierher kam, welche aber auch, jure talionis, ebensowenig davon wussten, dass ein Bodmer oder Wieland in der Welt sey. An Herrn Meister könnt' ich hoffen, einen unverdrossenen und rüstigen Gehülfen zu finden in der herkulischen Arbeit, die Barbarei, die Pedanterie, die Cabalen und den verwünschten Geschmack am Mittelmässigen, die in dem nördlichern Theile von Deutschland noch herrschen, zu bestreiten." „Warum, warum kann Wieland nicht mit denen leben, die er liebt?" So klagt er später: „Warum muss er unter Ostrogothen, Slaven und Magistris nostris leben!" Und endlich versteigt er sich in seinem Unmuth sogar zu der für unsere Stadt nichts weniger als schmeichelhaften Schilderung: „Ich bin oft in ganzen acht Tagen keine Stunde lang ich selbst, und hier in Erfurt gehe ich vollends nach und nach zu Grunde. Niemahls, niemahls, mein Freund, haben die Grazien dieses freudenleere Chaos von alten Steinhaufen, winklichten Gassen, verfallenen Kirchen, grossen Gemüsse-Gärten, und kleinen Leimhäusern, welches die Hauptstadt des edlen Thüringerlandes vorstellet, angeblicket; dass sie jemahls, in der ungeheuren Ebne, in welcher uns Herr Riedel den Amor, wie eine Stecknadel in einem Fuder Heu suchen lässt, getanzt haben sollten, daran ist gar nicht zu denken. Ich wüsste um ganz Erfurt keine Gegend, die sich zu einem Rundetanz schickte, es müsste denn ein Hexentanz sein." Er empfand also hier genau dasselbe, was Schiller in Jena empfand, seit er sich der Poesie wieder zugewandt hatte: dass das academische Leben den Musen nicht günstig ist, und beide führte ein gütiges Geschick nach der benachbarten Musenstadt. Aber Wieland war noch unglücklicher daran als Schiller, denn seine heitre Muse erregte das Aergerniss der hiesigen Zopfgelehrten. Es ist hier der Ort von seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Erfurt zu reden. Den 2. October 1769 schrieb er an Gleim:

„Wollte Gott, Sie hätten nur die Hälfte der Musse, die ich hier habe. Ich weiss nicht, wie Sie mit der Art, wie ich die meinige anwende, zufrieden seyn werden. Vergangenen August, den ganzen Monat hindurch, hatte mich eine philosophische Laune angewandelt, welche mit der Yorikschen etwas Aehnliches hat, ohne Nachahmung zu seyn. Da schrieb ich einen *Σωκράτης μαινόμενος* (Anspielung auf den *Ἡρακλῆς μαινόμενος* des Euripides), oder Dialogen des Diogenes nach einer alten Handschrift, ein Werklein von 12 Bogen Manuscript. Riedel behauptet, es sey das beste, was ich noch geschrieben habe, und beinahe möcht' ich's glauben.“ Er verkaufte das Manuscript für 50 Ducaten an Reich in Leipzig. Im October desselben Jahres hatte er die 6 ersten Gesänge des „Neuen Amadis“ fertig, die er den 8. December an Gleim schickte mit der Bitte, das Manuscript Niemand weiter als Jacobi in die Hände zu geben. Wenn dieses Werk erst vollendet wäre, wollte er „der Hogarthischen Dichtart,“ wie er sie nennen möchte, entsagen, und sich, wenn er jemahls wieder dichtete, mehr seiner Neigung zum schönen Idealischen und seinem Herzen überlassen, wenn anders die Philosophie, die ihn aus den zaubrischen Hainen, wo Amor in einen irrenden Ritter verkleidet, mit den Grazien, in irrende Prinzessinnen verkleidet, spielte, — zu sich hinaufwinkte, sich seiner nicht bemächtigte.“ So drohte also sein Lehramt seine dichterische Ader versiechen zu lassen und die schönste und reichste Ausgeburt seines Genius, den Oberon, im Mutterleibe zu erwürgen. „Meine Muse“, schreibt er den 8. December an Gleim, „ruht diesen ganzen Winter aus; dafür arbeite ich desto fleissiger in Prosa, denn ich lebe fast gänzlich für mich selbst, und finde, ausser meinem kleinen Museo, kein Vergnügen nach meinem Geschmack. — Ich werde also unvermerkt ein Vielschreiber, sofern Sie mir nicht bald entgegen rufen: ohe! jam satis est!“ — Trotz dieser Vielschreiberei aber liess er sich nur sehr ungern auf Recensionen und literarische Händel ein, wozu ihm doch durch seine jüngern Collegen, besonders Riedel und Schmid, die sich erst einen Namen zu erwerben hatten und dies auf besagte Weise am schnellsten erreichen zu können glaubten, vielfache Gelegenheit geboten war. Er recensirte für den Jahrgang 1769 der Erfurter Gelehrten Zeitung nur die Uebersetzung des Lucian von Waser, deren Lectüre ihm Vergnügen

gewährt hatte und wohl seine eigene Uebersetzung mit angeregt haben mag. Eine in diesem Jahre projectirte Schrift: „Reise in's Land der Ideen“ ist, so viel ich weiss, nicht erschienen. Aber im Jahre 1770 erschienen ausser dem Diogenes noch folgende Werke: „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen“, „Combabus, eine Erzählung“, „Die Grazien“; im Jahre 1771: „Der neue Amadis“ und „Aurora“. Das umfangreichste und für seine fernern Lebensschicksale bedeutendste Werk war der „Goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian“, an welchem er seit 1770 arbeitete und welches 1772 im Druck erschien. Den 6. Juli 1772 schreibt er an Gleim: „Meine Muse, — ist was sie allezeit gewesen ist, eine launenhafte, grillenfängerische, eigensinnige Sultanin, welche nie thut, was ich gern haben möchte, und nichts thun kann, als was ihr der Geist capriccio eingiebt. Ueberdies stellen Sie sich vor, dass ich schulmeistern und Compilationen machen, den zweiten Theil der Sternheim (eines Romans seiner Freundin Sophie La Roche) emendiren, die Musarion und den Don Sylvio ausfeilen, und den dritten und vierten Theil der Könige von Scheschian schreiben soll, und alles dies binnen einer bestimmten Zeit, und unter tausend Zerstreuungen.“ Gleichwohl wurde er, trotz dieser vielfachen Beschäftigungen, einige Zeit darauf durch Joh. Benj. Michaelis „Epistel an Herrn Gleim“ so in Harnisch gebracht, dass er in die hiesige Zeitung eine „Recension der Michaelischen Scarteque“ einrücken wollte, worin er, wie er den 6. September an Gleim schreibt, seinen Unmuth über den bübischen Muthwillen dieses Cynikers auf eine sehr nachdrückliche Art zu erkennen geben wollte. „Dem Herrn Michaelis rathe ich sich in Acht zu nehmen und mich nicht zu reitzen, dass ich ihn nicht ecrasiren helfe. Man hat dadurch, dass man ein bischen Witz und die Gabe zu reimen und nichts zu essen hat, nicht gleich einen Freybrief, sich über alle Egard's hinweg zu setzen, und sich alles für erlaubt zu halten, was einem die poetische Wuth eingibt. Wenn Ihnen dies hart tönt, so bejammre ich den Excess Ihrer Güte: Ich kann und will nicht so gut seyn; ich will nicht kaltsinnig zusehen, dass ich als ein öffentlich avouirter Freund von Gleim und Jacobi, vom Publico mit einem Menschen wie Michaelis, mit einem hirnlosen Spassmacher und tändelnden

Poetaster in Eine Klasse gesetzt werde.“ Aber Michaelis war einmal ein Protégé Gleims, und Wieland musste zu Kreuze kriechen, um nicht durch diesen poetischen Lump die Freundschaft seines theuren Gleim, der nun einmal die liebenswürdige Schwäche hatte, verlotterte Talente zu unterstützen, zu verlieren. Für den Jahrgang 1772 unsrer hiesigen Gelehrten Zeitung liess er sich endlich auch engagiren und recensirte Sulzers Theorie der schönen Künste. Die Nothwendigkeit, sich gegen die mannichfachen ärgerlichen Angriffe zu wehren, die sowohl er selbst als der unter seiner Aegide herausgegebene Roman seiner Freundin erfuhren, hatte ihn dazu gebracht. Ueberhaupt hatte er hier in vollem Masse auch die Schattenseiten des schriftstellerischen und gelehrten Lebens kennen lernen, so dass er bisweilen ganz hypochondrisch wurde, um so mehr als er durch seine Vermögensumstände gezwungen war, schriftstellerischen Erwerb zu suchen. Er fürchtete, dass seine Augen unter diesem Uebermass von Arbeit leiden möchten. „Es ist wahr,“ schreibt er an die La Roche, „ich lese und schreibe Tag und Nacht, erstens weil mir das Freude macht, und zweitens weil ich muss.“ Und später äussert er gegen dieselbe: „Ich gestehe Ihnen, theure Freundin, dass mich das Schriftsteller-Handwerk geradezu anekelt, und dass die dura necessitas (so schreibt Wieland immer statt dira) in der ich mich befinde, mich alle Jahre drucken zu lassen, mich zuweilen so peinigt, dass sie mir das Leben unerträglich macht.“ Aber seine Werke fanden in seiner nächsten Umgebung keinen Anklang oder wurden, wie schon erwähnt, sogar verdächtigt. Zwar hatte der Diogenes dem Statthalter recht wohl gefallen, der ihm zum Zeichen seines Wohlwollens einen Fasan und einige Flaschen vortrefflichen Asmannshäusers schickte, aber die Orthodoxen waren um so schlechter damit zufrieden. Es verlautete, dass sie unter der Hand ihre Klagelieder schon an den Statthalter gebracht hatten, und Wieland erwartete, dass sie „ein noch jämmerlicheres Miserere zu Mainz anstimmen würden.“ „Wenn ich ruhig leben wollte,“ ruft er aus, „müsste ich meinem Geist und meinem Humor, meiner Philosophie und meiner Denkart, meiner Liebe zur Litteratur, meinem Geschmack, kurz, meinem ganzen Ich entsagen, wie man in der Taufe dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen entsagt.“ Als dann sein „Combabus“ und „Die Grazien“ erschienen, sah er bald ein,

wie er sich selbst ausdrückt, „dass man, um solche Werke zu schreiben, nicht Professor in Erfurt sein dürfe, denn man glaubt hier seit undenklicher Zeit, dass die Schwerfälligkeit des Geistes, die man gewöhnlich Gravität nennt, eine wesentliche Eigenschaft eines academischen Docenten ist und man kann oder will nicht sehen, dass ein Schriftsteller, der für das Publicum und die Leute von Geist schreibt, nicht schreiben darf wie ein Schulmeister." So fing er denn an, sich nach einer Veränderung seines Aufenthalts umzuthun. Sein Diogenes hatte in Wien Beifall gefunden, der Fürst Kaunitz gehörte zu seinen Bewunderern und wünschte ihn dort zu haben, wusste aber nicht recht, was er mit seinem Protestantismus anfangen sollte. Durch seinen „Goldenen Spiegel" hoffte er dort bei dem humanen Kaiser Joseph II. einen solchen Eindruck zu machen, dass dieser ihn trotz seiner Religion in seine Nähe zöge. Ja er hatte einzelne Stellen dieses Werkes sogar auf einen solchen Eindruck berechnet. Gleim wollte ihm einen Ruf nach Halle verschaffen, aber Wieland fürchtete ihn nicht annehmen zu können, da er die Professur der Eloquenz hätte mit übernehmen müssen, aber sein Latein so weit vergessen hatte, dass er weder fertig noch gut Latein schrieb. Die Erfurter Universität gerieth in Folge der Halbheit der zu ihrer Hebung getroffenen Massregeln noch während Wielands Anwesenheit wieder in Verfall, so dass seine Einnahmen sich verringerten, der Kreis seiner Freunde sich lichtete. Riedel ging 1771 nach Wien, wohin Wieland hoffte ihm folgen zu können, Bahrdt war in demselben Jahre auf Semlers Vorschlag als Prediger und vierter Professor der Theologie nach Giessen berufen worden, wohin Schmid im folgenden Jahre gleichfalls abging. Wieland wandte seinen ganzen Einfluss, aber vergeblich, an, um Bahrdt in Erfurt zu halten. Unser städtisches Archiv besitzt einen interessanten Brief Wielands an das Concilium academicum, den Herr Archivrath Beyer aufgefunden und mir gütigst mitgetheilt hat. Er ist datirt vom 18. April 1771 und lautet so: *)

*) Von mir in Jahns Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1869 zuerst zum Druck gebracht, wird dieser Brief mit Genehmigung des Verlegers hier wiederholt.

P. P.

Ich weiss meinem ohnlängst bereits ad Protocollum Concilii Academici dictierten Voto das D. Bahrdtische Dimissions-Gesuch betreffend *) erhebliches beyzufügen.

D. Bahrdt ist ein Mann von vorzüglichen und seltnen Talenten; ein berühmter und beliebter Schriftsteller und ein vortreflicher Docent. Verschiedene von den angesehensten Theologis A. C., welche in Rücksicht seiner ganz unpartheyisch sind, schätzen ihn hoch, und sprechen seine Schriften von der angeschuldeten Heterodoxie gänzlich frey. Alles dies hat seine Richtigkeit, und ist eben so gewiss, als zuverlässig man sich darauf verlassen kan, dass unsrer seit kurzem wieder jämmerlich zerfallenden Academie mit orthodoxen Dummköpfen und unberühmten Sauertöpfischen Ketzermachern nicht wird geholfen werden und also auf die Meynungen solcher Leute wenig reflexion zu machen ist. Ich zweifle auch keinesweges daran dass D. Bahrdts Abgang von hier der Academie wenigstens ad tempus schädlich seyn werde, oder vielmehr würcklich schon schädlich sey. Die Frage also, ob es nicht besser gewesen wäre ihn unter annehmlichen Bedingungen hier zu behalten, beantwortet sich von selbst. Diese Bedingungen aber zu bestimmen, stehet nicht in der Gewalt des Concilii academici. Einer Hochlöbl. Churfüstl. Regierung muss am besten bekannt seyn, wieviel man zu dem grossen Werke die Erfurtische Universitaet in Aufnahme zu bringen, Aufwand machen kan und will. Sollte inzwischen Hr. D. Bahrdt mit einer Jährl. Besoldung von 300 biss 400 Rthlr. zu erkauffen seyn, so dächte ich dass er nicht zu theuer erkauft würde. Gleichwohlen aber möchte diesenfalls unumgänglich nöthig seyn, die Händel, welche die hiesigen Theologi und Prediger Hr. Pf. Schmid und Hr. D. Vogel mit ihm angefangen haben und welche besagter D. Vogel zu grössestem Nachtheil der Universität (des ihm insinuirten oberherrlichen Verbots unangesehen) in einer unlängst publicirten ärgerlichen Schmähschrift öffentlich fortgesetzt hat, auf eine solche Art zu finalisiren, wodurch zugleich die gekränkte Existimation des Hr. D. Bahrdt und die

*) Ich habe dasselbe in den betreffenden Protokollen nicht auffinden können. Boxberger.

angeschwärzte Ehre der Universität selbst vor den Augen der ganzen Welt Genugthuung erhalte. Leute welche dem Instituto Academico durch die Bosheit ihres Willens eben so sehr als durch die Stupidität Ihres Gehirns verderblich sind, müssen von demselbigen abgeschnitten werden, wenn Männer, die uns Ehre machen, bleiben und aufgemuntert werden sollen, ihre Talente zur Beförderung desselben zu sacrificiren. Jedoch wird weder die Ausrottung der haereticificae pravitatis noch die Zurückberuffung des D. Bahrdts hinlänglich seyn, den abgezielten gemeinnützlichen und patriotischen Zweck zu erhalten, wenn nicht ohne Zeitverlust darauf gedacht wird, einen Theologum Primarium Aug. Conf. in der Person eines Mannes von längst entschiedenem Ruhm der Gelehrsamkeit und Orthodoxie anhero zu beruffen. Doch dieser Punkt nebst mehrern andern, welche die Frage betreffen, wie dem imminirenden gänzlichen Zerfall unsrer Academie noch, wo möglich, vorgebauet werden könne, sind res altioris indaginis und bleiben der erleuchteten Ermessung einer Hochlöbl. Churfürstl. Regierung in geziemendem Respect anheimgestellt.

Erfurt, den 18. April 1771. C. M. Wieland.

Wieland sah immer mehr ein, dass trotz seiner trefflichen Leistungen als academischer Docent eine Universitäts-Professur doch nicht eine solche Lebensstellung wäre, in der er sich ganz hätte glücklich fühlen können. Er wünschte, wie er an Gleim schrieb, „je bälder je lieber von dieser Ruderbank befreit zu werden. Wissen Sie was das Klügste wäre? Mein Agathon sollte mir so viel eintragen, dass ich in Sokratischer Mittelmässigkeit, weder arm noch reich, aber in Musse leben könnte; dann wollte ich in die Nachbarschaft meines Gleims ziehen und den Rest meines Lebens mit Ihm und seinen Freunden verleben, der Philosophie, den Huldgöttinnen, der Freundschaft und mir selbst leben und der glücklichste Sterbliche seyn.“ Wirklich hatte ihm das Schicksal ein ähnliches Loos zugedacht. Er hatte durch die Vermittelung Dalbergs die Bekanntschaft des Grafen Görtz, des Weimarischen Prinzenerziehers, gemacht und wurde von diesem der Herzogin Amalia vorgestellt. Was der Goldene Spiegel in Wien hatte bewirken sollen aber nicht bewirkt hatte, das that er in Weimar: er verschaffte ihm den ehrenvollen Po-

sten eines Prinzenerziehers, der in jeder Hinsicht seinen Talenten sowie seinen Wünschen mehr entsprach als ein academisches Lehramt. Der Umgang mit geistreichen Frauen wie Julie Bondely und Sophie La Roche, der Verkehr mit dem hochgebildeten Grafen Stadion auf dessen Gute in Warthausen hatte ihn zum Umgang mit fürstlichen Personen geschickt gemacht. Was er auf dem academischen Lehrstuhl zu Erfurt vor einigen Dutzend zum Theil roher Studenten nicht hatte leisten können, das leistete er jetzt in Weimar in vollem Masse als Erzieher eines Einzigen, aber dieser Einzige war Karl August. Was er als solcher gewirkt hat, ist weltbekannt. Er verschaffte der deutschen Literatur Eingang und Achtung in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und schenkte in Karl August der deutschen Nation einen Fürsten, dessen Jugend mit der Philosophie der Grazien genährt war, deren Umgang er von dieser Zeit an nicht entbehren mochte. Durch Wieland wurde Karl August, der ihn sich selbst zum Erzieher von seiner Mutter ausgebeten hatte, zugleich der August und Mäcen der deutschen Dichterheroen, als welchen Göthe ihn pries. Den 17. September 1772 schreibt er an Riedel: „Ich bin nun zum letztenmal in Erfurt, liebster Freund! im Begriff, meine sarcinas und sarcinulas zu kolligiren und in drey Tagen à dato dieser wundervollen Hauptstadt Thüringens und ihrem uralten Musensitz auf ewig, so Gott will, den Rücken zu kehren." Der heutige Tag des Jahres 1772 ist also der erste Tag seines Amtsantrittes in unsrer Nachbarstadt. Als er im 80. Jahre seines Lebens nach einem in heiterer Muse verbrachten Alter die Augen schloss, widmete ihm Göthe die bekannte schöne Leichenrede in der Trauerloge, die mit den Worten beginnt: „Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln, dieses Finstere müsste sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und muntern Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen

seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniss dienen, dass derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäss auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey." Was Göthen nicht vergönnt war, ist mir zu Theil geworden. Es war mir gestattet, in diesen durch den Zauberstab der Herren Petersen und Kruspe festlich geschmückten Räumen diese ehrwürdige Versammlung von dem Wirken Wielands an unserer Universität zu unterhalten. Lassen Sie den heitern Geist dieses liebenswürdigen Dichters den Vorsitz bei unserer Festfreude führen und sein Sie uns nochmals in diesem in Göthes Sinne und Wielands Geiste ausgeschmückten Saale herzlich willkommen!

Beilage I.

Wielands Anstellungsdecret.

(Protocolle des Conc. ac. von 1769, p. 50 sqq.)

Nachdem der Hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Emmerich Joseph, des heiligen Stuhls zu Mayntz Ertzbischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Ertzkanzler und Churfürst auch Bischoff zu Worms etc. unser gnädigster Herr den bisherigen Cantzley Directorem der Kaiserl. freyen Reichs Stadt Bibrach, Christoph Mart. Wieland, in mildester Rücksicht dessen höchst Ihro angerühmten gründlichen Gelehrsamkeit und sonstigen vortrefflichen Eigenschaften die Professuram Philosophiae primariam bey Dero Universität zu Erfurt mit einem jährlichen Gehalt ad 500 Thlr. an Geld, nebst zwey Malter Korn, zwey Malter Gersten und 4 Klaftern Holtz zu Conferiren; sodann ihme das Regierungsraths Praedicat beyzulegen gnädigst geruhet haben; Als wird ihme Wieland zu seiner dazu erforderlichen Legitimation Vorstell- und Verpflichtung gegenwärtiges gnädigstes Decret in Urkund ihrer Churfürstl. Gnaden höchst eigen-

händigen Unterschrift, und beygedruckten Dero geheimden Cantzley Innsiegel hiermit zugestellet.

Mayntz, den 2ten Jan. 1769.

Decretum
zur Profess. Philosoph.
primaria zu Erfurt
für
Christoph Martin Wieland.

Emmerich Joseph Churfürst
(L. S.)
lectum et publicat. in Cons. acad. pleno Erfurt den 5. Jul. 1769.

Beilage II.

Decretum zum Extraordinairen Assessorat Stelle bey dem Cons. acad. für den Reggs. Rath Christ. Wieland.

(Protokolle des Cons. acad. 1769 p. 87, für Riedel p. 86.)

Nachdem mahlen der Hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Emmerich Joseph, des heiligen Stuhls zu Mayntz Ertz Bischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien ertz Cantzlar und Churfürst, Bischoff zu Worms, unser gnädigster Herr, den Regierungsrath und Professorem primarium Philosophiae zu Erfurt M. Wieland in Betracht seiner Höchst Ihro gnädigst bekannten guten Einsichten fähig und Geschicklichkeiten als Assessorem extraordinarium des dortigen Consilii academici cum sessione et voto aus eigner höchsten Bewegung gnädigst zu ernennen geruhet haben, als wird demselben gegenwärtiges Decretum zu seiner legitimation Vorstell und Verpflichtung in Urkund Ihro Churfürstl. Gnaden höchster Hand Unterschrift und beygedruckten Dero geheimden Cantzley Innsiegels hierüber ertheilet.

Steinheim, den 20. Sept. 1769.

Emmerich Joseph, Churfürst (L. S.)

Beilage III.

(ib. p. 102.)

Actum in Consilio academico pleno, Erfurt, den 22. November 1769. Praes. Dm. Rect. Magn. et Dnis. Assessor: Leslie, Keppler, Spitz, Henne, Turin, Nonne, Luther, Baumer, Erhardo Grant, Hadelich, Wieland, Riedel.

Acto wurden der Hr. Regierungsrath Wieland und Hr. Prof. Riedel wegen denen ohnlängst vermöge gnädigsten Chfr. Decretis erhaltenen extraordinairen Assessor Stellen bey den Consilio academico, gewöhnlicher massen verpflichtet.

Wieland's letzte Beziehungen zu Erfurt.

Verehrte Versammlung!

In meinem letzten Vortrag verliess ich Wieland, als er im Begriff war, aus unserer Vaterstadt nach dem benachbarten Weimar überzusiedeln. Wenn der Aufenthalt eines so bedeutenden Dichters, wenn sein Wirken an unserer Universität, welches derselben einen, freilich nur vorübergehenden, neuen Glanz verlieh, von Interesse für unsern Verein sein muss, so dürfen auch die späteren Beziehungen dieses Mannes zu unserer Vaterstadt nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Wieland war den 20. September 1772 in Weimar angekommen, um dort sein Amt als Erzieher, besonders des Erbprinzen Karl August anzutreten. Derselbe wurde den 3. September 1775 mündig, von welcher Zeit an Wieland also seines Amtes entlassen gewesen wäre und mit einer Pension von 600 Thaler und dem Hofrathstitel, wie es ausgemacht war, sich hätte müssen abfinden lassen. Aber eine so geringe Pension reichte nicht hin, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, und so griff er, gleich nach dem Antritt seines Amtes, nach einem Mittel, zu welchem unter Andern auch Schiller fünf Mal in seinem Leben gegriffen hat, ohne dass es ihm ein einziges Mal so geglückt wäre, wie es Wieland gleich das erste Mal gelang, zu dem Mittel nämlich, ein literarisches Journal herauszugeben. Dieses Journal war der deutsche Mercur. Wir Zöglinge des 19. Jahrhunderts, deren Interesse grösstentheils durch die Tagespolitik oder, wenn es hoch kommt, durch die sentimentalen und zum

Theil scandalösen Novellen und mit allerhand Sticheleien gegen das Bestehende gewürzten Artikeln der „Gartenlaube“ absorbirt wird, können gar nicht mehr begreifen, welche Macht damals die Literatur besass. Alles öffentliche Interesse wandte sich damals der Literatur zu, und Göthe hatte sehr Recht, wenn er als Theaterdirector sich am meisten vor der Belesenheit seines Publikums in der Journalistik fürchtete:

> Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
> Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
> Wenn diesen Langeweile treibt,
> Kommt jener satt vom übertischten Mahle.
> Und was das allerschlimmste bleibt,
> Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.

Freilich war es mit Wielands Publicum wie mit dem Theater-Publicum Göthe's:

> Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
> Allein sie haben schrecklich viel gelesen.

Doch zum Herausgeber einer solchen belletristischen Zeitschrift eignete sich eben Wieland ganz vortrefflich, während Schiller immer viel zu grosse Ansprüche an das lesende Publicum machte und deshalb nothwendig scheitern musste. Unsre grossen Dichter Göthe und Schiller mussten freilich die Flachheit des Urtheils, wie sie sich durch die Menge ästhetischer Zeitschriften, die im vorigen Jahrhundert im Schwange war, allmählich eingebürgert hatte, energisch bekämpfen, doch ist es andrerseits eben so unbestreitbar, dass ohne dieses durch die ästhetischen Zeitschriften geweckte und genährte Interesse unsere grossen Dichter nimmermehr die Rolle hätten spielen können, die sie wirklich gespielt haben; die ästhetische Zeitungs-Literatur spielte damals eine eben so gefährliche Rolle, wie die politische in unsern Tagen. Zum Redacteur einer ästhetischen Zeitung war nun Wieland wie geschaffen. Die Gefälligkeit und Leichtigkeit seiner Sprache, wohl auch bisweilen die Indecenz seiner Stoffe hatten seinen Dichtungen und damit der deutschen Literatur überhaupt, den Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft verschafft; die Weichlichkeit, ja, man könnte sagen die weibische Energielosigkeit seines Characters, erweckte ihm Enthusiasmus selbst für das mittelmässigste Geistesproduct, wenn es in seinen Kram passte; genug, er war wie kein Anderer geeignet,

der Führer der literarischen Meute zu werden, die eine Zeit lang durch ihre Feder die deutsche Aesthetik beherrschte. Dazu kam nun, dass Göthe im Jahre 1775, Herder im Jahre 1776, Schiller im Jahre 1787 nach Weimar kamen, denen allen dreien Wieland sich bald anbequemte, und die er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit bald zu Mitarbeitern des Merkurs machte. Und so kam es denn, dass sein Blatt, da ihm schon ein gegründeter literarischer Ruf in ganz Deutschland voranging, bald das erste wurde, und ihm als Aussteuer für seinen Schwiegersohn, den Professor Reinhold in Jena diente, dem er jährlich 400 Thlr. von dem Ertrage desselben zahlte, während er selbst gegen 1000 Thlr. davon einnahm. Dieses Blatt allein gründete seine Zukunft in Weimar, aber es war auch zunächst dasjenige Bindemittel, welches ihn auch nach seiner Entfernung an Erfurt knüpfte. Er hatte unter seinen jüngeren Collegen in Erfurt doch mehrere geistreiche Leute kennen gelernt, deren Geisteskräfte er sich für seinen Merkur nicht verloren gehen lassen wollte. So schrieb er also den 8. Januar 1773 an Meusel: „Unsern Freund Schmidt zu Giessen (seinen früheren Collegen zu Erfurt) würde ich selbst schriftlich anlangen, wenn ich nicht seine und meine Zeit schonte. Quod fieri potest per pauca etc. Versichern Sie ihn meiner ganzen Ergebenheit und meiner Dankbarkeit für seine Geneigtheit, in meinem Merkur zu arbeiten. Nur bitte ich, dass er seine Mitarbeiterschaft (wenigstens das erste Jahr durch) ein vollkommenes Geheimniss unter uns dreyen seyn lasse. Bücher von Anno 72 können noch recensirt werden. Mit Recensionen von Gedichten und Schauspielen werde ich unsern Freund nicht behelligen. Hingegen sollen mir Recensionen von Lindners, Büschings, Hurds, Mauvillons von Ihnen benannten Werken, it. von Sophiens Reise (von Hermes) etc. willkommen seyn. Ich ersuche den lieben Mann, uns aus dem besten Fasse einzuschenken; und weil er selbst eine unleserliche Hand schreibt, seine Stücke hübsch copiert und unfrankirt an mich einzuschicken, weil ich postfrey bin. Das Honorarium soll so ehrenfest seyn, dass es auch den Copistenlohn tragen soll. Ich kann noch nichts gewisses versprechen, aber Sie kennen mich, und dies ist genug. Empfehlen Sie dem Freunde Schmidt, dass er so viel möglich seine Manier verbergen, und diejenigen, die er in eigner Person laugen würde, im Merkur nur mit seiner leichten Plai-

santerie abfertigen soll. Ich möchte gerne gründliche Kritik, aber nicht schwerfällig; scharf, aber nicht zu beissend; lebhaft aber decent; kurz, reifes Urtheil und guten Ton. Herr Schmidt kann seyn, was er will. Er hat ein treffliches Genie, Geschmack, Feinheit und eine Menge Kenntnisse. Ich wünschte wohl von seiner Hand ein recht fein ausgearbeitetes kritisches Sendschreiben über das dermalige Barden-Unwesen, wenn er anders diess Unwesen für eben so abgeschmackt und schädlich hält als ich. Kretschmann und Denis möchte ich wohl geschont, aber doch nicht ganz leer ausgehen sehen. Beide könnten Nationaldichter seyn, wenn sie wollten. Für wen aber schreiben diese Leute jetzt? Wer liest sie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer den Bardenton im Jahr 1773 anstimmt, naviget Anticyram! Für unser Zeitalter singen diese Herren nicht, diess ist klar; für wen also? Für die Nachkommen? — ich dächte doch nicht, dass wir uns grosse Hoffnung zu machen hätten, unsre Enkel in Picten, Celten, Cherusker u. s. f. verwandelt zu sehen etc. Communiciren Sie diess Geschreibsel, wenn Sie wollen, unserm Freunde, aber unter der absoluten Bedingung, dass er es sogleich verbrenne.“ So weit Wieland; ich habe geglaubt, dieses so vernünftige Urtheil über das Unwesen der Barden-Literatur trotzdem, dass er es zum Feuertode verurtheilt hat, hier bei dieser Gelegenheit noch einmal vortragen zu müssen. Es war Wieland gelungen, Meusel als Berichterstatter im historischen Fach und Schmidt als solchen im Fache der schönen Literatur zu gewinnen, aber es fehlte ihm noch ein tüchtiger Mann, dem er das nämliche Amt im philosophischen Fache auftragen konnte, und dazu hatte er besonders zwei Candidaten im Auge: Professor Johannes Müller in Schaffhausen, den bekannten und durch Schiller unsterblich gewordenen Verfasser der Schweizer Geschichte, und seinen ehemaligen Kollegen Professor Lossius. Der treueste unter seinen Correspondenten für den Merkur blieb Meusel; Johannes Müller liess ihn im Stich, um so mehr musste er sich an Lossius halten. Aber es waren noch innigere Beziehungen, die ihn auch nach seiner Uebersiedelung nach Weimar wenigstens an die Umgebung von Erfurt fesselten. Es ist hier der Ort, seines Verhältnisses zu Frau Julie von Bechtolheim zu Eisenach, geborne von Keller, zu erwähnen, jener Dame, die durch ihren Geist sowohl wie durch ihre

Schönheit alle Männer bezauberte. Wenn es mir einst gestattet sein sollte, wozu Herr Graf Keller in Gotha mir Aussicht gemacht hat, einen Einblick in das Archiv der gräflich Keller'schen Familie zu thun, so zweifle ich nicht, dass sich daraus noch sehr interessante Beiträge zu der Biographie Göthe's und Wieland's ergeben würden. Eines Besuches Göthes und Wielands in Stedten zu Anfang des Jahres 1776 habe ich in meinem früheren Vortrag über „Göthes Beziehungen zu Erfurt“ bereits erwähnt; es bleibt mir hier nur übrig, die Schilderung wiederzugeben, die Wieland von dem Eindrucke entwirft, den die oben erwähnte Dame damals auf ihn machte. Er schreibt im Jahre 1808 an eine deutsche Fürstin: „Frau von Bechtolheim, nach deren Daseyn Sie sich erkundigen, lebt und florirt noch als Wittwe ihres mütterlichen Oheims, des vor etlichen Jahren verstorbenen Kanzlers Bechtolheim in Eisenach, dass es eine Lust ist, sie zu sehen, und dass man ihr es kaum übel nehmen könnte, wenn sie zuweilen vergässe, dass seit ihrer eigentlichen Blüthezeit wenigstens 36 Jahre verstrichen sind. Ihro Durchlaucht wissen vermuthlich, dass sie die Psyche ist, an welche ich vor 32 Jahren ein Gedicht: die erste Liebe genannt, addressirte, worauf sie sich noch jetzt viel zu Gute thut, wiewohl der Hauptinhalt eigentlich der Dame Sophie La Roche galt — welche im Jahre 1750 meine erste Liebe, aber ich freylich nicht die ihrige war. Vor 20 Jahren konnte wohl nichts natürlicher seyn, als dass ein selbst liebenswürdiger junger Mann von feinem Sinn und exaltirter Imagination — wiewohl sein Herz sich damals bereits in einer sonderbaren Lage befinden mochte, — sich in Julie von Bechtolheim, die eher einer Sylfide als einer Erdentochter gleich sah, ein wenig verlieben musste. So etwas könnte noch jetzt einem 75jährigen Altvater begegnen, wenn er das Glück oder Unglück hätte, mit dieser Zauberin unter Einem Dache zu leben. Sie macht, wie Ihro Durchlaucht wissen werden, mit vieler Leichtigkeit sehr artige französische und deutsche Verse, und vor 35 Jahren (allenfalls auch noch vor 25) war sie eine Tänzerin, die es mit den herculanischen hätte aufnehmen können.“

Mit dem 3. September des Jahres 1775, als an seinem 24. Geburtstage, hatte Karl August die Regierung angetreten und war somit Wieland in das Privatleben zurückgetreten. Doch blieb er als Hofrath noch in beständiger Verbindung, zwar nicht

mit dem jungen Hofe, der jetzt unter Göthe's Leitung seinen Jugendrausch ausschwärmte, aber um so mehr mit der verwittweten Herzogin. Da ausserdem sein „Mercur“ ihn von Nahrungssorgen frei hielt, so konnte es für ihn nicht zweifelhaft sein, wie er sich einem Antrage Dalbergs gegenüber zu verhalten hätte, der im Jahre 1778 bei ihm anfragte, ob er sich wohl bereit finden lassen würde, für ein bedeutendes Gehalt die Stelle eines Directors der hiesigen Universität zu übernehmen, und somit in das academische Lehrfach zurückzutreten. Wielands Antwort verdient hier um so mehr angeführt zu werden, als das höchst interessante Manuscript, welches sich in unserm städtischen Archiv befindet, noch nicht veröffentlicht ist. Dasselbe ist freilich von der Hand des Archivars Erhard geschrieben, jedoch mit Wieland's Namen unterzeichnet, so dass anzunehmen ist, dass Erhard von Wieland herrührende Materialien benutzt hat. Letzterer antwortete also auf Dalbergs Antrag Folgendes:

„Euer Hochwürden Gnaden und Reichsfreiherrliche Excellenz haben durch den ehrenvollen Auftrag, welcher mir auf Dero hohen Befehl durch Herrn Dr. Froriep zugeschrieben worden ist, mich zwar in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, indem ich in meine Einsichten und Kräfte keineswegs das unbezweifelte Vertrauen setzen darf, eine Aufgabe von eben so grosser Wichtigkeit als weitem Umfange, so gründlich und umsichtig, als es die hohe Würde der Sache verdient, und die Ew. Excellenz schuldige Hochachtung erfordert, erschöpfen zu können. Nur die Aufmunterung, welche darin liegt, von Ew. Excellenz, als einem Manne, der auch ohne den Vorzug seines hohen Standes und Berufs unter Teutschlands Ersten glänzt, zur Lösung einer so grossen Aufgabe aufgefordert zu werden, konnte mir Muth geben, die Schüchternheit zu überwinden, welche eben die Grösse dieser Aufgabe bei mir hervorbringen musste. Um so mehr aber fühlte ich mich verpflichtet, jeden Gegenstand auf das sorgfältigste zu prüfen, jede Uebereilung in der Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der Sachen auf das strengste zu vermeiden, und überhaupt um so gewissenhafter und umsichtiger, so weit es meine Kräfte und Kenntnisse irgend gestatteten, zu Werke zu gehen, je mehr ich Ursache habe, die Ueberlegenheit und Schärfe der Einsichten des edlen Staatsmannes, der die Arbeit von mir fordert und dessen Prüfung sie zunächst bestehen soll,

ehrend anzuerkennen. Diese nothwendige Sorgfalt verursachte jedoch zugleich die Verzögerung meines gehorsamsten Gutachtens, die mir um so unangenehmer sein muss, als ich dadurch Gefahr laufe, bei Ew. Excellenz einige Zweifel gegen meine unbegrenzte Dienstbereitwilligkeit zu erregen, und wegen deren ich daher Ew. Excellenz hochgeneigte Entschuldigung ganz gehorsamst erbitte. — Ew. Excellenz hochverehrlicher Wunsch und Auftrag betraf zuerst die Erörterung dieses höchst wichtigen Umstandes: Wie und durch welche Mittel der Universität Erfurt aufzuhelfen sey, um sie aus ihrem gegenwärtigen erschlafften und gesunkenen Zustande zu einer höheren Blüthe, zweckmässigen, kräftigen und gemeinnützigen Wirksamkeit und allgemeinen Achtung bei der gelehrten Welt zu erheben?

Ew. Excellenz haben mich ganz richtig beurtheilt, wenn Sie überzeugt sind, dass ich, ohngeachtet die Zeit meines unmittelbaren persönlichen Wirkens zu Erfurt nur kurz war, doch noch mit voller Liebe an Erfurt und an dem hohen Erzstifte Mainz überhaupt hange, und gern seinen Angelegenheiten einen Theil meiner Zeit und meines Nachdenkens widme. Ob Ew. Excellenz in Ansehung meiner Befähigung zu einer genügenden Beantwortung gerade dieser Frage mich nicht zu vortheilhaft beurtheilt haben, lasse ich dahin gestellt sein und bitte nur gehorsamst, im Fall das Resultat Ihren Erwartungen nicht ganz entsprechen sollte, hochgeneigt zu erwägen, dass ich nun über sechs Jahre von aller unmittelbaren Theilnahme am Universitätswesen ganz ausgeschlossen bin. Meinerseits glaube ich jedoch alles gethan zu haben, was meine fortgesetzten Bekanntschaften in Erfurt selbst, so wie meine literarischen Verbindungen ausserhalb Erfurt, und meine Kenntniss des gegenwärtigen Zustandes der teutschen Literatur und namentlich des teutschen Universitäts-Lebens überhaupt, mir irgend möglich machten.

Ob und eventualiter unter welchen Bedingungen ich wohl geneigt sein möchte, mein vormaliges Amt als Professor primarius Philosophiae zu Erfurt auf's neue, und damit zugleich das Amt eines beständigen Directors der dortigen Universität zu übernehmen?

Ich glaube, dass hier der schicklichste Ort ist, auf diese Frage einzugehen, wobei ich jedoch auf Ew. Excellenz gnädige Verzeihung rechne, wenn die Beantwortung derselben vernei-

nend ausfällt. Ich erkenne ganz die hohe Ehre, welcher diese Anfrage mich würdigt, und gestehe, dass der Wirkungskreis, zu dem sie mir die Aussicht öffnet, reizend genug ist, um mein Urtheil für eine schleunige Annahme jenes grossen Anerbietens zu bestechen; um so mehr darf ich mir schmeicheln, dass Ew. Excellenz der Selbstprüfung und Selbstüberwindung Gerechtigkeit widerfahren lassen, die es mich kostete, ohne mich nur auf Bedingungen und Unterhandlungen einzulassen, die reizende Aussicht mir selbst sogleich zu verschliessen. Ew. Excellenz haben das Recht, Gründe meiner Entscheidung zu fordern, und dieses sind folgende:

Seit sechs Jahren und darüber aus dem in seiner Dauer für mich ohnehin nur kurzen academischen Leben ganz ausgeschieden, und an ein uneingeschränktes otium literarium gewöhnt, würde es mir nicht nur für meine Person sehr schwer fallen, mich wieder an die strenge Regelmässigkeit des Universitäts-Lebens zu gewöhnen, sondern gesetzt auch, dass es meinem redlichen und eifrigen Bestreben gelingen sollte, diese Schwierigkeit zu überwinden, so fürchte ich doch, dass damit in der Hauptsache für den Zweck meines Wirkens wenig gewonnen werden dürfte, indem es dabei nicht ohne Nachtheil für die von mir erwartete öffentliche Thätigkeit abgehen könnte. Ich würde durch die Uebernahme eines academischen Lehramtes meine Wirksamkeit als Schriftsteller, welche die teutsche Nation mit ihrem Beifall beehrt, sehr beschränken und dabei doch wahrscheinlich dem in meine Person gesetzten höchsten Zutrauen als Lehrer nicht genug entsprechen können. Ew. Excellenz kann ich im engsten Vertrauen gestehen, dass nur diese Betrachtung mich abgehalten hat, unter höchst annehmlichen Bedingungen ein Lehramt auf der Universität Jena, dessen Erlangung nur von meinem Willen abhing, anzunehmen. Wenn dies nun schon von dem einfachen Lehramte gilt, was soll ich erst von dem weit wichtigern und schwierigen Posten eines Universitäts-Directors sagen? Die mit demselben, besonders nach Lage der Universität Erfurt, nothwendig verbundenen Geschäfte würden mich in ein ganz neues Feld führen und mir Anstrengungen auflegen, denen meine Kräfte in keiner Hinsicht gewachsen und die natürlichen Eigenschaften meines Gemüthes durchaus nicht angemessen sind. Die allgemeine Einsicht in das Wesen und den Gang

der Universitätsgeschäfte reicht hier nicht hin; hier gilt es in allen einzelnen, oft sehr verwickelten Fällen augenblicklich den rechten Weg zu treffen, das rechte Mittel zu wählen, die verschiedenen, zum Theil ganz widerstrebenden Interessen zu vereinigen, bald mit Sanftmuth und Klugheit, bald mit Ernst und Eifer einzugreifen, hier zu belehren, dort zu warnen, hier aufzumuntern, dort zu zügeln, hier bestehende Rechte zu bewahren, dort verjährte Vorurtheile zu bekämpfen und auszurotten — mit einem Worte, hier gilt es, so viel und mancherlei zu thun und zu dulden, dass ein so wenig erfahrener, so wenig in solchen Verhältnissen geübter und des Geschäftslebens kundiger Mann, wie ich, gewiss bei dem ersten Versuche scheitern würde. Ew. Excellenz haben mir zwar, allzu wohlmeinend und schmeichelhaft, zu erkennen geben lassen, dass Sie von dem Ruhme meines Nahmens, den ich das Glück gehabt habe, vielleicht weit über mein Verdienst zu erlangen, schon eine günstige Einwirkung auf die Universität und deren Mitglieder erwarten; allein erlauben Sie mir, mit aller Hochachtung für Ew. Excellenz erleuchtete Einsichten und mit allem dem erlaubten Stolz, wozu Dero günstige Meinung mich berechtigt, doch jene Annahme zu bezweifeln. Wenn auch mein Nahme das Glück hat, dem teutschen Publicum und der gelehrten Welt nicht ganz gleichgiltig zu sein, so ist man doch gewohnt, ihn sich in ganz andern Verbindungen zu denken, als die herkömmliche Verfassung unserer Universitäten sie darbietet, und er könnte von dieser Seite vielleicht mehr schaden als nützen. Endlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, dass die Dankbarkeit gegen meinen gnädigsten Herzog und Herrn, der mir mehr Freund als Gebieter ist und mich weit über mein Verdienst in eine Lage gesetzt hat, wo ich so gut wie unabhängig, in den schönsten Umgebungen der Natur, der Wissenschaften und der Freundschaft, nur mir selbst und meinem Genius leben kann, mir jede Unterhandlung wegen eines anderweitigen Unterkommens verbietet.“

Die Vorschläge, die nun Wieland in seinem weitläufigen Manuscripte zur Hebung der Universität macht, gehören nicht hieher; ich bemerke nur, dass er an seiner Stelle seinen früheren Kollegen, den Amtmann und Professor Rumpel zum Director der Universität vorschlägt, und dass er in Anbetracht der eigenthümlichen Erfurter Verhältnisse den Professoren zwar jedes

Gewerbe, aber mit Ausnahme des Biereigenrechtes entzogen wissen will. — Wieland blieb also in beschaulicher schriftstellerischer Musse in Weimar, und es verschwindet aus seinem Briefwechsel auch jede Spur eines Verkehrs mit der Aussenwelt; nur strahlte auch auf ihn ein Abglanz jener Tage zurück, in welchen in unserer Vaterstadt die Geschicke der Welt verhandelt wurden, ich meine die glänzenden Tage des Erfurter Congresses im Jahre 1808.

Wenn ich früher über Göthe's Empfang bei Napoleon im jetzigen Regierungsgebäude geredet habe, so ist hier der Ort, als Seitenstück dazu Wieland's Unterredung mit dem gefürchteten Beherrscher Europas auf dem Weimarischen Hofballe und im Erfurter Regierungsgebäude zu erwähnen. Auch hier bin ich in der glücklichen Lage, Wielands eigene Worte benutzen zu können. Er schreibt nämlich an eine deutsche Fürstin den 13. October 1808:

„Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiss, und wovon alle öffentlichen Tageblätter voll sind, dass die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Scene einer der ausserordentlichsten Begebenheiten unsrer wundervollen Zeit ist — einer Zusammenkunft von zwey Kaisern, vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um wo möglich aller Fehde ein Ende zu machen und Asträa mit ihrem ganzen wohlthätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplimentiren. So etwas wenigstens musste es seyn, wiewohl freylich, ausser den beyden Hauptpersonen und ihren trautesten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wussten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so bruyanten und brillanten, nie erhörten Zusammenkunft war. — Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich ging. Der französische Kaiser hatte, um die Fête vollständiger und ausserordentlicher zu machen, auch seine Comediens ordinaires von Erfurt herüber kommen lassen, und auf ein grosses Treibjagen und ein grosses Diner an drey Tafeln folgte la mort de Cesar von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, so viel ich nur immer vermochte, von

den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (trotz meiner Begierde den ausserordentlichen Mann unsrer und, meines Wissens aller Zeiten, in der Nähe zu sehen) — vorgenommen, nicht bey Hofe zu erscheinen, weil ich mir's zum Gesetz gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Rangs, niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diessmal ging ich sogar so weit, dass ich eine Einladung, beym Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber N. fragte zweymal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seynem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beym Balle zu sehen. — Diess liess mir die Herzogin wissen etc. und nun war kein anderer Rath, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, . . . eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig kostümirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam N. von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge fasste. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen, als N. Er sah, dass ich meiner leidigen Celebrität zu Trotz, ein schlichter, anspruchloser, alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, dass der Mann, der mit mir sprach, ein grosser Monarch zu seyn sich bewusst war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und (was noch keinem andern meines gleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu grossem Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen es zwar an Neugierigen nicht fehlte,

die sich aber doch aus Respect zu weit entfernt halten mussten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerley Sagen im Publiko herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, dass er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, dass ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freyheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir. — Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, dass ich sehr vergnügt nach Hause kam; diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet that ich nicht, was zehn Tausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran. — Der folgende Freytag und Sonnabend verstrich unter Geschäften und Zerstreuungen, die mich an kein Briefschreiben denken liessen. Dafür hatte ich den ganzen Sonntag dazu bestimmt, meiner Fürstin Rapport abzustatten. Allein die Götter haben's anders beschlossen. — Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung von dem Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bey dem erstern zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. Die Götter wollten aber nicht, dass wir einander näher kennen sollten; denn er war nicht zu Hause, als ich ihm am folgenden Tage aufwarten wollte. Abends sah und hörte ich meinen Gräuel an Voltaires Mahomed und an der unnatürlichen, monotonischen Deklamation und der mehr als tragischen Wuth, womit die Akteurs die leidenschaftlichen Scenen spielten und wodurch sie ihre französischen Zuhörer (mit wenigen Ausnahmen) in Ecstase setzen. Moi je croyais voir et

entendre des possedés, des vrais Demoniaques, et je souffrais mort et martire. Nach dem Schauspiel brachte ich den Rest des Abends bis Mitternacht bey der Präsidentin von Reck in grosser, sehr vermischter, aber sehr interessanter Gesellschaft zu. Hier machte ich die persönliche Bekanntschaft des einzigen in meinen Augen wirklich grossen Schauspielers unter den Comédiens ordinaires de Sa Majesté, den ich zu Weimar im Tod Cäsars als Brutus sah, nnd der mich dort hatte besuchen wollen, aber nicht angenommen werden konnte. Je parle du célèbre Talma que v. A. connaît peut-être par elle-même. C'est an des français les plus aimables et les plus modestes, que j'ai vu en toute ma vie, tres instruit, rempli d'esprit, et de bon sens et du goût.

Montag Morgen erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleurs, welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuner nämlich) entweder als Zuschauer beyzuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beyde Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Conferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz wir antischambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut, wie wir andern, bis 12 Uhr, ohne dass die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden, Hülfe bey einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antischamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabey vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich, sehr artig gegen mich zu seyn und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au Niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele etc.

Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu grosse Portion der vorzimmerlichen Langeweile, die ich

seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Masse nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drey merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet hereingewinkt. Seine Majestät sassen in der Mitte des Zimmers an einer kleinen, mit fünf oder 6 Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und liessen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proportionirten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drey Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurde eben so hastig ein halb Duzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bey ganz sonderlicher Laune zu seyn schien, adressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünfmal, eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Er sah aus, als wenn er sich nicht sehr über die Rolle freute, die er spielte. Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit N. mich am letzten Donnerstag begünstigt hatte, in mein Gedächtniss zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, dass er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. Gewiss ist übrigens, dass er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heitern und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freytag zu Weimar befunden hatte, — was auch die Ursache davon seyn mochte.

Am 11. kehrte ich von Erfurt zurück, kam aber, weil ich bis gegen Mittag auf die Postpferde hatte harren müssen, erst um halb drey an. An diesem und am folgenden Tage war, allerley Abhaltungen wegen, wieder nicht an's Briefschreiben zu denken. Ich vertröstete mich selbst auf den Donnerstag: aber

da ich mich eben an den Schreibtisch setzen wollte, siehe, da wurde ich, sehr unerwarteter Weise, von einem mit dem kaiserlichen Wappen besiegelten Brief in grossmächtigem Format von dem Minister Secretaire d'Etat, Maret, überrascht, welchen ich meiner Fürstin hier (zur beliebigen Vergleichung des heutigen französischen diplomatischen Styls mit dem an deutschen Höfen in ähnlichen Fällen üblichen Kanzleystyl) in Abschrift mittheile, mit flehentlicher Bitte, ihn ja nicht aus Ihrer Hand kommen, oder Abschrift davon nehmen zu lassen. Denn ich möchte ihn um Alles nicht in irgend einem deutschen oder französischen Blatt durch meine Schuld abgedruckt lesen."

So weit Wieland. Es war der Orden der Ehrenlegion, der ihm so wie Göthen vom Kaiser zugeschickt worden war. Fünf Jahre hat er sich dieser wohlverdienten Auszeichnung erfreut; zur Zeit des Völkerfrühlings, wo Napoleon keine Gnadengaben mehr auszutheilen hatte, nahm er sie mit sich in das Grab.

Moritz in Erfurt.

Vortrag, gehalten im Erfurter Alterthums-Verein am 16. Februar 1869.

Verehrte Versammlung!

Die Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes, mit dessen Aufenthalt in Erfurt ich Sie heute zu unterhalten gedenke, dürfte nur wenigen von Ihnen genauer bekannt sein, da sein im vorigen Jahrhundert viel gelesener Roman „Anton Reiser" heutzutage so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist. Seine „Götterlehre der Alten" ist mir neulich in einer neuen Bearbeitung zu Gesicht gekommen. Gestatten Sie mir also, dass ich zunächst jenen merkwürdigen psychologischen Roman charakterisire, den ich meiner Schilderung seines Erfurter Aufenthaltes zum Theil wörtlich zu Grunde lege und Ihnen dann eine kurze Uebersicht

seines Lebens, besonders seines Verhältnisses zu Schiller und Göthe, gebe.

Der Roman „Anton Reiser“ erschien zu Berlin in den Jahren 1785—90 in 4 Bänden. Er war, wie Gödeke sagt, einer der letzten autobiographischen Romane, und vielleicht der beste. Man erkennt in demselben deutlich den Einfluss von Göthe's Werther. Dieses Wühlen in dem eignen Herzen, welches man, nach Göthes Ausdruck im Werther, pflegte wie ein krankes Kind, und dem man allen Willen liess, finden wir auch im „Anton Reiser“. Dass der Roman die eignen Lebensschicksale des Verfassers darstellen sollte, erklärte dieser selbst in der Vorrede zum 2. Bande, wo er sagt:

„Um fernern schiefen Urtheilen, wie schon einige über diess Buch gefällt sind, vorzubeugen, sehe ich mich genöthigt, zu erklären, dass dasjenige, was ich aus Ursachen, die ich für leicht zu errathen hielt, einen psychologischen Roman genannt habe, im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nüancen, ist, als es vielleicht nur irgend eine geben kann.“ Und in der Vorrede zum dritten Bande heisst es: „Mit dem Schluss dieses Theils heben sich Anton Reisers Wanderungen, und mit ihnen der eigentliche Roman seines Lebens an. Das in diesem Theil enthaltene ist eine getreue Darstellung der Scenen seiner Jünglings-Jahre, welche andern, denen diese unschätzbare Zeit noch nicht entschlüpft ist, vielleicht zur Lehre und Warnung dienen kann. Vielleicht enthält auch diese Darstellung manche, nicht ganz unnütze Winke für Lehrer und Erzieher, woher sie Veranlassung nehmen könnten, in der Behandlung mancher ihrer Zöglinge behutsamer, und in ihrem Urtheil über dieselben gerechter und billiger zu seyn!“

Und wirklich hat Moritz, der später selbst Pädagog wurde und sich die Liebe seiner Schüler in hohem Grade erwarb, seinen Roman besonders für Pädagogen äusserst interessant gemacht. Man muss es selbst nachlesen, wie er pietistisch erzogen, später zu einem frommen Hutmacher in die Lehre gethan und dort unter dem Vorwande der Ertödtung des Fleisches so kasteit wurde, dass aller Lebensmuth aus seinem jungen Herzen schwand, dann, „weil der Teufel doch einmal seinen Sitz in ihm

aufgeschlagen hatte," aus der selig machenden Gemeinschaft seines frommen Lehrherrn entlassen und, Behufs seiner Vorbereitung zur Confirmation in die Stadtschule zu Hannover geschickt wurde, wo er durch seine guten Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog, durch einen Zufall dem Pastor M., der ihn confirmiren sollte, näher bekannt und von diesem dem Prinzen empfohlen wurde, der ihn zu unterstützen versprach, wie er dann das Gymnasium zu Hannover besuchte, mit Freitischen, schlechter Wohnung und Kleidung sich kümmerlich behelfen musste, dadurch in der Achtung seiner Mitschüler, seiner Lehrer und zuletzt seiner selbst, so weit sank, dass nicht viel fehlte, dass er ein Verbrecher geworden wäre, wie er sich zuletzt so zur Qual wurde, dass er seinem Leben ein Ende machen wollte, wovon ihn, den vom Frost und Fieber durchschauerten, nur die durch den Gedanken an die warme Stube und die frische Blutwurst, die er bei seinem Hauswirth, einem Fleischer, finden würde, wieder angefachte thierische Lebenslust zurück hielt. Die Lectüre von Göthes Werther und besonders von Shakespeare hob ihn einiger Massen aus seiner Gesunkenheit, er bekam Gelegenheit, sein Talent zur Poesie geltend zu machen und gewann eine leidenschaftliche Neigung für das Theater, die durch den Verkehr mit seinem Schulkameraden Iffland genährt wurde; er beschloss Hannover zu verlassen und sich bei Eckhof, den er in Weimar zu finden glaubte, für die Bühne zu engagiren. Er hatte in Hannover einen Namensvetter, den er Philipp Reiser nennt, (Moritz' eigener Vorname war Philipp) und der aus Erfurt gebürtig war, kennen gelernt, an den er sich bald innig anschloss. Von diesem liess er sich den Weg bis nach Erfurt beschreiben und wanderte dann, mit einem Ducaten Reisegeld versehen, an einem schönen Sonntagsmorgen im Frühling wohlgemuth aus Hannovers Thoren.

Dieses ereignete sich von dem Jahre 1757 an, wo er den 12. September zu Hameln geboren wurde, bis 1776. Seine Wanderung und sein Aufenthalt in Erfurt sind nun der Inhalt des 4. Bandes, der uns in der Folge beschäftigen wird. Die Lust, Schauspieler zu werden, trieb ihn wieder aus unserer Stadt und damit schliesst sein Roman ab. Sein Schüler und Freund Klischnig gab im Jahre 1794 unter dem Titel „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser,

als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz“ einen „fünften und letzten Theil“ dieses Romans heraus. Das Schicksal wollte nicht, dass er Schauspieler würde; er studirte mit Unterstützung der Herrenhuter-Gemeinde in Wittenberg, ging dann als Lehrer an das Basedow'sche Philanthropin zu Dessau, wurde 1780 Lehrer in Potsdam, dann zu Berlin am grauen Kloster. Seine Sehnsucht nach Veränderung, die ihm das Alltägliche immer als schal erscheinen liess, trieb ihn auch von hier fort. Als ihm der Urlaub zu einer Reise verweigert wurde, nahm er seinen Abschied, und wurde später in Berlin am Kölnischen Gymnasium angestellt. Sein Anfangs kärglicher Gehalt nöthigte ihn zu schriftstellern: er redigirte einige Zeit lang die Vossische Zeitung und recensirte für dieselbe Schillers Jugenddramen in sehr missgünstiger Weise. Eine Recension von „Cabale und Liebe“ hat Herr v. Maltzahn in seiner Ausgabe dieses Stückes in der Hempelschen Bibliothek wieder abdrucken lassen. Auf einer Reise durch Deutschland, die er im Jahre 1785 mit seinem Freunde Klischnig machte, nahm ihn der Buchhändler Göschen in Leipzig, Schillers und Göthes Verleger, mit nach Gohlis, wo er mit Schiller persönlich bekannt wurde. Er hatte zunächst eine Auseinandersetzung mit ihm wegen der erwähnten Recensionen, aber da Moritz ein ehrlicher Mann war, und Schiller schon in der höheren und reineren Atmosphäre seines Don Carlos lebte, so verständigten sie sich bald, und Schiller las dem neuen Freunde das neue Product seines dramatischen Genius vor. Auf dieser Reise kamen sie auch durch Erfurt, wo sie das Gartenhäuschen des Regierungsraths Springer, wo er gewohnt, das Karthäuserkloster, bei dessen Anblick er so oft geschwärmt hatte, und den Schlossberg (?) besuchten und dem Coadjutor von Dalberg ihre Aufwartung machten.

Moritz gab sich nicht umsonst den Namen Reiser. Schon längst trieb ihn die Sehnsucht nach Italien. Er wurde mit dem Buchhändler Campe darüber einig, dass dieser ihm 150 Thlr. auf die Beschreibung seiner Reise vorschoss. Im Jahre 1786 trat er dieselbe an. In Italien wurde er mit Göthe bekannt und befreundet. Dort ging ihm der Gedanke auf, eine Götterlehre der Alten mit besonderer Berücksichtigung ihrer plastischen Kunstwerke zu schreiben; er arbeitete fleissig daran und Göthe und dessen Freunde förderten durch ihre Gespräche das Werk.

Aus den Gesprächen mit Göthe ging auch das Werk über die bildende Nachahmung des Schönen hervor, welches im Jahre 1788 bei Campe erschien. Dieses Werk, meint Göthe, habe deshalb einiges geschichtliches Interesse, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor ihnen aufthaten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammen trafen. Auch auf Schiller, der damals seine „Künstler“ dichtete, machte das Werkchen Eindruck, er fand unendlich viel darin, das in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Daseins eingreift, und das sowohl durch seine absolute Wahrheit, als hie und da auch durch seine Individualität und Paradoxien interessirt. Er nahm sich des Buches gegen Knebel an, und dies öftere Nachdenken und Sprechen über Schönheit und Kunst, meinte er, habe vielerlei bei ihm entwickelt und auf die Künstler besonders einen glücklichen Einfluss gehabt. Nebenher verfiel Moritz in Italien auf die Etymologie und auf die Prosodie, an welchen beiden Studien Göthe gleichfalls Antheil nahm, besonders fand er sich durch seine Unterredungen mit Moritz über die Prosodie in der Uebertragung seiner Iphigenia aus der rythmischen Prosa in jambische Verse gefördert. Bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber im Anfange des Decembers hatte Moritz das Unglück, auf dem glatten Pflaster durch einen Sturz mit dem Pferde den linken Arm zu brechen und musste lange Zeit das Bett hüten. Mehrere Deutsche nahmen sich seiner bei diesem traurigen Zufall auf's freundschaftlichste an, am thätigsten aber Göthe. Dafür hegte aber auch Moritz schon seit dem Erscheinen des Werther eine grenzenlose Verehrung für unsern grossen Dichter. Was Bruder Martin sagt, als er Götz von Berlichingen gesehen hat: Es ist eine Wollust einen grossen Mann zu sehen“, das empfand er beim ersten Anblick Göthes. Er rechnete es daher zu den glücklichsten Schicksalen seines Lebens, dass es ihm vergönnt war, nach seiner Zurückkunft aus Italien, im December 1788, sich eine Zeit lang in Weimar bei Göthe aufhalten zu dürfen. Durch diesen wurde er dem Herzog vorgestellt. Auch erneuerte er hier die Bekanntschaft mit Schiller. Schiller schrieb darüber an Caroline von Beulwitz: „Diese Woche hat mich Moritz besucht, und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft,

weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Göthe ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, dass er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geistes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet stark in sich, wie schon sein Reiser beweist, der einen Menschen voraussetzt, der sich gut zu ergründen weiss. Seine Ideen bringt er zu einer anschaulichen Klarheit. Was ihn interessirt, ist ernsthaft und von Gehalt. Er scheint sehr an sich selbst zu verbessern. Von Göthe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Göthe nichts, aber ihm. Jetzt gefällt er mir durchgängig besser als vor seiner italienischen Reise; da schien er mir zu sehr den starken Geist zu affectiren. Ich würde viel Vergnügen von seinem Umgang haben, wenn er hier wohnte. In Rom fand er meine Thalia; und einige ähnliche Empfindungsarten, die im Sonnenwirth (in meinem „Verbrecher aus Infamie") ausgestreut sind und mit seinem Reiser übereintreffen, überraschten ihn sehr." Und später schreibt er: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius *) Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im grossen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat er ausserordentlich klare und erwärmende Begriffe." Lotte mochte gern wissen, ob Moritz es laut sagte, dass Anton Reiser seine eigene Geschichte wäre, oder nur denen, die er näher kennte, worauf Schiller den 3. Januar 1789 antwortete: „Sie wollten wissen, ob Moritz sich überhaupt für seinen Anton Reiser gehalten lassen will? Aus der Art, wie er davon spricht, sollte ich's fast glauben, und überhaupt ist er der Mensch nicht, der in solchen Dingen an sich hält. Er ist Philosoph und Weltbürger, dem es gar nicht einfällt, sein eigenes Ich zu schonen, wo es darauf ankömmt, der Wahrheit und Schönheit zu huldigen." Durch den Herzog von Weimar ward Moritz dem preussischen Staatsminister von Heinitz empfohlen und durch diesen als Professor der Theorie der schönen Künste und Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin angestellt. Auch erhielt er den Hofrathstitel und wurde Mitglied der Berliner Akademie. Im Jahre 1792 verheirathete er sich,

*) In den „Philosophischen Briefen".

lebte aber nur kurze Zeit mit seiner Gattin glücklich. Sein unruhiges Gemüth, seine allzugrossen Anforderungen, die er an die Freuden dieses Lebens stellte, machten ihn unglücklich, und sein Missmuth trübte die Heiterkeit seiner Gattin, die ihn endlich verliess, um zu ihren Eltern zurückzukehren. Moritz, der sich schuldig fühlte, reiste ihr nach und brachte es zu einer Versöhnung, deren er aber nicht mehr lange sich erfreuen sollte. Er ward ein Opfer der Schwindsucht, die ihn den 26. Juni 1793 im 36. Lebensjahre dahinraffte. Eine ungerechte Schilderung seines Charakters in Schlichtegroll's Nekrolog der Deutschen veranlasste Schiller zu dem Xenion:

Vieles hast du im Leben, du armer Moritz, gelitten;
Anakus sei dir gerecht, Schlichtegroll war dir es nicht.

So viel glaubte ich voraus schicken zu müssen, um für die Schilderung seiner Reise und seines Aufenthaltes in Erfurt Ihre Theilnahme zu gewinnen.

Es war, wie gesagt, im Frühling des Jahres 1776, als Moritz an einem Sonntage von seinem Freunde, den er Philipp Reiser nennt, Abschied nahm und mit einem Dukaten in der Tasche zum Wanderstabe griff, um Eckhof in Weimar seine Dienste anzubieten. So wie er die Thürme von Hannover aus dem Gesicht verloren hatte und mit schnellen Schritten vorwärts ging, athmete er freier, seine Brust erweiterte sich — die ganze Welt lag vor ihm — und tausend Aussichten eröffneten sich vor seiner Seele. So wie nun die Hitze des Tages sich legte, die Sonne sich neigte, und die Schatten der Bäume länger wurden, verdoppelte er seine Schritte und machte denselben Nachmittag die drei Meilen bis Hildesheim ununterbrochen, wie einen Spaziergang; auch betrachtete er es völlig wie einen Spaziergang; denn er war nun in Hildesheim so gut wie in Hannover zu Hause. Einen Pass besass er natürlich nicht, aber es gelang ihm die Miene eines Spaziergängers anzunehmen; er schlenderte, mit einer Gerte spielend, langsam über die Brücke, und da er überdies in seidenen Strümpfen ging, so hielt ihn Niemand in diesem Aufzuge für einen Reisenden, der über 40 Meilen zu Fuss zu wandern im Begriff ist; er gelangte unangefochten in die Stadt. In dem Gasthofe, worin er einkehrte, empfing und bewirthete man ihn nach seiner Kleidung, und er hatte nicht den Muth es von sich abzulehnen, sondern liess es sich gefallen,

dass man ihm ein Abendessen zubereitete, ein Bett zum Schlafen anwies und ihm am andern Morgen seinen Kaffee brachte. — Den trank er noch in Ruhe und las im Homer dazu, als er auf einmal wie aus einer Art von Betäubung erwachte, da er sich lebhaft vorstellte, dass er mit seiner Baarschaft nicht nur auf der Reise ausreichen, sondern auch an Ort und Stelle noch etwas davon übrig haben musste. Er bezahlte schnell seine Zeche, die ihn um nicht weniger als den sechsten Theil seines ganzen Vermögens ärmer machte; erkundigte sich nach der Strasse, die auf Seesen führte, und wanderte mit sorgenvollen Gedanken und schwerem Herzen aus dem Thore von Hildesheim.

Es war noch früh am Tage. Der Weg führte ihn durch eine angenehme Gegend, wo Wald und Flur miteinander abwechselten, und der Gesang der Vögel ihm entgegen tönte, indess die Morgensonne auf die grünen Wipfel der Bäume schien. So wie er nun schneller vorwärts ging, erheiterte sich auch wieder sein Gemüth, und der Gedanke, dass er ja nur seine ganze Nahrung auf Brod und Bier einzuschränken, auf der Streu zu schlafen und niemals wieder in einer Stadt zu übernachten brauchte, um länger als einen Monat unterwegs sein und doch noch etwas übrig behalten zu können, gab ihm eine Empfindung ohne Gleichen; er fühlte sich nun beinahe wie ein Wesen, das über alle irdische Sorgen hinweggerückt ist; er lebte deswegen auch ungestört in seiner Ideen- und Phantasienwelt, so dass dieser Zeitpunkt, bei allem anscheinenden Ungemach, einer der glücklichsten Träume seines Lebens war. Als nun der Mittag herannahte, so kehrte er in einem Dorfe in einem geringen Wirthshause ein, wo er ohnedem ausser Bier und Brod auch für Geld nichts hätte haben können. Es machte ihm nun unbeschreiblich Vergnügen, dass er für wenige Pfennige ein so grosses Stück schwarzes Brod erhielt, welches ihn den ganzen Tag gegen den Hunger sicher stellte. Er brockte sich einen Theil davon in's Bier und hielt auf die Weise das erste Mittagsmahl nach seinen eigenen strengen Gesetzen, von welchen er von nun an während der Reise nicht abging. Dann eilte er aus der dumpfen Gaststube in's Freie und las unter einem Baume in der Odyssee, weil ihm dies von der Lectüre von Werthers Leiden her zur Sitte geworden war und er es jetzt erst recht liebte, sich mit dem Länder und Meere durchirrenden Odysseus

zu vergleichen. Seine Reiseroute von Hildesheim ging über Salzdethfurth, Bockenem und Seesen auf Duderstadt, von wo er dann über Mühlhausen geradezu nach Erfurt und von dort auf Weimar gehen wollte, welches das Ziel seiner Wünsche war. Er spielte schon unterwegs auf seinen Wanderungen alle die Rollen in Gedanken durch, die ihn dereinst mit Ruhm und Beifall krönen und seinen mannichfaltigen Kummer belohnen sollten, bis er endlich auf dem Felde, wo er sich ganz allein glaubte, mit Beaumarchais (im Clavigo) laut zu toben und mit Guelfo (in Klingers Zwillingen) zu rasen anfing. Guelfo war seine Lieblingsrolle; dann kamen Hamlet, Lear, Othello an die Reihe. Dann wollte er auch die Schwingen seiner Poesie entfalten und sich damit die Zuneigung aller Herzen gewinnen. Bald hätte diesen dichterischen Plänen eine Flintenkugel ein schnelles Ende bereitet; er ging dicht bei Seesen einen Fussweg, der ihn von der Strasse ab über eine Wiese führte, wo gerade ein Scheibenschiessen war. Da fühlte er eine Kugel ihm dicht vor dem Kopfe vorbeisausen, während dass Alles ihm zuschrie, er solle von dort weggehen. Das Wandern war ihm schon so leicht geworden, dass der Boden unter ihm eine Welle schien, auf dem er sich hob und sank, und dass er so von einem Horizont zum andern sich fortgetragen fühlte — er verhielt sich bloss leidend, und immer stieg eine neue Sonne vor seinem Blick empor. Nur die Mittagseinkehr in der dumpfen Gaststube war ihm zuwider, und er dachte schon daran, sich auch von dieser zu befreien, als er einmal über ein Kornfeld ging, und ihm die Jünger Christi einfielen, welche am Sonntage Aehren assen. Er machte sogleich den Versuch, eine Handvoll Körner aus den Aehren herauszustreifen. Indess aber blieb das Nahrungsmittel doch immer mehr ein Zeitvertreib, als dass es ihm eigentlich das Einkehren hätte ersparen sollen. — Das Angenehme dieses Nahrungsmittels lag vorzüglich in der Idee davon, welche den Begriff von Freiheit und Unabhängigkeit noch vermehrte. Er mochte auch der Worte Timons bei Shakespeare gedenken:

> Eu'r grösster Mangel ist, euch mangelt Speise;
> Wesshalb der Mangel? Wurzeln hat die Erde,
> In Meilenumfang springen hundert Quellen,
> Der Baum trägt Eicheln, Sträucher rothe Beeren;
> Natur, die güt'ge Hausfrau, breitet aus
> Auf jedem Busch ein volles Mahl. Was mangelt?

Ohnweit Duderstadt kehrte er in einem Dorfe ein, dessen Wirth ihn fragte, ob er ein Jurist sei, welches in diesen Gegenden die gewöhnliche Benennung für einen Studenten ist, weil die Theologen grösstentheils in Klöstern studiren und schon als Geistliche betrachtet werden. Der Mann erzählte ihm von vielen sogenannten Juristen, die bei ihm logirt hätten, und Moritz liess ihn dabei, dass er auch im Begriff sei nach Erfurt zu gehen, um dort zu studiren. Alle dergleichen Unterredungen, die an sich unbedeutend gewesen wären, erhielten in Moritz' Idee einen poetischen Anstrich, durch das Bild von dem homerischen Wanderer, welches ihm immer vor der Seele schwebte, und selbst die Unwahrheiten in seinen Reden hatten etwas Uebereinstimmendes mit seinem poetischen Vorbilde, dem Minerva zur Seite steht und wegen seiner wohl überdachten Lüge Beifall zulächelt. Er gelangte durch Worbis und kehrte den Abend in Orschla ein, um den andern Morgen von dort aus nach der Reichsstadt Mühlhausen seinen Weg fortzusetzen. Als er an den Gasthof kam, stand eine Menge Leute vor der Thüre, unter denen sich der Schulmeister des Orts befand, welcher ihn mit den Worten anredete: esne litteratus? (ob er nicht ein Gelehrter wäre?) Moritz bejahte dies wieder in lateinischer Sprache, und auf Befragen, wohin er ginge, sagte er wieder: er ginge nach Erfurt, um dort die Theologie zu studiren; denn dies schien ihm immer das sicherste zu sein.

Während der Zeit standen die Bauern umher und horchten zu, wie ihr Schulmeister mit dem fremden Studenten lateinisch sprach. Moritz ging nun in die Stube und legte zu noch mehrerem Beweise, dass er ein Litteratus sei, seinen Homer auf den Tisch, welchen denn auch der Schulmeister gleich kannte und den Bauern auf deutsch sagte, dass das der Homer wäre. Mit Moritz aber fuhr er immer fort Latein zu sprechen, so gut es gehen wollte, wobei denn viel Komisches mit unterlief; da er sehr viel von seinem gelehrten Unterricht sprach, so fragte ihn Moritz, ob er denn auch mit seinen Schülern die Kirchenväter läse? worüber er erst ein wenig in Verlegenheit gerieth, sich aber doch bald wieder fasste und sagte: alternatim (abwechselnd). Als er von Moritz Abschied nahm, warnte er ihn vor den preussischen Werbern in diesen Gegenden. Da es am andern Morgen regnete, so hatte Moritz gleich in Orschla Gelegenheit, sich

von der Richtigkeit dieser Warnung zu überzeugen. Ein kaiserlicher Unteroffizier kam in die Gaststube und suchte ihn zu werben, so dass er seine höchst sonderbaren Documente, die aber, weil sie lateinisch geschrieben waren, dem Schulmeister wieder einen gewaltigen Respect einflössten, vorzeigen und die Leute durch die nachdrücklichen Vorstellungen überzeugen musste, dass es wirklich sein Vorsatz sei, in Erfurt zu studiren, wovon ihn Nichts in der Welt abbringen könne. Der Schulmeister sagte ihm auf lateinisch, wenn er morgen früh auf Mühlhausen zureiste, so würde ihm der Wirth von diesem Gasthofe begegnen, der auch lateinisch spräche und verreist gewesen sei, um die Seinigen (suos) zu holen. Den andern Morgen begleitete ihn der Unteroffizier zu seinem grossen Schrecken nach Hähnichen zu eine Anhöhe hinauf und erneuerte seinen Werbeversuch, von dem er erst abstand, als Moritz ihm versicherte, dass er auch von keinem Andern sich würde anwerben lassen. Damit ging der Werber fort, und Moritz begegnete auch bald einem buckligen Manne, der zwei Schweine vor sich hertrieb und ihn lateinisch anredete, weil er ihn für einen Studenten hielt. Dies war der Gastwirth aus Orschla, wovon der Schulmeister gesagt hatte, dass er die Seinigen (suos) holte, welcher aber Schweine (sues) geholt hatte, die der Schulmeister in Orschla nach der zweiten Declination declinirt und dadurch zu den Seinigen erhoben hatte.

Sobald sich nun Moritz wieder im Freien sah und Niemand gewahr wurde, der ihm aufgelauert hätte, so war ihm dies ein unerwartetes Glück — die Gefahr aber, welcher er entronnen war, machte doch, dass er im Gehen sehr ernsthaft über sein künftiges Leben nachdachte. Er erwog, dass es ihm bei allen Leuten ein ehrliches Ansehen gab, wenn er sagte, dass er auf die Universität gehen und studiren wolle. Die Idee war ihm auch selber nicht zuwider; dies dauerte aber nur so lange, bis die Coulissen mit den Lichtern in seiner Einbildungskraft wieder hervortraten, und alle andern Aussichten weichen mussten. Bald aber rief ihn die Misere des gewöhnlichen Lebens aus seinen Träumen wach; seine Schuhe drohten zu zerreissen. Da ausserdem der Himmel mit einem neuen Regengusse drohte, so kehrte er in einem einsamen Jägerhause ein, dessen Bewohner ihn sogleich freundlich nöthigten an ihrem Mittagsmahle Theil zu neh-

men und auch, da es nicht aufhörte zu regnen, die Nacht dort zuzubringen. Den andern Tag ging der Förster in das Holz und Moritz besah sich seine Bibliothek, in welcher er auch ein Erfurtisches Wochenblatt fand, „der Bürger und der Bauer", wo der Bauer im thüringischen Dialect sprach, und der Bürger ihm in hochdeutscher Sprache antwortete. Gegen Mittag erreichte er die Reichsstadt Mühlhausen, wo ihm, wie er gewarnt war, die meiste Gefahr von den Werbern drohte. Doch gelang es ihm wieder wie in Hildesheim als Spaziergänger glücklich durch's Thor zu kommen. Durch die Stadt eilte er so schnell wie möglich, erkundigte sich nach dem Thore, aus welchem der Weg nach Erfurt geht, und verdoppelte seine Schritte, so oft er etwas einer Soldatenkleidung Aehnliches nur von fern erblickte. Je näher er nun dem Ziele seiner Reise kam, desto weiter hätte er es gern weggewünscht, um noch länger in seinen Träumen schwelgen zu können, wäre nur der Zustand seines Fusswerks nicht so übel gewesen. In Langensalza hielt er sich nicht auf, sondern suchte noch den nächsten Ort zu erreichen, wo er übernachten wollte. Zum Glück fand sich hier ein Schuster, der für wenige Groschen den Schaden an seinen Schuhen heilte. Nun ging er also rasch auf Erfurt zu. — So wie er gekleidet war, durfte er nun vor Jedermann erscheinen, und so hatte er wieder Muth und Zutrauen zu sich selber. In dem letzten Dorfe vor Erfurt liess er sich einen Trunk Bier geben. In dem Gasthofe war es sehr lebhaft. Man bemerkte schon die Nähe der Stadt, aus welcher sich viele Einwohner hier befanden, unter denen auch ein Gelehrter war, mit dem die andern von seinen Werken sprachen. Von diesem Dorfe aus bekam denn Moritz endlich die Stadt Erfurt zu Gesichte, mit dem alten Dom, den vielen Thürmen, den hohen Wällen und dem Petersberge. Das war nun die Vaterstadt seines Freundes Philipp Reiser, wovon ihm dieser so viel erzählt hatte. Auf dem Wege nach der Stadt zu waren Kirschbäume gepflanzt. — Die Höhe der Mittagssonne hatte sich schon gelegt — die Leute gingen vor den Thoren spazieren — und als Moritz auf diesem Wege an Hannover zurückdachte, so war es ihm auch gerade, als habe er von dort bis hierher einen leichten Spaziergang gemacht, so klein däuchte ihm nun der Zwischenraum, den er zurückgelegt hatte. Eine so grosse Stadt wie diese hatte er nun noch nicht gesehen; der

Anblick war ihm neu und ungewohnt; er kam durch die breite und schöne Strasse, welche der Anger heisst und konnte sich nicht enthalten, noch ein wenig in der Stadt umherzugehen, ehe er seinen Stab weiter setzte; denn er wollte noch bis zum nächsten Dorfe gehen, das auf dem Wege nach Weimar liegt. Bei diesen Wanderungen durch die Strassen von Erfurt kam er in eine der Vorstädte und kehrte, weil es noch nicht spät war, in einem Gasthofe ein. Hier sass der Wirth, ein dicker Mann, am Fenster, und Moritz fragte ihn, ob die Eckhof'sche Schauspieler-Gesellschaft noch in Weimar wäre? Nichts! antwortete er, sie ist in Gotha! Moritz fragte weiter, ob Wieland noch in Erfurt wäre? Nichts! antwortete jener wieder, er ist in Weimar! Das „Nichts!“ sprach er jedesmal mit einer Art von Unwillen aus, als ob es ihn verdrösse, Nein! zu sagen. Und dies harte Nichts in der Antwort des Wirths verrückte auf einmal Moritz' ganzen Plan. Nach Weimar war eigentlich sein Sinn gerichtet — da, glaubte er, würden sich unerwartete Combinationen finden — er würde da den angebeteten Verfasser von Werthers Leiden sehen. — Und nun klang auf einmal Gotha statt Weimar in seinen Ohren. Er liess sich aber auch dies nicht irren, sondern stand eilig auf, um sich noch denselben Abend auf den Weg nach Gotha zu begeben und im nächsten Dorfe zu übernachten. Ehe die Sonne unterging, hatte er Erfurt schon wieder im Rükken, und ehe es ganz Nacht wurde, erreichte er noch das erste Dorf auf dem Wege nach Gotha. — Der Dom und die alten Thürme von Erfurt machten nun ein neues Bild in seiner Seele, das er mit sich heraustrug, und das ihn zur Wiederkehr in diesen Ort einzuladen schien. Er kam nun am andern Morgen, mit einem Gulden in der Tasche, durch das alte Thor von Gotha in eine etwas dunkle Strasse, die er hinaufging, und bald zur rechten Seite den Gasthof zum goldnen Kreuze ansichtig wurde, wo er denn einkehrte, weil dieser Gasthof ihm keiner von den glänzendsten zu sein schien. Hier schlief er zum ersten Male wieder in einem Bett, und als ihn Eckhof am andern Morgen sehr gut aufnahm und an den Bibliothekar Reichardt Behufs eines Engagements verwies, der ihn zwar weniger gut aufnahm, ihm aber auch Hoffnung machte, glaubte er schon am Ziel seiner Wünsche zu sein, ass an der Wirthstafel zu Mittag und überschritt dadurch zum ersten Mal den Bestand seiner

Kasse. Aber wie gross war sein Schrecken, als ihm Reichardt nach einigen Wochen eröffnete, er könne nicht engagirt werden und selbst sein Anerbieten als Volontair zu dienen ausschlug! Eckhof suchte ihn zu trösten und rieth ihm, die Barzantische Truppe in Eisenach aufzusuchen, vielleicht würde sich später leichter ein Engagement bei ihm finden. Hierdurch einigermassen aufgeheitert, machte sich Moritz sofort auf den Weg nach Eisenach, stand aber dort wie angedonnert, als er hörte, dass die Barzantische Truppe an eben diesem Tage nach Mühlhausen abgereist sei. Seine wenigen Habseligkeiten hatte er in Gotha gelassen, und als er den andern Morgen seine Zeche in Eisenach bezahlte, blieben ihm von seinem ganzen Vermögen noch 5 oder 6 Dreier übrig, womit er auf die Wartburg (Moritz schreibt immer Wartenburg) stieg und von da die weite und schöne Gegend vor sich übersah. Fest entschlossen, dem Schicksal zum Trotz die Barzantische Truppe auch in Mühlhausen aufzusuchen, die wenigen Dreier, die ihm noch übrig waren, bloss zu Schlafgeld anzuwenden und bei Tage sich von den Wurzeln auf dem Felde zu nähren, brach er von Eisenach wieder auf, war aber so erschöpft, dass er zu dem Marsche nach Gotha 3 Tage brauchte, und auch moralisch so gesunken, dass er einem Pfarrer, der ihn in sein Haus nöthigte, eine erlogene Geschichte erzählte, von der er sich selbst einzubilden suchte, sie sei wahr. Man sieht, er ging mit starken Schritten auf den Strolch zu. Uebrigens erzählte ihm dieser Pfarrer, dass vor ein paar Jahren auch so zu Fusse und wohlgekleidet ein reisender Gelehrter hier durchgekommen, der sich mit ihm unterhalten, er habe sich den Tag im Kalender bemerkt und zweifle fast nicht, dass es der Doctor Barth gewesen sei. Wegen seines Degens hielt er Moritz für einen Freimaurer. Am Abend des dritten Tages kam er wieder in dem nächsten Dorfe vor Erfurt an und brach den andern Morgen mit einem Handwerksburschen, dem gegenüber er sich für einen Schuhknecht ausgab, zum zweiten Male nach Erfurt auf. Er fühlte seine Kniee wanken, und seine Müdigkeit nahm so sehr bei jedem Schritte zu, dass er in diesem Augenblick das einförmigste und abhängigste Leben sich gerne hätte gefallen lassen, wenn sich ein ruhiger Aufenthalt ihm dargeboten hätte. Sein Gefährte schien seinen Kummer zu merken und suchte ihm Muth und Trost einzusprechen, als sie, schon nahe

vor Erfurt, an einen kühlen und klaren Quell kamen, der dem Handwerksburschen schon bekannt war, und wo sie bei der drückenden Hitze beide ihren Durst löschten. Als nun die alten Thürme von Erfurt wieder aus dem Thale emporstiegen, und Moritz nun hoffnungslos dahin zurückwanderte, wo er noch vor Kurzem mit dem jugendlichen Schimmer der ersten Hoffnung ausgereist war, so fiel es ihm sonderbar auf, dass sein Gefährte auf einmal zu ihm sagte: er glaube nicht, dass Moritz ein Schuhknecht sei, sondern halte ihn für einen Studenten, der auf der Universität in Erfurt studiren wolle. Dies Wort gab seinen Gedanken eine ganz neue Richtung, die Furcht vor dem Marsche nach Mühlhausen bei gänzlicher Mittellosigkeit und Erschöpfung der Kräfte kam dazu, um ihm dieses neue Ziel noch reizender und ehrenvoller erscheinen zu lassen. Sie kehrten in einem Gasthofe ein, wo Moritz dem Durst nicht widerstehen konnte und für die letzten 9 Pfennige, die er noch übrig hatte, sich Bier geben liess. Er war in ein dumpfes Hinbrüten versunken und schlief zuletzt ein. Als er erwachte, fragte ihn der Wirth, ob er nicht ein fremder Student sei. Als dies bejaht wurde, erzählte der Mann, gleichsam als ob er um Moritz' Zustand gewusst hätte, dass der jetzige Prorector der Universität, der Abt vom Benedictiner-Kloster auf dem Petersberge, ein äusserst menschenfreundlicher Mann sei; bei ihm würde er gewiss eine gute Aufnahme finden. Moritz' Entschluss war bald gefasst; er stieg den befestigten Petersberg hinauf, und die Wachen liessen ihn ungehindert durch. Der Prälat fragte ihn mit grosser Leutseligkeit, ob er katholisch sei oder sich zur Augsburgischen Confession bekenne? Als Moritz das Letztere bejahte, erklärte er, dass er ihm zwar keine bestimmte Aussicht auf Unterstützung machen könnte, als er aber hörte, dass Moritz aus Hannover wäre, wies er ihn an einen Landsmann, den Doctor Froriep, der an der Kaufmannskirche wohnte, und drückte ihm ein Stück Silbergeld in die Hand mit den Worten: er möchte mit diesem kleinen Mittagsmahl vorlieb nehmen. Moritz fühlte sich durch die freundliche Miene und den Ton des Prälaten Günther und durch die erhaltene Gabe wie neugeboren, und war beinahe bis zu Thränen gerührt. Er ass in einem Speisehause zum ersten Male wieder etwas Warmes zu Mittag und machte sich gleich nach Tische auf, um den Doctor Froriep aufzusuchen. Er traf diesen,

als er eben in das Collegium gehen wollte; Froriep nahm ihn als seinen Landsmann freundlich auf und führte ihn mit sich in seinen Hörsaal, wo die Studenten schon mit den Hüten auf den Köpfen sassen, welches für Moritz ein ganz ungewohnter Anblick war, um so viel mehr, da er merkte, dass man sich über ihn aufhielt, weil er nicht auch bedeckt blieb. Er sah sich also nun auf einmal in Erfurt, in dem Hörsaale eines Professors, mitten unter Studenten sitzen, da er am Morgen eben dieses Tages noch weiter nichts als das offne Feld, das er durchwanderte, zu seinem Aufenthalt vor sich sah. Der Doctor Froriep las Kirchengeschichte, wobei auch manche lustige Anekdote mit unterlief, die das Auditorium aufmunterte und von den Musensöhnen oft mit einem schallenden Gelächter begleitet wurde. Dies Alles war Moritzen noch wie ein Traum. Er erinnerte sich an die Jahre seiner Kindheit, wo ihm der Hörsaal der Schule schon heilig war, und jetzt fand er sich auf einmal in einem akademischen Hörsaale, über dem nun nichts Höheres mehr war. Auch diesem neuen Gönner erzählte er eine zum Theil erlogene Geschichte, die dieser zwar nicht ganz glaubte, doch kam er dadurch auf die Idee, dass Moritz ein Sohn angesehener Eltern wäre, mit denen er sich entzweit hätte, und deren Namen er nur verschwiege. Zunächst besorgte er Tisch und Wohnung für ihn und gab ihm ein paar Zeilen an den Abt Günther mit, der ihn auf Frorieps Bitte umsonst als Student immatrikuliren würde. Dieser willigte auch ohne Schwierigkeit ein und fertigte ihm sogleich die Matrikel aus, wobei er ihm die akademischen Gesetze gedruckt übergab und deren Befolgung durch einen Handschlag sich angeloben liess. Diese Matrikel, worauf stand: Universitas perantiqua, die Gesetze, der Handschlag, waren für Moritz lauter heilige Dinge, und er dachte eine Zeit lang, dies wolle doch weit mehr sagen, als Schauspieler zu sein. Er stand nun wieder in Reihe und Glied, war ein Mitbürger einer Menschenklasse, die sich durch einen höhern Grad von Bildung vor allen übrigen auszuzeichnen streben. Durch seine Matrikel war seine Existenz bestimmt, kurz, er betrachtete sich, als er wieder vom Petersberge heruntерstieg, wie ein anderes Wesen. Dem Doctor Froriep überreichte er seine Gedichte, die er die Nacht vorher aufgeschrieben hatte, und machte auch mit diesen weit mehr Glück, als er erwartet hatte. In Erfurt war nämlich das Studium der

schönen Wissenschaften noch etwas Seltenes, und dem Doctor Froriep war es lieb, einen mehr zu haben, der in diesem Fache den andern einigermassen zum Beispiel diente. Er wurde zu einem stud. med. bei einem Fechtmeister einquartirt, der zugleich die Besorgung des Freitisches für die Studenten hatte. Aber Moritzens Glückseligkeit war, wie immer, nicht von langer Dauer. Wirklicher und eingebildeter Kummer verbitterte ihm bald seine neue Existenz. Der Mangel an Wäsche machte ihn blöde und schüchtern, und weil deshalb seine Commilitonen ihn nicht sehr achteten, so fing er wieder an sich selbst zu verachten. — Der Fechtmeiser wies ihm nun ein bleibendes Quartier bei einem Studenten Namens R . . . an, bei dem er auch auf der Stube wohnen musste, und der sogleich eine Wochenschrift mit ihm gemeinschaftlich herausgeben wollte, weil er sich von Moritz' Dichter- und Schriftstellertalent schon grosse Vorstellungen gemacht hatte. Moritz dachte auch bald einen Plan zu einer Wochenschrift aus, welche sich mit einer Satyre auf diese Art Schriften anheben, und „die letzte Wochenschrift“ heissen sollte; als aber sein neuer Stubengenosse merkte, dass er kein Geld bei sich führe und auch keine sehr bestimmte Aussicht habe, welches zu erhalten, fing er an ziemlich kalt gegen ihn zu werden und rieth ihm für's erste seinen Degen zu versetzen, welches Moritz that und nun auf einmal wieder freundlichere Blicke erhielt; denn der Herr R . . ., der ein sehr ordentlicher Mann war, wollte bei ihrer beiderseitigen litterarischen Unternehmung nicht gerne Auslagen machen. Sie gingen nun beide hin zu einem Buchdrucker in Erfurt, Namens Gradelmüller (Moritz nennt ihn blos G., Herr Stadtrath Herrmann hat den Namen ermittelt) und brachten den Plan ihrer neuen Wochenschrift zum Vorschein. Dieser stellte ihnen aber sehr nachdrücklich vor, wie misslich ein solches Unternehmen, und wieviel sicherer es sey, seine Aufsätze in ein Blatt zu geben, welches schon einmal bekannt und beim Publikum beliebt wäre, wie z. E. die Wochenschrift „der Bürger und der Bauer“, welche er selbst herausgab, und die von Betteljungen in den Bierhäusern zu Erfurt herumgetragen wurde. Dies war also eben der Bürger und Bauer, den Moritz auf seiner ersten Wanderung bei dem Jäger nicht weit von Mühlhausen vorgefunden hatte, und zu dessen Mitarbeiter er nun nebst seinem Stubengenossen von dem Verleger und Heraus-

geber erwählt wurde. Beide mussten nun den Abend bei dem Buchdrucker speisen, und es wurden Rettig und eine Art sehr harter länglicher kleiner Käse, die in Erfurt gewöhnlich sind, aufgetragen, wovon die beiden Mitarbeiter unaufhörlich assen, während die Frau des Buchdruckers manchmal dazu sehr sauer sah. Aber es erfolgte kein Honorar für die gelieferten Aufsätze, und damit erkaltete auch das Interesse seines Stubenburschen für Moritz, und er suchte ihn nach Verlauf von 8 Tagen schon wieder in einem andern Logis unterzubringen. Dies war auf der Kirschlache (so schreibt nämlich Moritz durchgängig und wohl mit Recht) in der Wohnung eines Brauers, wo noch ein Student logirte, und der Sohn im Hause ebenfalls die Schule besuchte. Hier bekam Moritz nun wiederum kein Zimmer für sich allein, sondern musste, sowie der andere Student, mit der Familie zusammen wohnen. — Das Haus aber hatte eine angenehme Lage — es stand in einer Reihe kleiner Häuser, vor denen ein schmales Gewässer vorbeifliesst, dessen diesseitiges Ufer mit Bäumen bepflanzt ist. Es war also keine ganz eingeengte Strasse, sondern das vorüberfliessende Wasser und selbst die Kleinheit der Häuser trugen dazu bei, dieser Gegend der alten Stadt ein freies, ländliches Ansehen zu geben. Hinter dem Hause war gleich die alte Stadtmauer, von welcher man die Aussicht nach dem Karthäuser-Kloster hatte. Die Mauer war oben zum Theil mit Gras bewachsen, und an verschiedenen Orten halb eingefallen, so dass man bequem hinaufsteigen und alsdann die grosse Pläne von Gärten, womit Erfurt noch innerhalb seiner Mauern umgeben ist, übersehen konnte. Während dieser Zeit erhielt nun Moritz auch den ordentlichen Freitisch von der Universität und die Idee des ruhigen Bleibens setzte sich so sehr in ihm fest, dass er den Plan fasste, hier einmal Docent zu werden. Gegen seinen Aufenthalt in Hannover hatte er doch immer erstaunlich viel gewonnen. Wenn er auf den Wällen von Erfurt um die Stadt spazieren ging, so fühlte er lebhaft, dass er durch eigne Anstrengung sich aus seinem unerträglichen Zustande gerissen und seinen Standpunkt in der Welt aus eigner Kraft verändert hatte. Wenn er dann die Glocken von Erfurt läuten hörte, so wurden allmählig alle seine Erinnerungen an das Vergangene rege. — Seine Wohnung auf der Kirschlache schien auch gerade dazu gemacht zu sein, um seine Einbildungskraft

auf's neue wieder zu fesseln. Die Aussicht über die Gärten nach dem Karthäuserkloster hin hatte nämlich so etwas Romantisches, das Moritz unwiderstehlich anzog und seine Blicke auf jenen stillen Sitz der Einsamkeit heftete, nach welcher er eine heimliche Sehnsucht empfand. Die hohe Mauer, welche das Karthäuser-Kloster umschliesst, das Thürmchen auf der Kirche, die einzelnen Häuschen, die innerhalb in einer Reihe nach einander stehen, und wovon jedes durch eine Mauer vom andern abgesondert, ein eigenes Fleckchen zum Garten hat, dies alles macht einen sehr interessanten Anblick, und diese Höhe der Mauer, diese einzelnen Häuser und diese Gärtchen dazwischen bezeichnen sehr auffallend und bedeutend die Einsamkeit und Abgeschiedenheit der Bewohner dieses Orts. So oft die Glocke auf dem Thürmchen angezogen wurde, tönte sie in Moritz' Ohren wie die Sterbeglocke aller irdischen Wünsche und Aussichten in die Zukunft dieses Lebens. Denn hier war nun das Ziel von allem — nie durfte der Fuss des Eingeweihten wieder aus dem Bezirk dieser Mauern treten — er fand hier seine immerwährende Wohnung und sein Grab. Das Geläute der Karthäuser wird noch mehr durch die Art, mit der es geschieht, und durch seine Langsamkeit traurig und melancholisch. So wie nämlich die Karthäuser sich auf dem Chor versammeln, thut jeder nach der Reihe einen Zug an der Glocke und nimmt darauf seinen Platz ein, bis alle, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, hereingetreten sind. Durch dieses Geläute, auf welches er zuweilen in der stillen Mittagsstunde, zuweilen um Mitternacht, oder am frühen Morgen lauschte, wurde er nach und nach mit der Idee, Karthäusermönch zu werden, so vertraut, und sie wurde ihm so lieb, dass er sie manchmal um die angenehmsten Aussichten in das Leben nicht hätte vertauschen mögen. Ohnweit der Kirschlache war ein angenehmer Spaziergang, wo zwischen grünem Gebüsch im Thale sich ein klarer Bach ergoss. Die Aussicht war rund umher gehemmt und man befand sich in einer reizenden Einsamkeit. Hier brachte Moritz manche Stunde auf dem grünen Rasen am Ufer des Baches zu und dachte über sein Schicksal nach. Um diese Zeit schloss er Freundschaft mit einem Studenten O . ., der seinen Freund Philipp Reiser noch in Erfurt gekannt hatte, und beredete ihn, an einem Sonntage mit ihm in die Karthäuser Kirche zu gehen. Da diese Kirche

ausser den Karthäusern selbst fast von Niemand besucht wird und keine Gemeinde dazu gehört, so ist hier weder Kanzel, noch Stühle oder Bänke, sondern nichts als die leeren Wände und der flache Boden, welches dieser Kirche bei dem dämmernden Lichte, das von oben durch die Fenster fällt, ein sehr ernstes und melancholisches Ansehn giebt. O . . und Moritz knieten ganz allein an einem Pult vor dem Chore, als die weissgekleideten Mönche einer nach dem andern hereintraten und jeder sich bückend seinen Zug an der Glocke that. Sie setzten sich an ihre Pulte auf dem Chor und stimmten ihren Bussgesang in tiefen, traurigen Tönen an — bald standen sie auf und sangen Hymnen, die traurig zurück erschallten; dann fielen sie auf ihr Angesicht und flehten in tiefen klagenden Tönen um Erbarmung. Ganz an dem einen Ende des halben Zirkels stand ein Jüngling mit blassen Wangen von ausnehmend schöner Bildung. Moritz konnte seine Augen nicht von den seinigen wenden, die er andachtsvoll gen Himmel schlug. O . . kannte diesen Unglücklichen, der in den Orden der Karthäuser getreten war, weil der Blitz seinen Jugendfreund an seiner Seite erschlagen hatte — und Moritzen schwebte das Bild dieses Jünglings von nun an beständig vor der Seele. Halbe Tage brachte er auf der alten Mauer hinter seiner Wohnung zu und sehnte sich in den Bezirk jener stillen Mauern hin, die seiner Meinung nach eine ganze Welt mit allen ihren Täuschungen und Blendwerken ausschlossen. Mit jenem Jüngling wollte er dort verblühen und dem Grabe zuwelken — dort wollte er selber sein einsames Gärtchen bauen, — den sanften Strahl der Abendsonne in seiner Zelle begrüssen und allen irdischen Wünschen und Hoffnungen entronnen mit Ruhe und Heiterkeit dem Tode entgegen sehen. In dieser Stimmung machte er auch auf den alten eingefallenen Mauern hinter seiner Wohnung ein Gedicht auf die Glückseligkeit der Karthäuser. Aber alle diese frommen Vorsätze schwanden wieder, als O . . nach einigen Tagen zu ihm kam und ihm mittheilte, dass die Studenten in Erfurt Willens wären, eine Komödie zu spielen und Moritz eine Rolle zugedacht hätten. Das aufzuführende Stück war „Medon, oder die Rache des Weisen“ von Professor Clodius in Leipzig, und ist bekannt durch den Spott, den Göthe und sein Leipziger Freundeskreis über dasselbe ausgossen. Moritz sollte die Rolle der Clelie, der Geliebten des Medon,

übernehmen, weil sich an seinem Kinne noch die wenigste Spur von einem Barte zeigte und weil auch seine Länge als Frauenzimmer eben nicht auffiel, da der, welcher den Medon spielte, von einer fast riesenmässigen Grösse war. Jetzt traten in Moritz' Phantasie auf einmal die Coulissen und der Lampenschimmer wieder in den Vordergrund, er warf sich mit ganzem Eifer auf seine Rolle und spielte sie auch zur Zufriedenheit der Zuschauer. Ebenso gern hätte er aber auch einmal in Doctor Frorieps Prediger-Collegium auf der Kanzel auftreten mögen, um seine Deklamation hier hören zu lassen. Dieses Collegium bestand aus einer Anzahl Studenten, die sich in der Kaufmannskirche, in Gegenwart des Doctor Froriep und der übrigen Studenten bei verschlossenen Thüren im Predigen übten. Er hatte sich schon ein Thema ausgedacht, worin er die Schönheiten der Natur, den Wechsel der Jahreszeiten mit poetischen Farben schildern, und mit den glänzenden und schimmernden Aussichten in die Ewigkeit auf eine pathetische Weise seine Predigt beschliessen wollte. Allein es kamen immer Hindernisse dazwischen, dass ihm dieser Wunsch in Erfurt nicht gewährt wurde. Er rückte nun auch in die Wochenschrift „der Bürger und der Bauer" von Zeit zu Zeit Gedichte ein, wodurch sein Name als Schriftsteller unter den Erfurter Bürgern bekannt wurde. Dabei besorgte er Correcturen für den Buchdrucker Gradelmüller und wurde durch diesen mit einem Gelehrten bekannt, dem Doctor Sauer, einem Armenarzte, der, bei grossen Vorzügen des Geistes und Herzens, aber zu wenig Zutrauen zu sich selbst, sich auf ähnliche kümmerliche Weise durch Correcturen und Schriftstellerei ernähren musste. Dieser Mann hatte für Gradelmüller eine Wochenschrift geschrieben unter dem Titel „Medon, oder die drei Freunde", wovon ein Jahrgang herausgekommen war. Während er selber dramatische Arbeiten von vielem Werth in seinem Pulte liegen hatte, die er nicht wagte zum Vorschein zu bringen, musste er für einen vornehmen Herrn in Erfurt mit aller Sorgfalt und Correctheit eines Copisten ein Trauerspiel für Geld abschreiben, um mit dem Abschreiberlohn wiederum einige Tage lang sein Leben zu fristen. Auch in dem medicinischen Fache hatte er schon eigene vortreffliche Ausarbeitungen geliefert, die aber das Unglück hatten, sich unter der Menge zu verlieren und ebenso wie ihr Verfasser von den Zeitgenossen nicht bemerkt zu werden. Und

während er nun seine übrigen medicinischen Ausarbeitungen in seinem Pulte verschlossen hielt, musste er die Schrift eines französischen Arztes, der nach Erfurt kam und besser als der Doctor Sauer sich wusste bemerken zu machen, in's Lateinische übersetzen, um von dem Uebersetzerlohne zu leben und für seine hülfslosen und armen Kranken neue Arzneimittel zuzubereiten. Auch gab er in die mehrfach erwähnte Wochenschrift zuweilen Aufsätze und Gedichte, unter denen eines auf die freigewordenen Amerikaner Moritzen vorzüglich schien. Er trieb mit Moritz mit grossem Eifer Englisch, weil er die in dieser Sprache geschriebenen medicinischen Werke nutzen und dann auch durch Uebersetzungen aus dem Englischen Geld erwerben wollte. Dabei war er sehr genügsam und pflegte oft zu Moritz zu sagen: Wer in Erfurt zu Etwas kommen wolle, der müsse nur lange Zeit ausharren und die Geduld nicht verlieren. Als aber nach einigen Jahren endlich ein besserer Stern seinem Leben zu lächeln schien, war seine Lebenskraft gebrochen und er sank auf die Bahre. — Für Moritz aber eröffneten sich wieder fröhliche Aussichten, denn die Studenten kamen auf den Einfall, noch eine Komödie aufzuführen, weil sie an diesem Vergnügen nun einmal Geschmack bekommen hatten. Die Stücke, die man wählte, waren „der Argwöhnische“ und „der Schatz“ von Lessing; in dem ersten erhielt Moritz wiederum zwei Frauenzimmer-Rollen und in dem andern die des Maskarill, und nun war sein Schauspielercredit unter den Studenten schon so befestigt, dass man es als eine Gefälligkeit von ihm ansah, wenn er diese Rollen übernehmen wollte. Während der Vorbereitungen zu dieser zweiten Aufführung fing Moritz zu gleicher Zeit eine Abhandlung über, oder eigentlich eine Satyre gegen die Empfindsamkeit an, der er doch selber so sehr ergeben war. Sie sollte besonders gegen die vielen affectirten Nachahmungen von Werthers Leiden gerichtet sein und er wollte mit derselben zuerst als Schriftsteller auftreten. Ein Goldgulden, den er von einem Hannöverschen Buchhändler für früher gelieferte Neujahrswünsche erhielt, riss ihn aus einer Menge kleiner Verlegenheiten, so dass er einige glückliche Tage verlebte und auch in die Zukunft keine trüben Aussichten hatte. Auch fand er einen neuen Freund in Erfurt, einen Studenten Namens N . ., aus Hamburg gebürtig, der bei dem Doctor Froriep im Hause wohnte, welcher ihm eine Abschrift

von Moritz' Gedichte „das Karthäuserkloster“ gezeigt hatte. Dies wurde nun eine Freundschaft gerade von der empfindsamen Art, wogegen Moritz eine Abhandlung zu schreiben im Begriff war. Oft lagerten sich diese beiden Freunde am Abhange des Steigerwaldes, von welchem man die Stadt Erfurt mit ihren alten Thürmen und ihrem ganzen Umfange von Gärten kann liegen sehn. Da hinauf gehen die Erfurter häufig spazieren, machen sich auch wohl oben selbst ein kleines Feuer an und kochen sich den Kaffee, um die patriarchalischen Ideen wieder zu erneuern. N. fand einen vorzüglichen Gefallen daran, Moritzen Klopstocks Messias ganz vorzulesen, wovon sie beide entsetzliche Langeweile verspürten, die sie sich aber nicht zu gestehen wagten; besonders litt der arme Moritz darunter, der verdammt war zu hören und über das Gehörte entzückt zu sein. Er besuchte auch fleissig die Universitäts-Bibliothek, wo er einen besonderen Gefallen daran fand, des Du Halde Beschreibung von China zu studiren, und sehr viele Zeit damit verschwendete. Nun erschien Martin Millers „Siegwart“, eine Klostergeschichte, eine Wertheriade von der empfindsamsten Art, in drei Bänden, die die beiden Freunde mit grosser Langeweile lasen, sich aber die tiefste Rührung heuchelten. Zuletzt wollte Moritz die ganze Geschichte in ein historisches Trauerspiel bringen, womit er seinen Geist abmarterte, und als es ihm nicht gerathen wollte, versank er, wie in solchen Fällen immer, in eine solche Schwermuth, dass ihm das Leben zur Qual wurde. Dabei wurde seine äussere Lage mit jedem Tage drückender, weil die gehoffte Unterstützung aus Hannover nicht erfolgte und seine Hausleute ihn immer mehr mit schelen Blicken ansahen, je mehr sie inne wurden, dass er weder Geld besitze, noch welches zu hoffen habe. Sein Frühstück und Abendbrod, was er hier genoss, war er nicht mehr im Stande zu bezahlen, und man liess ihn deutlich merken, dass man nicht länger Willens sei, ihm zu borgen; da man also keinen Nutzen von ihm ziehen konnte und er überdem ein trauriger Gesellschafter war, so war es natürlich, dass man seiner los zu sein wünschte und ihm die Wohnung aufkündigte. So wenig auffallend dies nun an sich war, so tragisch nahm es Moritz. Der Gedanke des Lästigseins und dass er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichsam nur geduldet wurde, machte ihm wiederum seine eigene Existenz verhasst. Er wollte

noch an diesem Tage wieder aus Erfurt gehen, und tausenderlei romanhafte Ideen durchkreuzten sich in seinem Kopfe, worunter eine ihm besonders reizend schien, dass er in Weimar bei dem Verfasser von „Werthers Leiden“ wollte Bedienter zu werden suchen, es sei unter welchen Bedingungen es wolle; dass er auf die Art, gleichsam unerkannter Weise, so nahe um die Person Desjenigen sein würde, der unter allen Menschen auf Erden den stärksten Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er ging vor's Thor und blickte nach dem Ettersberge hinüber, der wie eine Scheidewand zwischen ihm und seinen Wünschen lag. Dann ging er zu Froriep, um Abschied zu nehmen, dieser aber nahm ihm das Versprechen ab, wenigstens heute und morgen noch nicht abzureisen. Darauf streifte er in den einsamsten Gegenden von Erfurt umher, in der Gegend des Karthäuserklosters, wohin er sich nun im Ernst, wie nach einem sichern Zufluchtsorte sehnte und wehmüthig nach den stillen Mauern blickte. Dann irrte er weiter umher, bis es Abend wurde, wo der Himmel sich mit Wolken überzog und ein starker Regen fiel, der ihn bald bis auf die Haut durchnässte. Der Fieberfrost, welcher sich nun zu den innern Unruhen seines Gemüths gesellte, trieb ihn in Sturm und Regen umher, bei altem Gemäuer und durch einsame öde Strassen; denn in seine bisherige Wohnung zurückzukehren, daran konnte er den Gedanken nicht ertragen. Er stieg die hohe Treppe zu dem alten Dom hinauf, band sich ein Tuch um den Kopf und suchte sich unter altem Gemäuer eine Zeit lang vor dem Regen zu schützen. Vor Müdigkeit fiel er hier in eine Art von betäubendem Schlummer, aus dem er durch einen neuen Regenguss und durch das Getöse des Windes wieder erweckt wurde und auf's neue durch die Strassen irrte. Die Aehnlichkeit seiner Lage mit der des alten König Lear tröstete ihn einigermassen. Er kehrte wieder zu dem alten Dom zurück, der nun schon eröffnet war und wo die Chorherren sich zur Frühmette bei Licht versammelten. Hier setzte er sich auf eine Bank nieder und war so wenigstens vor dem Regen geschützt. Als der Tag angebrochen war, kehrte er mit ruhigerm Gemüthe aus dem Dom zurück und begegnete seinem Freunde N., der ihm freundschaftliche Vorwürfe machte. Dieser brachte ihn wieder nach seiner alten Wohnung, suchte ihn dort den Leuten in einem andern Lichte darzustellen und tilgte die

geringe Schuld seines Freundes. Moritz bedang sich nun aus, um allein sein zu können, einen Verschlag auf dem Boden des Hauses zu beziehen, wohin man ihm auch ein Bett gab, und wo er nun wieder, ganz sich selbst gelassen, ein paar nicht unangenehme Wochen zubrachte. Er würde sogar glücklich gewesen sein, hätte er sich nicht wieder mit einem Gedicht über die Schöpfung abgequält, dessen ganzen ersten Gesang die Schilderung des Chaos bilden sollte, welches er, um es beschreiben zu können, sich selbst als eine trügerische Schöpfung vorstellte, die im Nu wieder zum Traum und Blendwerk wurde.

Jetzt schien denn endlich der Zeitpunkt gekommen, wo er das ergreifen konnte, was er noch immer für die eigentliche Bestimmung seines Lebens hielt, den Schauspielerstand. — Die Sp . . sche Truppe kam nach Erfurt uud erhielt Erlaubniss, auf dem Ballhause zu spielen, wo auch die Studenten ihre Komödien aufgeführt hatten. Er engagirte sich, ohne Jemand Etwas davon zu sagen, bei dem Prinzipal dieser Truppe und sollte in einigen Tagen in den „Poeten nach der Mode“ in der Rolle des Reimreich auftreten. Aber gerade jetzt musste er eine Bemerkung machen, bei der ihm zu Muthe wurde wie Einem, den des Satans Engel mit Fäusten schlüge: er bemerkte, dass ihm der Verlust seines Haares drohte. Er eilte in dieser Noth zu seinem treuen Freunde, dem Doctor Sauer, der ihm zur Erhaltung seiner Haare wieder Hoffnung machte, und so fand er sich denn am Abend, wo die „Poeten nach der Mode“ aufgeführt werden sollten, hinter den Coulissen ein, sein Name stand an diesem Tage schon auf dem Komödienzettel an allen Ecken mit angeschlagen. Als das Schauspiel bald angehen sollte, kam sein Freund N. auf das Theater und machte ihm die bittersten Vorwürfe; Moritz liess sich durch Nichts stören. Da erschien auf einmal ein Bote, welcher dem Prinzipal verkündigte, dass der Doctor Froriep sogleich zum Statthalter fahren und Beschwerde über ihn führen würde, wofern er es wagte, dem Studenten, dessen Name auf dem Komödienzettel gedruckt stände, das Theater betreten zu lassen; Verlust seiner Concession, hier zu spielen, würde die unausbliche Folge davon sein. Der arme Prinzipal war in gewaltiger Verlegenheit, wie er nun gleich die erledigte Rolle wieder besetzen sollte, da man schon auf dem Heuboden zum Anfange trommlte, bis sich ein Schauspieler erbot, die Rolle des

Reinreich mit gewohnter Routine nach dem Souffleurkasten zu spielen. Moritz aber durchrannte wieder alle Strassen bei dem stürmischen und regnerischen Wetter, bis er gegen Mitternacht auf einer bedeckten Brücke vor Mattigkeit sich niederwarf und eine Weile ausruhte, worauf er wieder umherirrte, bis der Tag anbrach. Am andern Tag liess ihn der Doctor Froriep kommen und redete ihm wie ein Vater zu, und das beruhigte ihn einigermassen, bis ihn nach einigen Tagen der härteste Schlag traf, den er noch immer zu vermeiden hoffte, er musste sein Haar verlieren. Der Gedanke, nunmehr in einer Perücke, welches unter den Erfurter Studenten ganz etwas Ungewöhnliches war, erscheinen zu müssen, war ihm unerträglich. Mit dem wenigen Gelde, was er noch übrig hatte, ging er an das äusserste Ende der Stadt, wo er sich in einen Gasthof einquartirte, in welchem er aber nur schlief und des Abends sich etwas Bier und Brod gegeben liess, um desto länger mit seinem Gelde zu reichen. Bei Tage ging er grösstentheils in öden Gegenden umher, suchte, wenn es regnete, in den Kirchen Schutz und brachte auf die Weise beinahe vierzehn Tage zu, in welcher Zeit Niemand wusste, wo er geblieben war, bis endlich denn doch einer seiner Freunde ihn ausspähte und er auf einmal von N., O., W. und noch einigen, die sich für ihn interessirten, in dem Gasthofe unvermuthet überrascht und über seine Entfernung ihm freundschaftliche Vorwürfe gemacht wurden. Er konnte nun sein Haar vor der Stirn über die Perücke etwas überkämmen, so dass es aussah, als wenn er eignes Haar trüge, und er entschloss sich, wieder unter Menschen zu gehen. Der gutmüthige W. sprach gleich mit seinem Oheim, dem damaligen Regierungsrath und Professor Springer in Erfurt, und stellte ihm Moritz' Zustand und sein Bedürfniss einer einsamen Wohnung lebhaft vor. Springer überliess ihm sein Gartenhäuschen. Dort hatte er die schönste Aussicht über einen Theil der aneinandergrenzenden Gärten, welche ganz Erfurt umgeben. Hier hätte er glückliche Tage verleben können, wenn die Leiden der Poesie ihn nicht wieder gequält hätten, die zuerst mit einem Briefe an Philipp Reiser anfingen, der ganz im Werther'schen Stile abgefasst war. Es kam darin unter andern die Stelle vor: Wenn ich denn manchmal so dasitze an dem kleinem Oefchen und mir selbst meinen Thee koche u. s. w. Um diese Stelle aber schreiben zu können, schaffte er sich erst

einen Theetopf an und lieh sich eine Tasse, und weil er kein Holz im Hause hatte, kaufte er sich Stroh, welches man in Erfurt zum Brennen braucht, um sich seinen Thee selbst zu kochen, womit er erst zu Stande kam, nachdem er vor Rauch beinahe erstickt war.

Endlich war das Gedicht über das Chaos so weit gediehen, dass folgende beiden Hexameter, die er aus der Bibel nahm, ihn aus einer Hölle von Begriffen erlösten:

Auf dem stillen Gewässer rauschte die Stimme des Ew'gen
Sanft daher und sprach: es werde Licht! und es ward Licht.

Aber nun war auch sein Interesse für das Gedicht dahin, und er verfiel auf einen andern noch fürchterlichern Stoff: auf den Tod. Er hatte schon den Titel recht schön hingeschrieben, aber klare Ideen wollten ihm trotz aller Mühe nicht zufliessen, so dass er endlich in eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruss verfiel. Er warf sich eines Abends mit den Kleidern auf's Bett und blieb die Nacht und den ganzen folgenden Tag in einer Art von Schlafsucht liegen, aus der ihn ein Bote von seinem Gönner, dem Regierungsrath Springer, weckte, dessen Frau ihm ein Schittchen zum Geschenk übersandte. Mit diesem Schittchen schloss er sich vierzehn Tage ein und ass nur spärlich davon, um desto länger zu reichen und der unwiderstehlichen Schlafsucht, die sich seiner bemächtigt hatte, einmal völlig Genüge zu leisten. Dabei verflossen ihm die letzten acht Tage unter wonnigen Träumen; die erschlafften Kräfte des Geistes erholten sich wieder und seine Phantasie malte ihm die Zukunft wieder in heitern Farben. Als der Rest des Schittchens verzehrt war, stand er gegen Abend auf und ging ins Theater, wo die dramatisirten Leiden des jungen Werther gegeben wurden. Diese verunglückten auf eine seltsame Weise, da der Schauspieler, der den Werther spielte, wie die beiden verrosteten Pistolen versagten, sich mit einem Brodmesser zum Schrecken aller Zuschauer Rock und Weste durchstach, nichts desto weniger aber sein Freund Wilhelm hereinstürzte und, wie es in seiner Rolle stand, pathetisch ausrief: Gott! ich hörte einen Schuss fallen! Aber Moritz's Entschluss, Schauspieler zu werden, stand einmal fest. Er hörte, dass in acht Tagen die Schauspieler von Erfurt abreisen und nach Leipzig gehen würden. Er machte seinen Freunden seinen Entschluss bekannt, mit ihnen abzureisen, wo-

bei N. besonders bedauerte, dass sie nun im künftigen Frühling nicht wieder auf dem Steigerwalde den Klopstock würden lesen können, brachte dem Regierungsrath Springer den Schlüssel zu dem Gartenhause wieder und nahm von dem Doctor Froriep Abschied. Beide Männer behandelten ihn auch jetzt noch auf die schonendste Art und entzogen ihm ihre Freundschaft nicht; Moritz musste sich mit Gewalt gegen die Vorwürfe seines Gewissens verstocken, dass er diesen Männern mit Undank lohnte.

Die Sp..sche Truppe war die letzten Wochen wegen Mangels an Einnahme in die bitterste Armuth gerathen; der Director Sp. reiste mit der Garderobe allein nach Leipzig voraus und die Mitglieder mussten selbst zusehen, wie sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Moritz machte sich denn auch denselben Nachmittag, wo er Abschied genommen hatte, zu Fuss auf den Weg, und sein Freund N. geleitete ihn zu Pferde bis nach dem nächsten Dorfe, wo N. am künftigen Sonntage predigen wollte.

Nachdem sie im Gasthofe eingekehrt waren und sich noch einmal aller der seligen Scenen erinnert hatten, die sie genossen haben wollten, wenn sie am Abhange des Steigers Klopstocks Messias zusammen lasen, machte sich Moritz wieder auf den Weg und N. begleitete ihn noch eine ganze Strecke hin, bis es dunkel wurde. Da umarmten sie sich und nahmen auf die rührendste Weise von einander Abschied, indem sie sich zum ersten Male Bruder nannten; Moritz pilgerte nun wohlgemuth gen Leipzig, fand aber dort die Gesellschaft in grosser Bestürzung, denn der würdige Principal hatte gleich bei seiner Ankunft in Leipzig die Theatergarderobe verkauft und war mit dem Gelde davon gegangen.

Hiermit schliesst Anton Reiser. Waren auch die Wohlthaten, die Moritz in Erfurt genossen hat, zunächst weggeworfen, so waren sie es doch nicht für die Zukunft; er hat seinen Undank nicht beschönigt, was ihm Ehre macht; Ehre aber auch den würdigen Männern, die sich so freundlich um ihn bemühten, dem Abt Günther, dem Doctor Froriep und dem Regierungsrath Springer. Friede ihrer Asche!

Berichtigung und Nachtrag.

Zu Seite 128. Ueber die Verhandlungen Wielands mit der Herzogin Amalie wegen Uebernahme der Erziehung des Erbprinzen Karl August habe ich mir aus dem Weimarischen Archiv Folgendes notirt:

W. schreibt den 22. März 1772 an die Herzogin über die Prinzipien, die bei der Erziehung des Erbprinzen zu beobachten sein möchten, ebenso den 13. April 1772 über das Glück der Grossen; ob eine Frau eine starke Seele haben müsse; über die Aeusserung der Herzogin, dass sie, wenn sie von vorn anfangen könnte, ihre Prinzen anders erziehen würde, und über den scheinbaren Mangel an Offenherzigkeit beim Erbprinzen. Den 9. Juli machte die Herzogin W. den Vorschlag, die beiden Prinzen ein halb Jahr in der Philosophie zu unterrichten. W. antwortet den 12., dass er keinen Urlaub würde bekommen können, oder dass man wenigstens sehr ungern daran gehen würde, dass er sich nicht so lange von seiner Familie trennen könne, dass er diese Zeit für zu kurz halte, und dass der Erbprinz einen Philosophen zum Erzieher brauche. Den 19. Juli antwortet er auf einen Brief vom 17., worin die Herzogin ihm die Erziehung des Erbprinzen angeboten hatte; er fürchtet, dass die Kurmainzische Regierung ihn nicht loslassen werde; auch will er, seiner Familie wegen, Bedingungen stellen.

Ueber

einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke

aus dem 15. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur
und zur vergleichenden Sagenkunde

von

Wilh. Freih. v. Tettau.

Ein in dem Archiv der Marienkirche zu Erfurt befindlicher Sammelband in klein Quart, gebunden, der Zeit seiner Entstehung entsprechend, in mit gepresstem Leder überzogenen Holzdeckeln mit messingnen Clausuren, ist desshalb von grossem Interesse, weil er einige noch im funfzehnten Jahrhunderte in Erfurt gedruckten Schriften enthält, die von keinem Bibliographen erwähnt werden und höchst wahrscheinlich Unica sind. Schon die Innenseiten der Deckel enthalten zwei Merkwürdigkeiten, zwei, leider beschädigte, noch aus ebendem Jahrhunderte herrührende Kunstdrücke, der eine, geschrotete Arbeit, mit der auf einem Throne sitzenden Maria, die das Christuskind auf dem Schoosse hält und vor welcher der h. Nicolaus kniet, mit den Worten: Monstra tu esse mariam auf einem Spruchbande, der andere, ein Holzschnitt mit dem vor dem Hirsche knieenden h. Hubertus oder Eustachius.

Die in dem Bande enthaltenen Schriften sind zunächst: die Histori des Königs Appoloni. Gedruckt zu Ulm durch Hans Zainer 1499, eine schon bekannte (Panzer d. Annalen I. p. 243. nr. 481. Hain repertorium nr. 1299) Ausgabe des oft gedruckten Volksbuches, dem hier die vier ersten Blätter fehlen; sodann eine Anweisung Fische und Vögel zu fangen mit dem Titel: „dass Buchlein sagt wie man fisch vnd vogel fahen soll. Mit den henden vnd auch sunst mit vil bewerten recepten vnd punckten vnd ist geteilt in xxvij Capitel dy her nach folgent vnd

sagt auch zum letzten in welcher tzeit vnd monat im gantzen jar ein ieglicher visch am besten ist." Darunter ein Holzschnitt, von dem in dem vorliegenden Exemplar der untere Theil abgerissen ist. Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffordt. Anno dni M cccc xcviij. Der ungenannte Drucker ist unzweifelhaft Hans Sporer, wie nicht nur die Uebereinstimmung der Typen mit den in andern Druckwerken von ihm angewendeten, sondern auch der Umstand ergiebt: dass von dem Genannten in dem nämlichen Jahre eine Schrift gedruckt ist, die offenbar ein Seitenstück zu der vorliegenden bildet: Ein wahrhafftig Büchlein, gar nutzlich zu hören: zu manchen sachen darin zu lernen von der edel tugend vnd krafft wegen dy an den edlen stainen synt: das manchen menschen zu hilff mag kumen der ir tugent lernt zu versten auss diessem Büchlein. Gedruckt zu Erffort In sant Pauls pfar zu den weissen billigen Berge. Anno Domini 1498. 10 Bll. in 4to (Panzer d. Annal. I. p. 234 nr. 453. Zusätze S. 87.) — — Die hier vorliegende 6 Bll. enthaltende Schrift ohne Seitenzahlen, Custoden und Signaturen, ist bis jetzt den Bibliographen unbekannt geblieben, eben so wie die in dem Bande nun folgenden fünf poetischen Erzählungen, von denen demnächst ausführlicher gesprochen werden soll. —

Auf die letzteren folgen die Visionen des Ritters Tundalus, ein im funfzehnten Jahrhunderte häufig in lateinischer, deutscher und niederländischer Sprache gedruckter mystisch-ascetischer Roman (Panzer d. Annalen I. S. 72. 86. 212. 291. Hain repert. nr. 15540—15549). In dem vorliegenden Exemplare scheint das Blatt mit der Schlussschrift zu fehlen. Es lässt sich daher auch nicht mit völliger Sicherheit bestimmen, ob dasselbe einer der bereits bekannten Ausgaben angehört. Anscheinend ist dies nicht der Fall; wenigstens stimmt es, wenn auch der Wortlaut des Titels derselbe ist, doch in der Art, wie die einzelnen Zeilen abgetheilt sind, mit keiner derselben überein.

Den Schluss des Bandes bildet ein gleichfalls öfters im 15. Jahrhundert gedrucktes Buch, der Lucidarius oder Elucidarius, eine Art Encyclopädie in Form eines Dialogs zwischen einem Meister und seinem Schüler. Von der deutschen Bearbeitung dieser ursprünglich von dem Presbyter Honorius Augustodinensis verfassten Schrift zählt Panzer in den deutschen Annalen nicht weniger als 16, Hain (Repert. nr. 8803—8815) 13 noch im

15. Jahrhundert gedruckte Ausgaben auf; unter den ersteren ist auch eine: Erfurt bei Wolfgang Schenck 1505; die hier vorliegende ist aber nicht darunter befindlich und bis jetzt unbekannt. Die Schlussschrift derselben lautet: C. H. von S. M ccccxcvij. eine Abbreviatur, die unzweifelhaft durch Conrad Hist von Speyer, der im letzteren Orte, im Anfange des 16. Jahrhunderts als Drucker erscheint, erklärt werden muss, da eine 1502 gedruckte Schrift: Regiment, wie man sich für der pestilenz erhalten und helfen soll, die Schlussschrift trägt: Geenndet am St. Blasiustag von C. Hist von S. (Panzer Zusätze S. 96). In Erfurt ist das Werkchen sicher nicht gedruckt, vielmehr stimmen die dazu verwendeten Typen mit dem vorerwähnten Druck von den Visionen des Tundalus überein, so dass, da auch die sonstige Ausstattung beider Schriften die nämliche ist, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass sie aus derselben Druckwerkstatt hervorgegangen.

Was die übrigen Schriften des Sammelbandes betrifft, so ist, eben so wie bei dem einen schon erwähnten der Druckort: Erfurt und der Drucker: Hans Sporer von Nürnberg. Derselbe hat sich zwar mit vollem Namen in keiner von ihnen, mit dem Vornamen nur in einer genannt, und sich in den übrigen lediglich nach seiner Wohnung: „bei St. Pauls Pfarre in dem weissen Lilienberge“ bezeichnet, aber dennoch kann über die Identität kein Zweifel obwalten, denn in dem 1499 erschienenen Buche: Ein bewert Kunstbuchlin .das den menschen gar nutzlich zu haben ist vil sachen darin zu lernen, lautet die Schlussschrift: Gedrucket zu Erffordt durch Johansen Sporer tzu den wissen Lilgen berge bey sant Pauls pfarr (Panzer, Zusätze S. 89 nr. 474c). Ausführlichere Nachrichten von diesem Drucker stehen in der Buchdruckergeschichte von Erfurt, mit welcher der Stadtrath Herrmann beschäftigt ist, zu erwarten. Ich kann mich daher hier auf einige kurze Bemerkungen beschränken. Dass Hans Sporer aus Nürnberg herstamme, ergiebt sich aus der Schlussschrift des Buchs von Sancta Anna von 1495, wo er sich Hans Buchdrucker von Nürnberg nennt (Panzer d. Annal. I. S. 218 nr. 400). Ursprünglich war er Holzschneider, (Murr. Chronolog. Verzeichn. d. Nürnberg. Formschneider im Journal zur Kunstgesch. II. S. 134 cf. ib. 155), oder wie man es, da das Hauptgeschäft dieser Künstler damals im Illuminiren der Holzschnitte bestand, gewöhnlich nannte: Briefmaler, gewesen. Als solcher

hatte er 1473 die ganz in 24 Holztafeln in Folio geschnittenen Ars moriendi herausgegeben (Panzer l. c. S. 72. Falckenstein, Gesch. der Buchdruckerk. S. 23). Die Schlussschrift lautet hier: Hans sporer hat diss puch pruff-moler 1473. Der Druckort ist nicht angegeben, wahrscheinlich war er Nürnberg. Panzer (Zusätze S. 81) vermuthet: dass dieser Hans Sporer der Vater des Buchdruckers gewesen sei; es ist aber nicht der mindeste Grund zu einer solchen Annahme vorhanden. Später, wie Falckenstein (l. c. S. 152) glaubt, seit 1487, wandte sich Sporer der Buchdruckerkunst zu. Im Jahre 1487 erschien von ihm zu Bamberg ein „Fisirbüchlein“ (Sprenger Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg S. 20 und 41) sowie 1491: Ein wunderliche und erschröckliche hystori von einem grossen wüttrich genannt Dracole wayda (ibid. S. 57) und 1493 eine Reihe von kleinen Schriften, fast durchgängig dieselben, die später von ihm in Erfurt wieder gedruckt worden, so: des Ritter Morgeners Walfahrt, Vom König im Bade, Die Historie von dem Grafen im Pfluge (Sprenger l. c. S. 59. 60. Panzer l. c. p. 207). Die Schlussschriften lauten hier bald: Von Meister Hansen Puchtrucker zu Bamberg hinter sant Martinskirchen (Panzer l. c. S. 207 nr. 365. S. 208 nr. 369), bald: Meister Hans Briefmaler zu Bamberg gesessen in der Frauengasse hinder sent Martein (ib. nr. 368), auch: Meister hans hinter sant Martein (ib. nr. 367 u. 372), oder: Gedruckt zu Bamberg hinter sant merty (ib. nr. 366) endlich auch bloss: Gedruckt zu Bamberg (l. c. nr. 370. 371. cf. ibid. p. 192 nr. 324). Panzer wollte zwar früher (l. c. p. 207 u. 209) diesen Meister Hans mit Hans Bernecker, der allerdings zu derselben Zeit eine Druckerei in Bamberg besass, identificiren, indem er hierin Denis (Supplem. Maitt. p. 308 nr. 2525 u. s. w.) folgt, hat dies aber später (Zusätze S. 81) implicite wieder zurückgenommen. Auch widerspricht jener Annahme der Umstand: dass Hans Bernecker in den Schlussschriften seiner Druckwerke stets zusammen mit Marx Ayrer genannt wird, seine Wohnung nicht hinter St. Martin, sondern: in der Zinckenwerth hatte (Panzer Ann. p. 201. 209) und erst seit 1493 druckte (Sprenger l. c. S. 20. 21).

Im Jahre 1495 tritt Hans Sporer in Erfurt als Buchdrucker auf; er soll sogar schon 1494 an diesem Orte ein Gedicht von der heiligen Maria gedruckt haben (Panzer Zusätze S. 81). Sprenger l. c. erzählt auf Grund eines Berichts in der fränki-

schen Chronik des Lorenz Friess, dass ein von Hans Sporer gedrucktes Spottlied auf den erfolglosen Versuch des Herzogs Albrecht von Sachsen, seinen Sohn Friedrich zum Coadjutor von Würzburg wählen zu lassen, das in Folge einer Klage des Herzogs auf kaiserlichen Befehl überall aufgekauft und verbrandt sei, jenen genöthigt habe, von Bamberg zu entfliehen. In Erfurt wohnte er zuerst: Zu dem Einsiedler bei St. Veit (Sprenger l. c. Falkenstein l. c. S. 124. Panzer l. c. S. 218. 220. Zusätze S. 81). Von den dort gedruckten Schriften hat er vier mit Hans Buchdrucker von Nürnberg, die beiden andern mit: Meister Hans Sporer unterzeichnet. Der weisse Lilienberg hinter St. Pauls Pfarre erscheint erst 1497 als seine Wohnung; er war es auch noch 1500, wo in demselben ein Büchlein von bewerter Ertzney der pferde, Herzog Ernsts Ausfahrt (Panzer Zus. S. 92) und der weiter unten näher zu erwähnende zweite Abdruck von des Ritters Morgener Walfahrt erschienen. Um diese Zeit scheint Sporer aber gestorben zu sein, oder sein Geschäft aufgegeben zu haben, indem später bei ihm erschienene Druckwerke nicht bekannt sind. Er kann sein Gewerbe übrigens nur in geringem Umfange betrieben haben, da keine einzige grössere Schrift aus seiner Presse hervorgegangen ist. Alle von ihm sowohl in Bamberg als Erfurt gedruckten Bücher, mit alleiniger Ausnahme von zwei 1500 erschienenen, deren eine 4½, die andere 5 Bogen enthielt, waren nur einen bis drei Bogen stark und bestanden in Schriften, die nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk bestimmt waren. Dem entsprechend sind sie fast sämmtlich mit Holzschnitten versehen, die unzweifelhaft von Sporer selbst, der ja von Hause aus Holzschneider war, angefertigt sind. Es hat sogar den Anschein, als wenn diese Kunst auch später ihm die Hauptsache geblieben, und er den Typendruck nur damit verbunden, um seinen Holzschneidearbeiten einen leichteren und sicherern Absatz zu verschaffen. Seine Drucksachen haben daher auch begreiflicher Weise keine Aufnahme in die wissenschaftlichen Sammlungen jener Zeit gefunden, ein Umstand, aus dem es sich hinreichend erklärt, dass sie zu den grössten bibliographischen Seltenheiten gehören, und theilweise, wie namentlich die fünf kleinen Schriften, welche nun näher erwähnt werden sollen, so viel sich hat ermitteln lassen, nur in einem einzigen Exemplar bis auf unsere Zeit gelangt sind.

Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verläumdet ward.

Der Titel lautet: „Die Kunigin von Frankreich, dy der marschalk gegen dem Kunig versagen wart, Um das sy nit seins willen was. In regnbogens langen Don.“ Darunter ein Holzschnitt, auf dem vorn der auf der Jagd befindliche König, im Hintergrunde die mit dem Zwerge im Bette liegende Königin und der Marschall, welcher aus der Thür des Schlosses heraustritt. Die Schlussschrift lautet: „Gedruckt zu Erffort. In sant Pauls pfar zu dē weissē liligenberge. Anno domini 1x98.“ Das Werkchen enthält 10 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, und hat Signaturen aber keine Blatt- oder Seitenzahlen. Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch 15 in den Text eingedruckte Holzschnitte, sämmtlich sehr roh gearbeitet.

Verfertigt ist das Gedicht, wie schon der Titel angiebt, in des Regenbogen langem Ton, einem dreiundzwanzigzeiligen Gesätz (Strophe) die aus zwei s. g. Stollen zu vier Zeilen und einem Abgesang von 15 Zeilen besteht, dem vierten gekrönten Tone des meisterlichen Hortes, von dem v. d. Hagen Minnesinger IV. 639 ausführlich handelt, der auch ibd. p. 935, eben so wie Wagenseil (von der Meistersänger holdseliger Kunst Anfang etc.) und Eschenburg (Denkmäler alter Dichtk. S. 347) die dazu gehörige Singweise mittheilt. — Dergleichen Strophen sind 15 vorhanden, so dass das ganze Gedicht 315 Verse hat.

Der Inhalt ist nachstehender:

Der König von Frankreich hatte eine schöne tugendhafte Gemahlin. Sein Marschall, der grosse Macht besass, warb um ihre Liebe; da sie ihn abwiess, so beschloss er sich zu rächen. Als eines Morgens der König zur Jagd geritten war, nahm der Marschall einen schlafenden Zwerg und legte ihn in das Bette der gleichfalls noch schlafenden Königin, ohne dass eins von beiden erwachte. Er selbst eilte zum Könige und klagte bei diesem die Königin des Treubruchs an. Derselbe begab sich sogleich nach Hause und tödtete, als er jene Beide im Bette neben einander schlafend fand, den Zwerg sofort, indem er ihn an die Mauer schleuderte und wollte auch die Königin umbringen lassen. Der Herzog Leopold, der dies vernahm, beschwor ihn jedoch, dies nicht zu thun, damit er nicht ohne Erben bleibe, indem die Königin sich gesegneten Leibes befand. Er schlug

vor, diese an einen fremden Ort zu senden, und dort unter die Obhut eines frommen alten Dieners zu stellen, und, wenn sie erst dem Könige einen Erben geboren, darüber Entscheidung zu treffen: ob Tod oder ewige Verbannung ihr Loos sein solle. Herzog Leopold, der von der Unschuld der Königin überzeugt war, hoffte, dass es ihm inzwischen gelingen werde, den gegen sie gesponnenen Verrath ans Licht zu bringen. Der König liess sich erweichen; doch befahl er, so schmerzlich es ihm auch war, sich von ihr zu trennen, sie nach ihrer Niederkunft zu tödten. Sie wurde einem frommen alten Ritter übergeben, der dem Herzoge gelobte, ihrer treu wahrzunehmen. — Während jener mit der Königin durch einen wilden Wald zog, wird er von dem Marschall, der aus Besorgniss, dass seine Schandthat kundbar werden könne, schnell nachgeeilt war, überfallen und ermordet. Der Königin gelang es jedoch, während des Kampfes in das Dickicht zu entweichen und sich so dem Marschall zu entziehen. Nachdem sie drei Tage im Walde umhergeirrt, nur mit Kräutern und Wurzeln ihr Leben fristend, trifft sie einen Köhler, dem sie ihr Leid klagt und der sie freundlich aufnimmt und in dessen Hütte sie eines lieblichen Knäbleins genass. Sie übergiebt hierauf dem Köhler fünf Goldgulden, die sie bei sich hatte, und schickt ihn nach Paris, um alle zu weiblichen Handarbeiten nöthigen Werkzeuge und verschiedene farbige Seidenbänder zu kaufen, empfiehlt ihm dabei aber möglichste Eile und die tiefste Verschwiegenheit, damit nicht ihr Aufenthalt entdeckt werde. Vermittelst der eingekauften Gegenstände verfertigte sie schöne Arbeiten, durch deren Verkauf sie sich die Mittel zum Unterhalt für sich und ihr Kind verschaffte.

Der alte Ritter hatte einen Hund bei sich gehabt, der ihn auch nach dem Tode nicht verliess, sich täglich nach der Stelle begab, wo jener ermordet worden, und die Wunden des Erschlagenen leckte, dann aber nach dem königlichen Schlosse lief und den Marschall, wenn er ihn irgend erspähen konnte, mit Gebell und Beissen anfiel. Herzog Leopold, dem das Benehmen des Hundes aufgefallen war, folgte ihm einst nach in den Wald und gelangte so zu der Leiche des alten Ritters. Als bald nachher der König an der Tafel sass, ihm gegenüber der Marschall, fand sich wieder der Hund ein, biss diesen so gewaltig, dass er ihm ein Stück Fleisch ausriss, und flüchtete dann in den Schoss des

Herzogs. Der Marschall fordert von dem Letzteren die Auslieferung des Hundes. Aber Herzog Leopold erklärte nun dem Könige: dass der Hund ihn zu seinem Fürsprecher erwählt und ihm mitgetheilt habe, dass der Marschall an dem Tode seines Herrn schuldig, dass er ihm sogar die Stelle gezeigt, wo dieser ermordet worden, und dass er bereit sei, den Beweis hierüber zu führen. Viele Herzoge, Fürsten und Freie, denen der Tod des alten Ritters nahe gegangen, folgten nun dem Hunde, als derselbe sich wieder in den Wald begab, und gelangten so zu der Leiche. Diese wurde darauf mit Procession aus dem Walde geholt und feierlich bestattet, der Marschall aber wurde auf Antrieb des Herzogs Leopold genöthigt, im Zweikampf mit dem Hunde seine Unschuld darzuthun, wobei er zu seinem Schutze einen armlangen Knüttel erhielt, während der Hund blos auf seine Zähne verwiesen blieb. Dieser trug zwar manchen harten Schlag davon, fasste zuletzt aber seinen Gegner an der Kehle, warf ihn zu Boden und würde ihn umgebracht haben, wenn nicht der König dem Kampfe Einhalt zu thun geboten hätte. Der Marschall bekannte nun alle seine Missethaten und musste dafür die Strafe des Rades erleiden, nachdem er zur Richtstätte geschleift worden.

Als der König so die Unschuld seiner Gemahlin erkannt, war er von tiefer Reue und innigem Schmerze erfüllt. Er sandte in alle Lande hinaus, um sie aufzusuchen und verhiess demjenigen reichen Lohn, der sie wieder brächte. Drei Jahre lang blieb jedoch alle Mühe erfolglos. Um die Zeit schickte aber die Königin den Köhler wieder nach Paris, um eine von ihr verfertigte Arbeit zu verkaufen. Eine Krämerin, der er solche zum Kauf antrug, erkannte sofort, dass niemand anders als die Königin die Verfertigerin gewesen sein könne, eilte sogleich zum Könige und theilte diesem ihre Entdeckung mit. Der vorgeforderte Köhler leugnet zwar anfangs, musste aber, da die Arbeit keinen Zweifel liess, zuletzt die Wahrheit bekennen, wobei er nur für das Leben der Königin bat. Der König lässt sich von ihm sofort nach seinem Häuschen führen; der Köhler erbittet sich die Erlaubniss voran zu gehen. Die von ihm benachrichtigte Königin, die noch immer ihr Leben bedroht glaubt, ergreift die Flucht, wird aber vom Könige ereilt, der ihr dann eröffnet, wie sie nichts von ihm zu fürchten habe, er vielmehr schon lange

um sie Angst und Sorgen getragen, und sich nie wieder von ihr trennen wolle. Er springt vom Pferde, umschliesst sie mit seinen Armen, herzt und küsst sie. Bald wird auch das Söhnlein aufgefunden, das die Mutter, weil es ihr zu schwer geworden, bei der Flucht hatte zurücklassen müssen. Der König brachte nun Beide heim; es wurde mit aller Pracht eine neue Hochzeit ausgerichtet, mit Ringstechen und Turnier, die vierzehn Tage währten und zu der von nah und fern Vornehme und Geringe herbeiströmten. Alle die gekommen waren, wurden mit Speise und Trank freigehalten, so dass männiglich den König und die Königin priesen. Auch der Köhler ward reich belohnt und mit einer Grafschaft beliehen. Der König, nachdem er sich nochmals von dem Köhler, seinem lieben Gevatter — denn dieser hatte das Königskind aus der Taufe gehoben — Alles auf's Genaueste hatte wiederholen lassen, befahl die Geschichte niederzuschreiben.

Der Schluss der Erzählung: —

> Hiermit endet sich dies neue Gedicht,
> Und ist in einem gemeinen Ton gemacht,
> Doch neu in der Historie nicht,
> Sondern wie vor in Sprüchen ist gedacht. —

ergiebt: dass derselben eine ältere Bearbeitung zu Grunde liegt, und zwar eine nicht strophische, denn eine solche ist unter den „Sprüchen“ zu verstehen (Uhland Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage II. S. 465), während der „gemeine Ton“ sich auf die Umgestaltung in eine auf den gesangsweisen Vortrag berechnete strophische Form bezieht.

In der That hat auch eine Bearbeitung der ersteren Art existirt; sie ist noch jetzt nicht nur in einer grossen Anzahl von Handschriften (v. d. Hagen Gesammtabenth. I. S. 52. III. S. 778—780, Massmann Kaiserchronik III. S. 907) unter verschiedenen Titeln — Von der Kuniginn von frankreich wie ez ir erging — dis ist der Kunig von Frankreich — von dem hunt von Frankreich — die königin von Frankreich und der ungetriuwe marschalk — das ist der kunigk von franckhreich vnd sein fraw gar mynnigkleich die so jämerklich verraten ward von jrem pozen marschalkh — auf uns gelangt, sondern auch mehrfach (Graff Diutiska III. S. 378—397. Meyer und Mooyer Altdeutsche Dichtungen S. 52—62, v. d. Hagen l. c. I. S. 162—187) gedruckt.

Die Handschriften so wie die Abdrücke enthalten zwar verschiedene Recensionen und im Einzelnen mancherlei Abweichungen, wie sich schon daraus ergiebt: dass der Abdruck bei Graf aus einer Wiener Handschrift 753, der bei Meyer 702, der bei v. d. Hagen 678, die Berliner Handschrift 691 Verszeilen enthält *), der Gang der Erzählung ist aber in allen der nämliche und stimmt im Allgemeinen auch mit dem in der vorliegenden Bearbeitung überein, nur dass die letztere, die noch nicht halb so viel Verszeilen enthält wie die kürzeste von jenen, sehr erheblich zusammengezogen ist, was freilich ihre Bestimmung, gesangsweise vorgetragen zu werden, nöthig machte.

Die wesentlicheren Abweichungen des Liedes von der älteren Bearbeitung bestehen darin: dass der Herzog Leopold in der letzteren Herzog von Oesterreich und Oheim des Königs genannt wird, dass derselbe dem alten Ritter, der die Königin zu geleiten hat, das ausdrückliche Versprechen abnimmt, diese nicht zu tödten, dass die Angabe: dieselbe sei drei Tage im Walde umhergeirrt, fehlt, der Köhler von ihr zehn Gulden erhält, nicht blos um Seide verschiedener Farben, sondern auch Lebensmittel einzukaufen, dass Herzog Leopold nicht bereits den Leichnam des Ritters gefunden hat, als der Hund in des Königs Gegenwart den Marschall anfällt, die Leiche überhaupt gar nicht aufgesucht und daher auch nicht gefunden und bestattet wird, so dass also der Antrag des Herzogs auf einen gottesgerichtlichen Zweikampf zwischen dem Marschall und dem Hunde ziemlich wenig motivirt erscheint; dass jener sich nur mit grossem Widerstreben zum Kampfe versteht, nachdem er besiegt worden, aber ein sehr ausführliches Sündenbekenntniss ablegt (V. 421—441 und V. 470—476 des Abdrucks bei v. d. Hagen); dass der König, nachdem die Krämerin ihre Entdeckung ihm mitgetheilt, sich in Begleitung des Herzogs Leopold in deren Laden begiebt, um den Köhler abzuhören, der mit der Arbeit aus England gekommen zu sein anfangs behauptet, und erst, als der Herzog sich dafür verbürgt, dass der Königin kein Leid geschehen solle, die Wahrheit gesteht; dass endlich nach der Rückkehr jener an den Hof bloss die Taufe ihres Sohnes statt-

*) Die Varianten sind vollständig von v. d. Hagen l. c. I. S. 522—533 verzeichnet.

findet, von einer wiederholten Hochzeitsfeier, Ritterspielen u. s. w. aber nicht die Rede ist, wie denn überhaupt die strophische Bearbeitung, während sie sich sonst auf die Thatsachen beschränkt und alle Gegenreden fortlässt, doch gegen den Schluss ausgeführter ist, wie ihr Vorbild. Die Abänderungen, welche der Verfasser von jener vorgenommen, muss man beinahe durchgehends als Verbesserungen ansehen, namentlich gilt dies von denen, welche sich auf die Auffindung der Leiche des alten Ritters und deren feierliche Bestattung beziehen.

Man hat angenommen: dass auch der bekannte nürnbergische Meistersänger, Hans Rosenplut, genannt der Schnepperer, von welchem ausführlicher zu sprechen sich noch weiter unten Gelegenheit darbieten wird, den gleichen Gegenstand in einer poetischen Erzählung: von dem ungetreuen Marschall, behandelt habe, da eine solche sich in einer, Rosenplut'sche Gedichte enthaltenden Handschrift der hamburgischen Stadtbibliothek (Cod. chart. 4. S. 3—24) vorfindet (Petersen Gesch. d. Hamb. Stadtbibliothek S. 247). Die Richtigkeit dieser Annahmen muss aber bezweifelt werden. Der gedachten Handschrift sind erst von späterer Hand die Worte: Rhythmi vet. german. circa finem sec. XV. vel initium XVI. a Johanne Rosenplut dicto Schnepperer compositi, beigefügt. Wie wenig zuverlässig diese Angabe sei, geht schon daraus hervor, dass die dichterische Thätigkeit Rosenpluts keinesweges in den Schluss des funfzehnten oder den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, sondern in die Jahre 1431—1460 fällt (Keller Fastnachtspiele III. S. 1079). Die Handschrift enthält allerdings auch einige Gedichte dieses Meistersängers, daraus kann man aber noch keinesweges schliessen, dass Alles, was darin Aufnahme gefunden, ihm zugehöre, vielmehr befinden sich einige Gedichte darin, in denen sich ausdrücklich andere z. B. Hans Rosner (Nr. 8 Von dem der vil handwerck kunde und dennoch unglück jm zustunde) und Heinr. Teichner (N. 9 Von der wellt lauff) als Verfasser namhaft machen. Rosenplut hat die Gewohnheit, sich am Schlusse seiner Gedichte selbst zu nennen, und dies geschieht auch in denen der Hamburger Handschrift, die ihm wirklich angehören, so in Nr. 3 Die Hochzeit des Kunigs von Engellant und Nr. 6 Vom pfarrer der zu fünff male starb, dagegen kommt sein Name in dem hier in Rede stehenden Gedichte nicht vor, wie sich denn

dasselbe auch in keiner anderen Handschrift und keinem Druckwerke, welche die Arbeiten Rosenpluts enthalten, findet. Anscheinend ist die Bearbeitung der Erzählung von dem ungetreuen Marschall in der Hamburger Handschrift die nämliche, welche aus einem Wiener Manuscript in Graffs Diutiska abgedruckt ist, da die von Keller (l. c. III. S. 1431) mitgetheilten Anfangs- und Schlusszeilen der ersteren ziemlich wörtlich mit denen der letzteren übereinstimmen.

Der Verfasser der hier uns vorliegenden Bearbeitung ist eben so wenig wie der ihres nicht strophischen Vorbildes bekannt und wird auch schwerlich zu ermitteln sein. Sie selbst giebt weder in dieser Beziehung noch in Betreff der Zeit der Abfassung einen Anhalt. Nur versteht es sich, dass sie, da sie in einer von Regenbogen erfundenen Strophe und als diese sich bereits allgemeinen Eingang verschafft hatte, abgefasst ist, in eine spätere Zeit fallen muss, als die Regenbogens. Allerdings ist der hieraus sich ergebende Anhalt noch immer etwas unsicher, da die Lebensperiode des genannten Meisters bald in das Ende des 13. Jahrhunderts (Uhland l. c. II. S. 320 III. S. 203) oder um 1300 (v. d. Hagen und Büsching Literarisch. Grundr. S. 475), bald in den Anfang des 15. Jahrhunderts (Gervinus Gesch. d. deutsch. Litter. II. 154. Ettmüller Litteraturgesch. S. 269) gesetzt wird; doch kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass Regenbogen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt habe, da in einem seiner Gedichte des Kaisers Ludwig des Baiern als eines Lebenden gedacht wird.

Die Sprache der vorliegenden Bearbeitung ist die am Schlusse des 15. Jahrhunderts üblich gewesene, doch kann hieraus noch kein unbedingter Schluss auf die Zeit der Abfassung gezogen werden, da der Drucker, der seine Arbeit nicht für die Gelehrten, sondern für das grössere Publikum bestimmt hatte, jedenfalls dafür Sorge getragen haben wird, dass sie nicht in einer damals nicht mehr allgemein verständlichen Sprache an das Licht trete. Ihre Abfassung ist wohl nicht später als in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen, wo, nachdem die höfische Dichtung allmählich ganz verstummt war, das Volk wieder anfing der Poesie seine Pflege zuzuwenden und damit begann, bereits vorhandene Stoffe in die seinen Bedürfnissen entsprechende Form umzugiessen, ein Verfahren, von dem uns ein zweites Bei-

spiel weiter unten begegnen wird. Läge zwischen der Abfassung des Gedichts und dessen Druck eine längere Zeit, so würde unzweifelhaft der Reim häufiger verwischt sein, wie jetzt der Fall ist.

Eine Handschrift von demselben existirt, so weit sich hat ermitteln lassen, nicht — ein Umstand, der gleichfalls die obige Annahme unterstützt — sonst würde aus dieser vielleicht ein bestimmter Anhaltspunkt für die Entstehungszeit gewonnen werden können; dagegen ist das Gedicht im 16. Jahrhundert mehrfach gedruckt; Weller (Annal. II. S. 200. 201) führt vier Ausgaben auf; der Titel lautet hier: das lied von der Kunigin von Frankreych die der falsch marschalk den Kunig übergab, da sie nit wolt seyns willen pflegen. In des Regenbogen langen Ton. Aus dem 15. Jahrhundert sind andere Ausgaben als die vorliegende nicht bekannt, so dass diese also die älteste sein würde.

Der Inhalt der Erzählung schliesst sich einerseits an die Sagen von Frauen, welche von ihren Gatten verstossen wurden, weil ein Verräther, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, sie verläumdet und der Untreue bezüchtigt hatte, die dann in der Wildniss, in der sie Zuflucht gefunden, eines Kindes genesen, und endlich, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit dem Gatten wieder vereinigt werden, während der Verräther die gebührende Strafe erhält, wie wir ihnen in der Genovefa, der Crescentia, der Florentia, dem Kaiser Octavian, der Tochter des Reussenkönigs u. s. w. in grösserer oder geringerer Uebereinstimmung wieder begegnen, *) andererseits an die durch Thiere

*) Ueber diesen ganzen Sagenkreis vergl. v. d. Hagen Ueber die Schwanensage (Abhandl. d. Berl. Academ. d. Wissensch. 1846) S. 564 fgg. Ders. Gesammtabenth. I. p. CI., Massmann Kaiserchronik III. S. 893—917, besonders aber Svend Grundtvig in der Einleitung zu den von ihm mitgetheilten, auf den fraglichen Sagenkreis bezüglichen dänischen, isländischen und faröischen Volksliedern (Danmarks gamle folkeviser. Kiöbhn. 1853 I. S. 177—213) Grundtvig glaubt: dass die Sage, die er gewissermassen als ein weibliches Seitenstück zur männlichen Josephssage ansieht, ursprünglich mehreren germanischen Stämmen, so namentlich den Franken und Longobarden gemeinsam gewesen, dann sich über Deutschland verbreitet, von hier aus in England, Dänemark, den Faroen und Island Eingang gefunden, in allen diesen Ländern mit wirklichen historischen Personen verbunden worden sei, zuletzt aber jede historische Anknüpfung aufgegeben habe.

an den Tag gebrachten Mordthaten, wie sie sich auch in den Kranichen des Ibycus, den durch Rebhühner entdeckten Judenmord (Boners Edelstein Nr. 6), den Raben, welche die Mörder des h. Meinrad verrathen (E. v. Bülow zur Nachfolge Christi. Novellensamml. S. 191) u. dergl. m. finden. In der hier vorliegenden Benutzung dieses Stoffs tritt nur das Eigenthümliche hinzu, dass der Mörder durch einen Zweikampf mit dem entdeckenden Thiere überführt wird. Es ist dies die allbekannte und bis auf die neueste Zeit vielfach bearbeitete Erzählung von dem Hunde des Aubry, die sogar nicht ohne Einfluss auf die literarischen und theatralischen Zustände Deutschlands geblieben, da ihre Inscenesetzung es war, welche Göthe veranlasste, von der Leitung des Weimarschen Hoftheaters zurückzutreten.

Die Erzählung gehört ihrem Ursprunge nach in den epischen Sagenkreis des nördlichen Frankreichs, dem von Karl dem Grossen und seinen Paladinen, denn der König, welcher seine Gattin verstösst, ist kein Anderer als Karl der Grosse selbst. Schon in sehr früher Zeit hat die Poesie sich dieses Stoffes bemächtigt. Alberich, Mönch im Kloster Troisfontaines in der Diöcese Lüttich, ein Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts — er schrieb sein Chronicon 1239 und legte 1246 die letzte Hand daran (Willmann in Pertz Archiv X. S. 179) — führt (Chronicon e manuscript. nunc prim. editum a G. G. Leibnitio. Lips. 1696 zugleich Th. I. Abth. 2 von dessen Access, hist. pag. 105), nachdem er zuvor auf Grund einer Angabe von Alcuin erwähnt: dass Karl der Grosse auf Anmahnung seiner Mutter die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius geheirathet, dieselbe aber nach einem Jahre aus unbekannten Gründen wieder verstossen und Hildegard, aus einem der edelsten Geschlechter Schwabens entsprossen, heimgeführt, welche ihm drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig geboren habe, so fort: „Ueber die Verstossung der erstgenannten Königin, welche den Namen Sibilla führte, ist von französischen Sängern ein sehr schönes Gedicht gemacht worden, von einem sehr hässlichen Zwerge *), der die Veranlassung zur Vertreibung der Königin gegeben hat, von Aubry (Albericus)

*) Bei Albericus steht vano, wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler, statt: nano.

dem Ritter von Montdidier (Montis-Desiderii), welcher sie geleiten sollte, von dem Tode des Verräthers Macaire (Macharius), von dem Jagdhunde jenes Aubry, der den obengenannten Macaire in Gegenwart Karls zu Paris in einem wunderbaren Zweikampfe besiegte; von Galleran, Bachar und eben diesem Macaire, wie sie schmachvoll durch die Strassen geschleift und mit dem Tode am Galgen belegt wurden; von einem bäuerischen Eseltreiber Namens Warocher, der die obengenannte Königin in bewundernswürdiger Weise in ihre Heimath brachte; von dem berüchtigten Räuber Grimard (Girimardus), mit dem sie unterweges zusammentrafen; von einem Einsiedler und dessen Bruder Richard (Richerus), Kaiser von Constantinopel, dem Vater der genannten Königin; von dem Zuge, den der Kaiser mit seinen Griechen nach Frankreich unternahm; von Sibillens Sohn, Ludwig genannt, dem der Herzog Naimes (Naaman) seine Tochter Blanchefleur zur Gattin gab, und wie Karl der Grosse auf dem Bergschloss Guidomar (Widomarum) von Ludwig und den Griechen belagert wurde; von der Wiederaussöhnung der Königin mit Karl, was übrigens unrichtig ist, von dem Tode der sechs Verräther aus dem Geschlechte Ganelons, von denen die beiden obengenannten, Macaire und Galleran zu Paris umkamen, zwei vor den Thoren von Guidomar, darunter Amaugis (Almagius) und zwei im Schlosse selbst, und vielem Anderen, was sich noch in diesem Romane findet und zum grossen Theile grundfalsch ist. Denn dies Alles, wenn es auch ergötzen und die Hörer bald zum Lachen, bald zu Thränen bewegen mag, kann doch, weil es sich zu weit von der Wahrheit entfernt und nur um des Gewinnstes willen so verfasst ist, nicht gutgeheissen werden."

Die Chanson de geste, von welcher Alberich hier einen Auszug giebt, scheint zwar vollständig nicht mehr vorhanden zu sein, man irrt aber sicher nicht, wenn man annimmt, dass das auf einem Pergamentblatte, welches auf dem Deckel eines Johannes de Lyra aufgeklebt war, entdeckte Fragment, das von Reiffenberg (Mouskes I. p. 611—614) und hiernach von Wolf (Ueber die beiden niederländisch. Volksbücher S. 8—12) mitgetheilt ist, demselben angehöre. Nicht nur stimmt die Sprache, die auf den Anfang des 13. Jahrhunderts weist, aus welchem letzteren den Schriftzügen nach auch das Manuscript stammt, zu dieser Annahme, sondern es kommen auch die in demselben auftretenden

Personen mit den von Alberich genannten überein — Karl der Grosse — dessen Gemahlin Sibille — Richer *), Kaiser von Constantinopel, deren Vater — Louys, ihr Sohn — Varocher, der Eseltreiber, der sie ihrem Vater zuführt — Grimard, der Räuber, mit dem sie unterwegs zusammentreffen — der Einsiedler, Kaiser Richers Bruder. Wenn Sibille in dem Fragmente sagt, sie sei nur Ein Jahr bei Karl gewesen, so stimmt auch dies genau zu dem Berichte Alberichs; die Schlussworte von jenem:

Or m'en a fors gitée par dit de losengier
Par les maus traitors cui diex doinst encombrier
Les parent Ganélon que Dieu n'orent ains chier

klingen fast so, als wenn Alberich seine „proditores de genere Ganelonis" wörtlich ihnen entnommen habe. Das Fragment enthält zwar gerade die Hauptbegebenheit, die uns zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte besonders interessiren würde, die Verstossung der Königin, nicht, sondern beschränkt sich auf die Vorfälle bei dem Zuge von Ungarn nach Constantinopel — das Zusammentreffen Varochers und der Königin mit dem Räuber Grimard und dem Einsiedler — aber es reicht dies vollkommen aus, um die Identität mit der von Alberich erwähnten Chanson de geste darzuthun, und zu dem Schlusse zu berechtigen: dass auch in den nicht auf uns gelangten Abschnitten eine gleiche Uebereinstimmung stattgefunden haben werde. **)

Jeder etwa mögliche Zweifel hierüber wird dadurch beseitigt, dass wir ein spanisches und ein niederländisches Volksbuch besitzen, die offenbar im Wesentlichen nur eine Bearbeitung jener epischen Dichtung enthalten, mögen sie nun unmittelbar, oder wie Wolf (Neueste Leistungen S. 158) ohne dringenden

---

*) Die Namen Richer, Varocher und Grimard sind in dem Fragment nur durch die Anfangssylben: Rich., Var. und Gri. bezeichnet; die mittelalterlichen Handschriften begnügen sich aber nicht selten damit, die Eigennamen nur bei dem ersten Vorkommen voll auszuschreiben, ein Verfahren, was namentlich bei den französischen Abschreibern sehr gewöhnlich war.

**) Auch Wolf (Niederländ. Volksbuch I. S. 183 fgg.) hat schon angenommen, dass das Fragment der von Alberich erwähnten Chanson de geste angehöre, die in jenem erhaltenen Stellen mit den bezüglichen Abschnitten des spanischen und des niederländischen Volksbuchs zusammengestellt, und deren beinahe wörtliche Uebereinstimmung nachzuweissen gesucht.

Grund vermuthet, durch Vermittelung eines französischen Prosaromans *) daraus geschöpft sein, und die ihrerseits, abgesehen davon, dass die Eigennamen theilweise hispanisirt sind, bezüglich eine holländische Färbung erhalten haben, vollkommen mit dem erhaltenen Fragment der chanson de geste und dem Auszuge derselben bei Alberich übereinstimmen **), so dass der Inhalt des ersteren auch in seinen übrigen Theilen dadurch genau bekannt wird. Da Ferd. Wolf von dem spanischen Volksbuche, der Hystoria de la reyna Sebilla in den: Neuesten Leistungen

*) Dass die spanische Uebertragung der Sibillensage erheblich früher erfolgt sei als deren Erscheinen im Druck (Sevilla 1532. Burgos 1551. ibid. 1553. Valladolid 1623) ergiebt sich daraus: dass sich eine noch dem 14. Jahrhundert angehörige Handschrift derselben: Cuenta del Emperador Carlos Maynes de Roma et de la buena Emperadriz Sebilla, in der Bibliothek des Escurial befindet (Pascual de Gayangos in dem seiner Ausgabe des Amadis vorgesetzten: Catalogo razonado de los libros de caballerias p. LXXXIII). Die Umarbeitung ihrer Heldengedichte in Prosaromane durch die Franzosen selbst erfolgte aber erst im 15. Jahrhundert (Rosenkrauz Gesch. d. Poesie Th. II. S. 138. vergl. auch Dunlop Gesch. d. Prosadichtung übertr. von Liebrecht S. 63. 64).

**) Wenn v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. S. CXI. die Hauptabweichung des spanischen Romans von Alberichs Auszug aus dem französischen Heldengedichte darin findet, dass die lombardische Königstochter in eine griechische Kaisertochter verwandelt sei, so beruht dies auf einem Missverständnisse. Alberich unterscheidet zwischen der wirklichen Geschichte, für deren Gewährsmann ihm Alcuin gilt, und der Chanson de geste. Nur nach jener ist Karls Gemahlin die Tochter des Longobarden-Königs Desiderius, dagegen wird in der von ihm gegebenen Uebersicht des Inhalts des Heldengedichts gleichfalls Kaiser Richer von Constantinopel als der Vater Sibillens genannt. Es fragt sich aber doch: ob Alberich sich nicht in einer anderen Beziehung eine Verwechselung hat zu Schulden kommen lassen, denn nicht die von Karl verstossene Tochter des Desiderius ist die Sibille der Sage, vielmehr ist jene die Nachfolgerin von dieser in der Reihe von Karls Gemahlinnen. In dem Roman de Charlemagne, der als eine Arbeit des Girard d'Amiens sich giebt, wird nämlich erzählt: dass Galiena, die, wie weiter unten gezeigt werden wird, mit Sibille identisch ist, da sie den letzteren Namen bei ihrer Taufe empfing, bald, nachdem sie Karl einen Sohn geboren, gestorben sei. Nach einem Jahre des Witthums habe Karl aus Staatsrücksichten die Tochter des Longobardenkönigs Didier geheirathet, die er demnächst aber ebenfalls aus Gründen der Politik wieder verstossen habe. Weiter unten wird noch eine andere Verwechselung, der Alberich sich schuldig gemacht, erwähnt werden.

der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte S. 124—156, von dem niederländischen aber in: Ueber die beiden wiederaufgefundenen niederländischen Volksbücher von der Königin Sibille und von Huon von Bordeaux, Wien 1857 (auch in den Denkschriften der kaiserl. Academie der Wissensch. Philosoph. hist. Klasse Bd. VIII. S. 180—282) genaue Analysen gegeben hat, so kann ich mich auf eine Mittheilung des Inhalts, so weit er zu dem hier vorliegenden Liede in unmittelbarer Beziehung steht, beschränken.

Als Karl der Grosse einst mit seiner Gemahlin, der Königin Sibille, und seinen Vasallen zu St. Denis ein grosses Fest beging, fand sich ein zwerghafter Ritter von auffallender Hässlichkeit ein, der dem Könige seine Dienste anbot. Dieser fand Wohlgefallen an ihm und nahm ihn mit sich nach Paris. Als Karl sich einst früh Morgens auf die Jagd begiebt und seine Gemahlin noch schlafend zurücklässt, schleicht sich der Zwerg in das offengebliebene Schlafgemach und nähert sich mit lüsterner Begierde der reizenden Schläferin, die darüber erwacht und, als jener so kühn ist, ihr Liebesanträge zu machen, so in Zorn geräth, dass sie ihm einen Backenstreich versetzt, der ihm drei Zähne kostet. Der Zwerg ergreift nun zwar die Flucht, beschliesst aber sich zu rächen. Als der König, von der Jagd heimgekehrt, den Verlust der Zähne wahrnimmt, behauptet jener, sie bei einem Falle eingebüsst zu haben. Noch in der nächsten Nacht schleicht er sich wieder in das königliche Schlafzimmer und verbirgt sich dort hinter einem Teppich, bis der König sich noch vor Tagesanbruch vom Lager erhebt, um sich zur Frühmette zu begeben. Der Zwerg nimmt nun dessen Stelle ein, entschläft aber selbst, zwischen Furcht und Begierde schwankend, bevor er noch seine frevelhafte Absicht ausgeführt. Als der König bei der Rückkehr aus der Kirche beide so beieinanderliegend findet, ist er ausser sich vor Wuth, und ruft seine Vasallen hinein, damit sie Zeugen des entweihten Ehebettes sind und über den Frevel richten. Unter ihnen ist auch das Geschlecht der Verräther, Ganelon und seine Sippen, die Mainzer, namentlich Macaire, der stets süsse Worte im Munde, aber boshafte Ränke im Herzen hatte. Dieser heuchelt tiefe Betrübniss und Entrüstung und räth dem Könige, die auf frischer That ertapp-

ten Verbrecher den Feuertod erleiden zu lassen. Ihm stimmen die Uebrigen seines Geschlechtes bei. Nachdem der König demgemäss den Befehl ertheilt hat, die Königin und den Zwerg dem Flammentode zu übergeben, säumen Macaire und seine Genossen nicht, jenen zur Ausführung zu bringen und richten mit eigenen Händen den Holzstoss zu. Vergeblich ruft Sibille das Mitleid ihres Gatten unter Betheuerung ihrer Unschuld an, selbst ihre Bitte: wenn man einmal sie verderben wolle, doch um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trage, bis nach dessen Geburt ihr Leben zu fristen, bleibt unerhört. Alle Zuschauer werden bei dem Anblicke der schönen, in Thränen schwimmenden Frau tief gerührt, aber der König verharrt in seinem Zorn und keiner wagt es, diesem Einhalt zu thun. Schon lodern die Flammen des Holzstosses, da erscheinen noch im letzten Augenblicke der ehrwürdige Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und Wilhelm von Schottland, werfen sich dem Könige zu Füssen und bitten ihn um Gnade, indem sie auf den unersetzlichen Verlust hinweisen, den Karl selbst und das Reich erleiden würden, wenn das Kind, das die Königin unter dem Herzen trage, zu Grunde gehe. Sie schlagen vor, diese zu verbannen. Der König wird hierdurch wenigstens bewogen, den Vorfall näher zu untersuchen. Als aber der Zwerg, die Wahrheit zu bekennen aufgefordert, auf Antrieb der Verräther, die ihm reichen Lohn zugesagt, erklärt: dass er trotz seines Widerstrebens der Königin habe zu Willen sein müssen, da entbrennt Karls Zorn von Neuem. Er lässt den Zwerg sofort in die Flammen werfen, der Königin aber gebietet er, durch das Ansehen und die Vorstellungen des Herzogs Naimes bewogen, nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden sich in seinen Landen nicht mehr blicken zu lassen, widrigenfalls die über sie verhängte Todesstrafe sofort vollzogen werden solle. Ihr Jammern lässt ihn aber doch nicht ganz ungerührt, und er trägt daher dem Aubry de Montdidier, einem seiner treuesten und tapfersten Vasallen auf, Sibillen durch das Waldgebirge zu geleiten, von wo diese sich nach Rom zu begeben habe, um dem heiligen Vater ihre Sünden zu bekennen und dafür Busse zu thun.

Die unglückliche Sibille verlässt so, nachdem sie auf ein Maulthier gesetzt worden, den Hof, wobei Karl selbst der Thränen sich nicht enthalten kann, in der Gesellschaft Aubrys, der

wie immer seinen treuen Jagdhund bei sich hat. Als sie schon vier Meilen von Paris entfernt und in den Wald gelangt sind, werden sie von Macaire erreicht, der heimlich den Hof verlassen, sich wohl bewaffnet und beschlossen hat, die Königin zu zwingen ihm zu Willen zu sein, deren Begleiter aber, wenn er ihn daran sollte hindern wollen, zu tödten. Schon von weitem ruft Macaire den Wallern zu: sie möchten ihn erwarten; Aubry gehorchte in dem Glauben, der König wolle seine Gemahlin wieder zurückrufen; Macaire verlangt jedoch, dass Aubry die Königin ihm überlasse, um sein Gelüst an ihr zu befriedigen. Aubry erklärt aber, bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Gattin seines Herrn vertheidigen zu wollen, und auch diese beschwört ihn, sie nicht dem Verräther Preis zu geben. Als alle Drohungen Macaires erfolglos bleiben, rennt derselbe mit seiner Lanze den Gegner an, der diese zwar entzweihaut, aber in dem sich nun erhebenden Schwertkampfe trotz aller Tapferkeit und obwohl ihm sein Hund beisteht, doch zuletzt unterliegt, da er ohne alle Schutzwaffen, der Andere aber von Kopf bis zu Fuss wohlgewappnet, der Kampf daher ein zu ungleicher ist. Der Hund, den Macaire nun gleichfalls zu tödten sucht, flüchtet in den Wald, in welchen auch die Königin während des Kampfes entwichen ist. Macaire ist ausser sich vor Wuth, als er sich so um den Preis seiner Schandthat betrogen sieht, aber vergeblich durchsucht er nach allen Richtungen den Wald; er findet keine Spur von der Entflohenen und muss in ohnmächtigem Grimm über das Fehlschlagen seines Unternehmens sich, wie ein Dieb in der Nacht, heimlich wieder an den Hof zurückbegeben.

Die Königin war, ohne sich Rast zu gönnen, die ganze Nacht durch den Wald geritten; am Morgen stösst sie auf einen riesigen Bauern, von wildem Aussehn, mit Hundszähnen, struppig an Haar und Augenbrauen, unter denen ein grünes und ein schwarzes Auge sich zeigen, in grobem und schmutzigem Anzuge, der einen mit Holz beladenen Esel vor sich hintreibt. Der Eseltreiber, dem die Königin auf sein barsches Anrufen demüthige Antwort ertheilt und um Auskunft über den von ihr einzuschlagenden Weg bittet, ist verwundert, theils eine so schöne Frau bei Tagesanbruch im Walde zu treffen, theils über die auffallende Aehnlichkeit, welche dieselbe mit der von Karl zum Tode verurtheilten Königin Sibille hat. Da er seinen Unwillen über dies

Verfahren des Königs äussert, so giebt Sibille sich ihm zu erkennen, erzählt ihm ihre Lebensgeschichte, betheuert ihre Unschuld und bittet um seinen Beistand, damit sie binnen der gesetzten Frist das Gebiet des Königs verlassen könne. Der Bauer, der sich Warocher (im spanischen Roman: Baroquel) nennt, ist ausser sich vor Freude, seiner Königin Schützer werden zu sollen und schwört ihr, dass er sie nicht eher verlassen und in sein Haus zurückkehren werde, bis er sie zu ihrem Vater, dem Kaiser Richer von Constantinopel gebracht, der die ihr angethane Unbill rächen werde. Da die Königin über grossen Hunger klagt, so begiebt er sich mit ihr nach der unfern belegenen Stadt Verdun (Videuniz), während er seinen Esel allein nach Hause kehren lässt, bei dessen Ankunft Warochers Gattin nicht wenig erschrickt, da sie diesen für verunglückt halten muss.

Der Hund war, sobald er sich nicht mehr verfolgt sah, auf den Kampfplatz zurückgekehrt. Als er dort den entseelten Körper seines Herrn fand, dieser auch bei seinem Geheule und als er ihm die Wunden leckte, kein Lebenszeichen gab, scharrt er denselben in eine mit den Pfoten gekratzte Grube und legt sich auf ihn, um ihn vor Vögeln und Raubthieren zu sichern. Nachdem er so vier Tage und Nächte gelegen, nöthigt ihn der Hunger sich Nahrung zu suchen. Er begiebt sich in gewohnter Weise in den Palast, wo der König gerade mit seinem Hofe an der Mittagstafel sitzt. Als er aber an dessen Seite den Mörder seines Herrn erblickt, fällt er, seinen Hunger vergessend, diesen wüthend an, packt ihn an der rechten Schulter und beisst ihn so, dass derselbe vor Schmerz laut aufschreit. Zwar springen die Tischgenossen schnell auf und vertreiben den Hund durch Stockschläge, der König aber hatte denselben als den Aubrys erkannt, und schöpft um so mehr Verdacht, als ihn das lange Ausbleiben des letzteren so schon besorgt gemacht hatte. Der Herzog Naimes sucht ihn durch die Bemerkung zu beruhigen, dass man gerade durch den Hund Aufklärung über Aubrys Schicksal erlangen werde. Der erstere kehrt, vom Hunger getrieben, am nächsten Tage von dem Grabe seines Herrn in den königlichen Palast zurück. Macaire entflieht, so wie er ihn ansichtig wird; dessen Verwandte wollen den Hund todtschlagen, Herzog Naimes hindert sie aber daran und übergiebt denselben trotz des Widerspruchs und den Drohungen der Mainzer der

Obhut einiger Herren des Hofes; diese verfügen sich nun zum Könige, dem Naimes zu Gemüthe führt, wie der Hund, dessen Anhänglichkeit an seinen Herrn allgemein bekannt sei, und dessen Gefährte er auch gewesen, als jener die Königin geleitet, von welchen beiden man seitdem nichts erfahren, Niemandem ein Leid zufüge, als dem Macaire. Naimes schlug daher dem Könige vor, mit einer Anzahl auserwählter Begleiter dem Hunde zu folgen, der sie gewiss auf die Spur Aubrys bringen werde, dessen plötzliches Verschwinden einen so starken Verdacht auf Macaire werfe, dass er diesen für den Mörder jenes halten müsse.

Macaire leugnet zwar hartnäckig die That und bedroht den Herzog mit seiner Rache, weigert sich aber doch den König zu begleiten, als dieser dem Hunde folgt, der ihn und die übrigen Ritter denn auch zu der Stelle hinführt, wo er seinen Herrn eingescharrt, den er zu aller Erstaunen und Schmerz, denn sie erkennen die Leiche sofort als die Aubrys, wieder ausgräbt. Karl ist so aufgebracht, dass er schwört, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er den Mörder entdeckt, und diesen dann, auch wenn es sein Günstling Macaire sein sollte, den Tod am Galgen sterben zu lassen. Die Leiche führt der König nach Paris und lässt sie dort ehrenvoll bestatten, den Hund befiehlt er gut zu verpflegen und zu bewachen, den Macaire aber lässt er in Gewahrsam nehmen. In einer Versammlung der Pairs und anderer angesehener Männer, der Karl den Fall vorträgt und die er auffordert das Urtheil zu sprechen, wird dann, so sehr Ganelon sich auch bemüht, alle Schuld von Macaire abzuwälzen und die übrigen durch Drohungen einzuschüchtern, auf den Antrag des Herzogs beschlossen, die Sache durch einen gottesgerichtlichen Kampf entscheiden zu lassen, wobei, da sich kein anderer Kämpe dem gefürchteten Macaire entgegenstellen werde, der Ankläger selbst, der Hund, seine Sache verfechten solle; um die Gleichheit des Kampfes herzustellen, habe sich Macaire blos mit einem Schilde und einem ellenlangen Knüttel zu bewaffnen und zu Fusse zu kämpfen; tödte er den Hund, so solle er alles Verdachtes ledig sein, wenn er unterliege, aber die von dem König über den Mörder verhängte Strafe erleiden. Karl bestätigt dies Urtheil und verkündet dasselbe dem vor ihn geführten Macaire.

Da des Letzteren Bemühungen, sich dem Gottesgerichte zu entziehen, erfolglos bleiben, so verabredet er mit seinen Stam-

mesgenossen, dass sie sich wohlbewaffnet bei dem Kampfe einfinden und, sobald er irgend in Gefahr gerathe, ihm zu Hülfe eilen, dann aber zugleich diese Gelegenheit benutzen sollten, um König Karl zu ermorden und Macaire an dessen Stelle auf den Thron zu setzen.

Sobald der König auf dem Kampfplatze erschienen ist, wird jener in die Schranken geführt, in welchen sich der Hund bereits mit dem Ritter, dessen Obhut er übergeben worden und der ihn an einem Halsbande zurückhält, befindet. Nachdem Karl noch männiglich bei schwerer Leibesstrafe verboten, sich auch nur mit einem Worte in den Kampf zu mischen, und Macaire in trotzigem Uebermuthe die ihm von einem Bischof zum Kuss dargebotenen Reliquien des h. Eustachius mit den Worten zurückgewiesen: zum Kampfe mit einem Hunde brauche er nicht Gottes und der Heiligen Hülfe — eine Aeusserung, die das allgemeine Murren der Anwesenden hervorruft — verlangt jener selbst, dass der Hund losgelassen werde, da er ihn mit einem Streiche zu Boden strecken wolle. Das treue Thier stürzt sich aber mit solcher Schnelligkeit auf den Mörder, dass es ihn, bevor er sich noch seiner hat erwehren können, an die Gurgel gepackt und sich dort eingebissen hat. Umsonst versetzt ihm Macaire einige so gewichtige Streiche, dass er blutend zu Boden sinkt; er springt auf's neue seinen Gegner an, reisst ihn zur Erde und zerfleischt sein Gesicht. Da ruft Macaire seine Verwandten zu Hülfe, aber dieselben sind durch Karls Drohung: Jeden, der sich in den Kampf mische, hängen zu lassen, eingeschüchtert, nur Ganelon bricht sich zu Pferde Bahn durch die Zuschauer und eilt mit gezücktem Schwert auf den Hund, der ihm aber dadurch, dass er sich hinter die Umstehenden verbirgt, glücklich entgeht. Der König, hocherzürnt über diese Verletzung seines Gebots, befiehlt, den Verräther Ganelon einzufangen, und verheisst dem, der ihn einbringt, hundert Pfund Silbers zum Lohn. Ganelon wird denn auch wirklich trotz seiner verzweifelten Gegenwehr und des Versuchs durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen, nachdem ihm von der Menge jeder Ausweg versperrt worden, mit einem Knüttel niedergeschlagen und zum Könige gebracht, der ihn, ungeachtet der Bitten und Entschuldigungen der Mainzer, in sicheren Gewahrsam bringen lässt und die Fortsetzung des Kampfes befiehlt. Dieser endigt

13

denn nun mit dem vollständigen Siege des Hundes, der seinen Gegner an der Gurgel festgepackt am Boden hält, so dass Macaire zuletzt selbst den König um Gnade und Freimachung von dem Hunde anfleht. Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und die übrigen Pairs eilen hierauf herbei, können aber nur mit Mühe den Hund entfernen. Der König will nichts von Gnade wissen; da Macaire nun selbst sieht, dass er dem Tode nicht mehr entrinnen könne, so bekennt er den ganzen Hergang; er und Ganelon werden hierauf an Rossschweife gebunden durch die ganze Stadt Paris geschleift; der Hund aber kroch, nachdem er seinen Herrn gerächt, zu dessen Grabe, legte sich auf dasselbe und starb so. Der König liess ihn unfern desselben ausserhalb des Friedhofes einscharren. —

Wenn in diesem ersten Theile des Gedichtes die Abweichungen von unserem Liede nicht sehr bedeutend sind, und sich im Wesentlichen darauf beschränken: dass dort der Zwerg sich aus eigenem Antriebe und um sich an dieser zu rächen, in das Bette der Königin stiehlt, während er hier das schuldlose Werkzeug der Rache eines Andern ist — eine Abänderung, die als eine entschiedene Verbesserung angesehen werden muss; — dass ferner dort der König sich auf die Verbannung der Königin beschränkt, hier aber nur deren Tod bis dahin hinausschiebt, dass ihre Niederkunft stattgefunden, dort der Verräther der Königin deshalb nacheilt, um sie zu zwingen, seiner Lust zu fröhnen — eine offenbare Inconsequenz, da bisher von einer Liebe Macaires zur Königin gar nicht die Rede gewesen — während er hier nur verhindern will, dass sein Verbrechen ruchbar werde; dort der König selbst dem Hunde folgt und die Leiche des Erschlagenen findet, hier aber der Herzog, der den Hund in seinen Schutz genommen, es ist, der die Entdeckung macht und dem Könige erst davon Kunde giebt, weicht der zweite Theil der Chanson de geste, in welchem die Schicksale der Königin und des von ihr geborenen Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Gemahl erzählt werden, vollständig ab. Er ist viel weitschichtiger und enthält nach Art der mittelalterlichen Prosaromane mancherlei andere Abenteuer. Unter diesen Umständen wird hier eine kurze Angabe des Inhalts genügen.

Die Königin gebiert erst, als sie auf dem Wege nach Constantinopel in Ungarn angelangt ist, einen Knaben, der nach dem

Könige dieses Landes, der ihn aus der Taufe hebt, den Namen Ludwig erhält, verfällt dann aber in ein langwieriges Siechthum, während dessen ihr Sohn an seines Pathen Hofe in allen ritterlichen Tugenden erzogen wird. Als sie endlich die Reise fortsetzen, überstehen sie glücklich einen Anfall von Räubern, deren einem, Grimard, weil er der Zauberkunst mächtig ist, Ludwig das Leben schenkt und den er in seinen Dienst nimmt. Nachdem sie dieser mit einem Einsiedler, dem Bruder des Kaisers von Constantinopel, also Sibillens Oheim, zusammengeführt und sie vermittelst seiner Zauberkünste und listigen Anschläge mit Nahrungsmitteln, Kleidern u. s. w. versehen, dabei auch einen Bauern seines Esels beraubt hatte — es ist dies derjenige Theil des Gedichts, von dem uns noch das Original erhalten ist — begiebt sich der Einsiedler mit den Uebrigen nach Rom, und, nachdem er den Papst für die Sache Sibillens gewonnen, in dessen Begleitung nach Constantinopel. Kaiser Richard überzieht mit einem grossen Heere die Länder König Karls; Almerich von Narbonne leistet zwar Anfangs den Griechen tapferen Widerstand, erkennt dann aber Ludwig, der sich ihm zu erkennen gegeben, als seinen rechtmässigen Herrn an und verlobt ihm sogar seine Tochter Blanchefleur. Warocher, der zuerst seine Heimath, wo ihn sein Esel eher erkennt als sein Weib, dann, als Pilger verkleidet, den Hof Karls besucht und zu seinem Schmerz dort wahrgenommen hat, dass der König noch immer den Verräthern, die die Ehre Sibillens verunglimpfen, Glauben beimisst, entführt jenem sein bestes Ross. Bei der Verfolgung geräth Karl selbst in Gefahr, in die Gewalt der Feinde zu fallen. Er muss auf das feste Schloss Hautefeuille flüchten, in welchem er nun von den Griechen belagert wird. Nachdem bei dieser Belagerung die meisten vom Verräthergeschlecht umgekommen, der bei einem Ausfalle gefangene Warocher durch die Zauberkünste Grimards wieder befreit worden, gelingt es endlich Sibillen, die darin den Rathschlägen des Papstes und Almerichs folgt, durch demüthige Unterwerfung und flehentliche Bitte das Herz Karls zu erweichen und seinen Starrsinn zu brechen. Dieser überzeugt sich von ihrer Unschuld, nimmt sie wieder zu sich, erkennt auch Ludwig als seinen rechtmässigen Sohn und Erben an. Nachdem dessen Vermählung mit Blanchefleur mit grösster Pracht gefeiert worden, Warocher aber, Grimard und wer sich

sonst um die Königin verdient gemacht, reichen Lohn empfangen haben, kehren der Papst und der Kaiser Richard in ihre Heimath zurück. Karl verlebte noch viele glückliche Tage in Eintracht mit Gattin und Sohn; nach seinem Tode aber regierte Ludwig das Reich mit Milde und Gerechtigkeit.

Das niederländische Volksbuch (Antwerpen c. 1515) schliesst sich im Gange der Erzählung so eng an das spanische, dass es zwar, wie die vielen unverändert beibehaltenen Worte darthun, unmittelbar aus dem Französischen übertragen, aber nach demselben Vorbilde gearbeitet sein muss wie dieses. Die nicht sehr wesentlichen Abweichungen beider Volksbücher sind von Wolf (Niederl. Volksb. S. 186—192) zusammengestellt. Sie beschränken sich, abgesehen davon, dass das niederländische gedrängter ist und alle entbehrlichen Episoden fortlässt, was den uns hier allein interessirenden ersten Theil betrifft, im Wesentlichen darauf: dass der Hund nicht an dem Kampfe zwischen Macaire und Aubry theilnimmt, dass er gewissermassen seinerseits den König auffordert ihm zu folgen, indem er an ihm hinanspringt und an der Schleppe seines Kleides zerrt, dass Macaire selbst den Zweikampf mit dem Hunde wünscht, da er nicht daran zweifelt, dass er den Sieg davon tragen werde, und dass Ganelons Bemühungen um Macaires Rettung nicht erwähnt werden. Etwas erheblicher sind die Abweichungen im zweiten Theile, die Namen stimmen aber auch hier überein, wenn sie auch in dem niederländischen Roman eine dem Idiom, in welchem er verfasst worden, etwas mehr entsprechende Form angenommen haben, wie z. B. aus dem Herzog Naimes des französischen Vorbildes und Jaimes des spanischen Volksbuchs ein Herzog James geworden ist.

„Diese Sage“, bemerkt Wolf (Neueste Leistungen S. 155) „trägt auch in dieser späteren Bearbeitung wohl noch unverkennbar den Stempel der Aechtheit und ihres innern wesentlichen Zusammenhanges mit dem karolingischen Cyclus; in ihr treten uns die bekannten Personen in ihren altherkömmlichen Charakteren entgegen. Besonders ist auch hier der Kaiser Karl ganz so gezeichnet, wie in allen Romanen, die dessen Verhältniss zu seinen Vasallen schildern: aufbrausend, oft eigensinnig und sehr leichtgläubig; denn trotz hundertfachen Witzigungen lässt er sich immer wieder von den Verräthern leiten, die aber

dann, wenn er durch die äusserste Noth gedrängt zur Nachgiebigkeit gezwungen wird, die Zeche bezahlen müssen. Doch fehlt es unserer Sage auch nicht an eigenthümlichen Zügen und Charakteren, wozu man besonders das durch Baruquel" (Warocher) „und Guiomar" (Grimard) „der an Mangis erinnert, repräsentirte komische Element rechnen muss."

Das spanische Volksbuch ist seinerseits wieder unzweifelhaft für einige dramatische Bearbeitungen der Sibillensage, welche die dortige Litteratur aufzuweisen hat, Quelle geworden, so in der, jedoch wohl mit Unrecht, dem Franc. de Rojas beigelegten: Comedia famosa, los carboneros de Francia y Reina Sevilla, in der aber nur einige Grundzüge der Sage bewahrt sind, deren letzterer Einfachheit durch schlecht erfundene Verwickelungen und durch Einschiebung grotesker Scenen und Charaktere gänzlich verwischt ist — der Diener der Königin, Teodoro, ist hier derjenige, welcher eines Liebesverhältnisses mit derselben beschuldigt und in ihr Bette gelegt wird; der Verräther, hier blos Graf von Mainz (Conde de Maganza) genannt, bekennt, nachdem er von Sibillens Sohn, dem Infanten Louis, auf den Tod verwundet ist; der Hund kommt nicht vor, wahrscheinlich weil die damalige spanische Bühne einen geeigneten Darsteller aufzutreiben ausser Stande war — und in dem Schauspiel: La Reina Sibila, drama comico original en tres actos y en verso por D. Ramon de Valladares y Saavedra. Madrid 1846.

Wenn auch kaum ein Zweifel darüber obwalten kann, dass die von Alberich erwähnte Chanson de geste für alle Andern, die diesen Stoff behandelt haben, die unmittelbare oder mittelbare Quelle abgegeben hat, so kann sich doch fragen, ob dieser Stoff, namentlich der Theil desselben, welcher hier am meisten interessirt — die Ueberführung des Mörders durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten — von dem Verfasser der Chanson rein ersonnen oder schon vorgefunden und nur für seinen Zweck benutzt ist. Man könnte sich versucht finden, das Letztere anzunehmen, ja es nicht für unmöglich zu halten, dass irgend eine wirkliche Thatsache die erste Grundlage gebildet habe.

Wie bekannt der Gegenstand gewesen, ergiebt sich unter andern daraus, dass sich im Schlosse zu Montargis (Depart.

Loiret) ein den Kampf zwischen einem Ritter und einem Hunde darstellendes Wandgemälde befunden, von dem Montfaucon (Monumens de la monarchie franç. vol. III. p. 68) eine Nachbildung geliefert hat und das der Zeit König Karl V. entstammte. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man den Vorfall selbst in die letztere Zeit, namentlich in das Jahr 1371 gesetzt hat, doch ist das Bild schon von Legrand d'Aussy (Fabliaux et contes I. 276. — Edit. 3 [1829] I. 324) mit der Erzählung Alberichs in Verbindung gesetzt.

Der Name: Macaire, für einen Verräther und Bösewicht ist ein typischer, in ähnlicher Weise, wie dies auch mit dem seines Vetters und Mitschuldigen Ganelon geschah (Reiffenberg Phil. Mouskes II. p. CC.). Unter andern führt jenen auch in dem altfranzösischen Gedichte vom Schwanenritter der Gehülfe und Kämpe der bösen Schwiegermutter, der fälschlich die Mutter des Schwanenritters des Ehebruchs bezüchtigt und zuletzt, von diesem im gottesgerichtlichen Zweikampf besiegt und zum Geständniss gezwungen, den Tod am Galgen erleidet und in dem: Le dit de Flourence de Rome (Jubinal Nouv. recueil des contes I. p. 88—117) der Seneschall. Eben so nennt der provenzalische Roman Fierabras neben Gaynelo (Ganelon) den Macari als Verräther, und in gleichem Verhältnisse erscheint Macario in dem italienischen Gedichte von der Roncevallschlacht: La Spagna. *)

*) Mit v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. p. CVIII) anzunehmen: „dass der Name Macaire den namenlosen Marschall unseres Gedichts veranlasst habe", erscheint doch bedenklich, denn die Aehnlichkeit beider Worte ist doch nur eine sehr geringe und beschränkt sich auf die beiden Anfangsbuchstaben, sodann war es bei den Dichtern im Mittelalter aber auch allgemein üblich, als die treulosen Rathgeber der Fürsten deren Marschälle, Seneschalle oder Hofmeister — in englischen Gedichten die Stewarts — hinzustellen, wofür der Verfolg dieser Untersuchung noch mehrere Beläge ergeben wird. Vergl. auch Keller Li romans des sept sages. Einl. S. cc viij. Dess. Dyocletians Leben von Hans v. Bühel Einl. S. 60, wo deshalb die Erzählung: der König und des Seneschalls Frau mit der Geschichte von der Königin von Frankreich und dem ungetreuen Marschall zusammengestellt werden, obwohl beide im Uebrigen nichts mit einander gemein haben. — Auch in der Sage von Karl des Grossen Mutter, Berta, wie die Weihenstephaner Chronik solche erzählt — ein Gegenstand, auf den weiter unten ausführlicher zurückgekommen werden wird — ist Pipins Hofmeister der ungetreue Rathgeber desselben (Aretin Aelteste Sage S. 18).

Dass lediglich das von Alberich erwähnte Epos die Veranlassung dazu gegeben habe, dass die Geschichte von dem seinen Herrn rächenden Hunde und die Person des Mörders eine solche Popularität gewonnen haben, ist um so weniger glaublich, als man annehmen muss, dass jenes trotz der Nachahmungen und Ueberarbeitungen, die davon existiren, nicht sehr verbreitet gewesen sei, da sonst wohl mehr als ein einzelnes Blatt auf uns gelangt sein würde und es dann auch schwerlich dem Phil. Mouskes und Dav. Aubert, die in ihren grossen Compilationen kaum eins der zu ihrer Zeit umgehenden auf den Sagenkreis Karls des Grossen und seiner Paladine bezüglichen Gedichte unbenutzt gelassen haben, unbekannt geblieben sein möchte.

Man kann hiernach füglich annehmen, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibilla eine bereits im Volke lebende Erzählung von einem den Mord seines Herrn rächenden Hunde *), mag nun solcher eine wirkliche Thatsache

*) Als ein Belag dafür, wie verbreitet dieselbe gewesen, mögen hier nur einige ältere Schriftsteller genannt werden, die ihrer gedenken, und die ihre Kunde eben so wenig aus Alberich, wie aus dem fraglichen Chanson de geste oder dessen Nachahmungen geschöpft haben: Olivier de la Marche Livre des Duels. Par. 1586. p. 8—9°, wo schon auf alle Chroniken Bezug genommen ist. — J. C. Scaliger Exotericarum exercitat. Lib. XV. us de subtilitate ad Hier. Cardanum. Par. 1557. Exercit. 202 p. 272°. — Marc de Vulson de la Colombière Le Théatre d'honneur et de chevalerie. Par. 1648. T. II. p. 300—303. Chap. 23. Auch Le Grand d'Aussy l. c. bemerkt: Cette historiette se trouve répétée sérieusement dans beaucoup de livres, und wenn Montfaucon l. c. Gaillard Hist. de Charlemagne III. p. 488 u. a. m. die Begebenheit in die Zeit Karl V., das Jahr 1371, setzen und Saint-Foix (Oeuvr. compl. Par. 1778 T. III. Essais hist. sur Paris p. 181—189) den Hund für einen Zeitgenossen Philipp Augusts oder Ludwig VII. hält, so ergiebt sich schon hieraus: dass ihre Kenntniss des Vorfalls nicht aus der sagenhaften Geschichte Karls des Grossen herrühren kann. — Ein Seitenstück zu dem, den Mord seines Herrn rächenden Hunde findet sich in dem französischen Volksbuche Amys und Milles, nur dass hier ein Affe die Stelle des Hundes einnimmt. Es wird darin erzählt: dass Milles zwei Söhne, Anceaume und Florisell, unter der Obhut eines Affen hinterlassen, der, nachdem die Wittwe des Amys, Lubias, die Wittwe des Milles, Bellisant, getödtet, und dessen Kinder ins Meer hatte werfen lassen, am Hofe Karls des Grossen als Lubias Ankläger aufgetreten sei, und, nachdem die Pairs auf einen gottesgerichtlichen Kampf erkannt, auch den Kämpen Lubias besiegt habe, in Folge dessen dieser gehängt, Lubias aber verbrannt

zu Grunde gelegen haben oder nicht, verwendet habe, um daraus ein in den Kärlingischen Sagenkreis gehöriges Gedicht anzufertigen oder sie in ein solches einzuflechten — ein Verfahren, das zu jener Zeit bei den nordfranzösischen Dichtern sehr gewöhnlich war, und von welchem noch ein zweites Beispiel nachzuweisen sich weiter unten Gelegenheit darbieten wird. —

Der übrige Inhalt des Gedichts besteht theils in hier wieder benutzten bereits vorhandenen, auf Karl den Grossen bezüglichen Sagen, theils in freier Dichtung. Das letztere möchte namentlich von den Abenteuern der Königin und Warochers bei dem Zuge nach Constantinopel gelten. Welche häufige Verwendung von einer fälschlich verläumdeten, von ihrem Gatten verstosse-

---

worden sei. (Dunlop Hist. of fiction I. 437 sqq. übertrag. v. Liebrecht S. 134—137). Der Verfasser des Volksbuchs erzählt, dass dieser Kampf auf der Mauer des grossen Saales im Justizpalast zu Paris abgebildet gewesen sei, eine Angabe, deren Richtigkeit sich nicht feststellen lässt, da alle in dem gedachten Palast vorhanden gewesenen Gemälde und Sculpturen bei einer am 7. März 1618 stattgefundenen Feuersbrunst zerstört worden sind (Gaillard l. c. III. p. 490). — Grässe (die grossen Sagenkreise S. 352) und v. d. Hagen (l. c. I. S. CVII.) geben an: dass diese Geschichte auch häufig auf alten Teppichen abgebildet gewesen sei. Aus: Monmerqué et Michel Thèatre franç. au moyen-age p. 218, worauf sie sich deshalb berufen, ergiebt sich dies jedoch nicht. Es ist hier zwar gesagt: dass die Geschichte von Milles und Amys — „si je ne me trompe“ — den Gegenstand eines Teppichbildes abgegeben habe, und Weber (Metric. romances of the XIII., XIV. und XV. cent. Vol. I. p. LIV) bemerkt allerdings: „The story (of Amys und Amylion) was pourtrayed on the tapestry of Nottingham Castle in the time of Henry VIII.“, es kann sich dies Bild aber unmöglich auf den Zweikampf des Affen bezogen haben, denn von diesem ist in dem von Weber mitgetheilten anglo-normannischen Gedichte eben so wenig wie in den übrigen älteren Bearbeitungen der Sage von Milles und Amys die Rede. Es wird daher auch wohl der in dem Schatze König Karl V. von Frankreich befindlich gewesene auf die Geschichte von Amis und Amie bezügliche Teppich (Monmerqué l. c.) schwerlich die Affengeschichte dargestellt haben. — Ob Wolf (l. c. p. 138) recht hat, wenn er sagt: dass der Verfasser des Volksbuchs von Milles und Amys offenbar unsere Sage geplündert habe, sie aber auf eine sehr ungeschickte Weise noch zu überbieten suche, indem er statt des Hundes einen Affen als Kämpfer einführe, oder ob nicht jener eine im Volke umlaufende Erzählung eben so unmittelbar verwendet habe wie der Dichter der Chanson de geste von der Königin Sibilla, mag dahin gestellt bleiben.

nen, in der Einöde von einem Kinde entbundenen und, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit ihrem Gatten wieder vereinigten Fürstin von den mittelalterlichen Dichtern gemacht worden, ist bereits oben durch eine grosse Zahl von Beispielen dargethan. Mit Karl dem Grossen in Verbindung ist dieser Stoff nicht blos in der Erzählung von der Königin Sibille, sondern auch in der Sage von Hildegard, welche jener nach Alberich in Stelle der verstossenen Tochter des Longobarden-Königs Desiderius zur Gattin genommen, und auf die weiter unten zurückgekommen werden wird, gebracht worden.

Dass der Verfasser der Chanson de geste den Verräther Macaire zu einem Verwandten Ganelons macht und auch den letzteren in seine Erzählung hineinzieht, erscheint sehr natürlich, da die Mainzer einmal typisch in allen Kärlingischen Sagen das Verräther-Geschlecht abgeben mussten. Auch der Pseudo-Turpin lässt den Ganelon eine gleiche Todesart erleiden, wie hier geschieht, aber freilich zur Strafe dafür, dass er durch seinen Verrath den Untergang Rolands und des Frankenheeres bei Roncesvalles herbeigeführt hatte.

Die oben ausgesprochene Ansicht über die Entstehung des Gedichts von der Königin Sibilla macht es auch erklärlich, dass sich in dem zweiten Theile desselben fast noch öfter Anklänge an andere dem Kärlingischen Sagenkreise zugehörenden Dichtungen finden, wie in dem ersten. Wenn Warocher dem Könige sein bestes Ross entwendet, so findet dies in der Entführung des Bayard durch Reinald sein Seitenstück; in derselben Weise wie Grimard das Schwert Karls diesem unter dem Haupte wegstiehlt, sucht im Roman Fierabras (v. 2756—2762) der Spitzbube Malpi den Gürtel der Floripar zu entwenden; wie Warocher, als er seine Heimath besucht, von seinem Esel früher wiedererkannt wird wie von seinem Weibe, so erkennt in den Reali di Francia (Lib. IV. c. 24) den Buovo d'Antona sein Pferd Rondello eher als seine Gemahlin Drusiana, und in der Spagna des Sostregnio di Zanobi (Ginguené Hist. litt. d'Italie IV. p. 189—190) das Hündchen Karl den Grossen früher als die Königin. Man sieht, wie Jeder, der sich an die Bearbeitung eines Sagenstoffs machte, die Nachrichten, welche er innerhalb desselben vorfand, so benutzte oder modelte, wie es ihm gerade passte, ein Verfahren, das allerdings die Ermittelung der Entstehung

und ursprünglichen Gestalt der sagenhaften Ueberlieferungen sehr wesentlich erschwert.

In einem Punkte, aber freilich in einem nur nebensächlichen, schliesst sich übrigens das Gedicht von der Königin Sibille an die beglaubigte Geschichte an. Die erste Gemahlin von Karls Sohn, Ludwig, war wirklich eine Tochter des Aimery von Narbonne *), nur hiess sie nicht Blanchefleur, sondern Irmengard, welchen Namen im Gedichte ihre Mutter führt. Aber auch hier findet sich jenes in Uebereinstimmung mit andern des Kärlingischen Sagenkreises; denn auch in der Chanson de geste von Guillaume d'Orange (Publ. p. Jonckbloet. II. T. la Haye 1854) dem berühmten Sohne des Aimery von Narbonne, heisst des Letzteren Gattin Irmengard und die Tochter Blanchefleur, und auch Phil. Mouskes erzählt (l. c. T. II. p. 2 v. 12162—12164): Ludwig, der Sohn und Nachfolger Karls des Grossen, habe sich mit einer schönen Dame vermählt, der Tochter des Aimery von Narbonne, mit Namen Blanchefleur. — Eine zweite anscheinende Uebereinstimmung mit der wirklichen Geschichte, darin bestehend, dass eben so wie in der Königin Sibille auch in der Chronik von Weihenstephan (Aretin Aelteste Sage S. 81) Karl der Grosse mit einer Tochter des Kaisers von Constantinopel vermählt erscheint, bewährt sich bei näherer Prüfung als eine solche nicht, vielmehr kann, wie schon Aretin (l. c. S. 92) gezeigt hat, der Chronist hier eben so wenig auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wie in seinem Berichte über die Königin Berta; möglicherweise enthält jene Angabe einen Anklang an die Sibillensage.

Ob es ein zufälliges Zusammentreffen sei, dass in dem den Krieg Karls gegen die Sachsen behandelnden Gedichte, der

---

*) Alberich nennt zwar den Dux Naaman, d. h. den Herzog Naimes, oder wie er im spanischen Roman heisst, Jaymes, von Baiern, als Vater der Blanchefleur, die Volksbücher und der ganze Gang der Erzählung ergeben aber, dass dies ein Irrthum ist, wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, dass im Gedichte Aubery von Narbonne und Herzog Naimes mehrfach unmittelbar nach einander genannt werden, so namentlich unter denen, welche die sofortige Vollstreckung des Todesurtheils an der Königin durch ihre Verwendung verhindern, und denen, welche den wüthenden Hund von dem von ihm zu Boden geworfenen Macaire losmachen.

Chanson de Saisnes des J. Bodiaux (J. Bodel Chanson des Saxons publ. p. Fr. Michel. Par. 1839. II. T.) und danach bei Mouskes (T. I. p. 384. 389) und Dav. Aubert (ibd. p. 608) der Vertraute der Königin Sibille von Sachsen, den sie von seinen Wunden heilt, den Namen Bérard de Mondidier führt, mag dahin gestellt bleiben. Diese Sibille, welche die handschriftliche provencalische Legende vom h. Honorat zur Tochter des Königs Aygolant von Toledo und, ausser zur Reyna de Saussueyna, auch zur Herrin der Grafschaften Anjou und Gascogne macht, tritt übrigens zu ihrer Namensschwester, der Gemahlin Karls des Grossen, dadurch in nähere Beziehung, dass sie nach dieser bei der Taufe den Namen Sibille erhalten haben soll, und die eine wie die andere Tochter eines Königs von Toledo ist. (La gran conquista de ultramar fol. CXXXI a col. 2.)

Man kann die Chanson de geste von der Königin Sibille von Frankreich gewissermassen als ein Seitenstück zu den Erzählungen von Berta mit den grossen Füssen, wie sie gewöhnlich heisst, oder mit dem grossen Fusse, wie sie heissen sollte, da die Verschiedenheit ihrer beiden Füsse in der Grösse das Erkennungszeichen bildet, ansehen; während diese davon handeln: wie Karl der Grosse selbst, nachdem vorher seine Mutter, um ihrer Ermordung zu entgehen, sich hat flüchten müssen, in einsamer Wildniss geboren wird, und was ihm bis dahin begegnet, dass er als der rechtmässige Sohn seines Vaters, des Königs Pipin, anerkannt wird, wird dort Alles dieses mit Bezug auf Karls Sohn, Ludwig, erzählt.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass jene Erzählungen, wenn auch nicht in der Art, wie sie in altfranzösischen Gedichten, namentlich in dem Roman de Berte aus grans piés des Adenes le Roy (herausgeg. v. P. Paris. Par. 1832) auf uns gelangt sind *), wohl aber in der Gestalt, wie sie sich in der deutschen Ueberlieferung in den Chroniken von Weihenstephan und des Ullrich Fütterer (Aelteste Sage über die Geburt und Jugend

---

*) Ueber die verschiedenen Behandlungen der Bertasage vid. Wolf Neueste Leistungen S. 43 fgg. Hinzuzufügen den hier aufgeführten Bearbeitungen ist: Gran conquista de ultramar Buch II. cap. 43 und Phil. Mouskes Chron. rimée v. 1968—2007. Vergl. auch Uhlands Schriften VII. S. 628—630. Schwegler Jahrbücher der Gegenwart 1843 S. 85 fgg.

Karls des Grossen, zum erstenmale bekannt gemacht von J. Ch. Frh. v. Aretin. Münch. 1803) finden, für den zweiten Theil des Gedichts von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich zum Vorbilde gedient haben. Wenigstens finden sich in beiden die auffallendsten Uebereinstimmungen. Berta, die verdrängte Gattin Pipins, gelangt, nachdem sie glücklich der von dem Hofmeister ihres Gatten beabsichtigten Ermordung entgangen ist, bei ihrer Flucht durch einen unwegsamen Wald zuerst zu einem Köhler, dessen Mitleid zu gewinnen ihr gelingt. Sie lebt hierauf in verborgener Stille in Waldeinsamkeit und beschäftigt sich damit, aus Goldfäden und Seide weibliche Handarbeiten zu verfertigen, welche ihr Hauswirth in die benachbarte Stadt trägt und dort an eine Krämerin verkauft. Dadurch verschafft sie sich ihren Lebensunterhalt. Diese Arbeiten sind es denn auch, die zur Entdeckung der Königin führen (l. c. S. 116). Der, welcher die Arbeit zum Verkauf gebracht, will auch hier anfangs nicht gestehen, wer die Verfertigerin gewesen sei. Als der Verrath endlich an den Tag gekommen, wird der Verräther an den Schweif von Pferden gebunden, durch die Stadt geschleift, der aber, der die Königin bei sich aufgenommen und ihres in der Wildniss gebornen Sohnes Gevatter geworden, reich belohnt.

Aus diesen Uebereinstimmungen, so bedeutend sie auch sein mögen, ist nun freilich noch nicht zu erweisen, dass die Weihenstephaner Chronik selbst eine Quelle für unser Gedicht gewesen sei, ja es ist dies nicht einmal wahrscheinlich; da aber auch jene unverkennbar nach einem französischen Vorbilde gearbeitet ist (Aretin l. c. S. 11. 12), so ist es möglich, dass dieses letztere gleichzeitig den Stoff zu unserem Gedichte hergegeben hat. Wenn König Pipin, wie in einem Briefe des Papstes Stephan III. (in Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France T. V. p. 542—543) erwähnt wird, eine Zeitlang die Absicht gehegt hat, seine Gemahlin Berta zu verstossen und nur durch die Vorstellungen des Papstes davon abgehalten ist, so kann es nicht weiter auffallen, wenn das, was von dieser erzählt war, auf die von ihrem Sohne Karl wirklich verstossene Gattin übertragen wurde.

Gewissermassen eine Brücke zwischen der Sibillensage und den Erzählungen von Berta mit dem grossen Fusse bildet die Hildegardsage. Wie Sibille ist Hildegard die Gemahlin Karls

des Grossen — nach Alberich, wie schon oben erwähnt, diejenige, mit welcher er sich vermählte, nachdem er jene verstossen, — wie Sibille wird Hildegard fälschlich des Treubruchs von demjenigen, dessen Liebeswerben sie zurückgewiesen — hier ist dies Karls Stiefbruder Taland — angeklagt, und von ihrem Gatten, trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld, verstossen. Dagegen findet sich in dem Mittel, welches die anwenden, denen der Mord der Königin aufgetragen war, um einen scheinbaren Beweis zu liefern: dass sie den Auftrag vollzogen, eine auffallende Uebereinstimmung zwischen der Hildegard- und der Bertasage, denn in beiden werden die Schergen mit der Verstossenen in den Wald geschickt, um hier den Mord zu vollführen, in beiden ist es ein Hündchen, welches an deren Stelle getödtet wird, nur dass in der Hildegardssage dessen ausgestochene Augen, in der Bertasage dessen ausgeschnittene Zunge das Beweismittel für den wirklich vollzogenen Mord liefern sollen; — ob hierauf grosses Gewicht gelegt werden kann, ist freilich zweifelhaft, da der letztere Zug sich ganz übereinstimmend auch in der Genovefasage findet; — in beiden ist es endlich Schwaben, was die Oertlichkeit hergiebt, in der Bertasage die Gegend von Augsburg, in der Hildegardsage die von Kempen, dessen Abtei angeblich zum Danke für die Wiedervereinigung beider Gatten gestiftet worden ist. Ob Svend Grundtvigs Annahme: dass die Hildegardsage deutschen Ursprungs sei, genau zutreffe, muss dahin gestellt bleiben. Allerdings findet sich in älteren französischen Schriften keine Spur derselben (vergl. die litterarische Nachweisung in Wendunmuth von H. W. Kirchhof, herausgeg. v. Herm. Oesterley. Stuttg. 1869. Th. V. 75, der noch beizufügen ist: Grimm deutsche Sagen II. 102. Schreiber Rheinische Sagen S. 63 u. a. m.) Dagegen ist sie eigentlich doch nur eine Verpflanzung der Crescentia-, also einer romanischen Sage, in den Kärlingischen Sagenkreis nnd auf deutschem Grund und Boden (Massmann Kaiserchronik III. S. 910 fgg.)

Während man die Volksbücher von der Königin Sibille als ziemlich treue Uebertragungen der betreffenden Chanson de geste in spanische, bezüglich niederländische Prosa ansehen kann, existirt noch eine Anzahl von Dichtungen, die, wenn auch wohl unzweifelhaft, jene gleichfalls ihre Quelle gewesen, doch mehr

oder weniger den Stoff frei behandelt haben und daher auch, wenn auch grössere oder geringere, doch immer sehr wesentliche Abweichungen darbieten. — Dahin gehört zunächst eine Episode in einem cyclischen Gedichte aus dem Kärlingischen Sagenkreise, das sich handschriftlich in der Marcus-Bibliothek zu Venedig befindet, und von dem Ad. v. Keller (Romvart S. 42—77) etwa zweihundert Verse und sämmtliche Rubriken, Guessard (Bibliothéque de l'école des chartes IV. 3. p. 393—414) eine sehr sorgfältige Analyse mitgetheilt haben. Der übrige Theil des Gedichts, das einen grossen Theil aller von Karl umgehenden Sagen in sich aufgenommen hat, interessirt uns hier nicht. Die letzte Episode aber, zugleich der interessanteste Theil des ganzen Werkes, behandelt den gleichen Gegenstand wie der Chanson von der Königin Sibille. Er ist besonders unter dem Titel: Macaire. Ein altfranzösisches Gedicht. Wien 1864. (Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften II.) von Ad. Mussafia herausgegeben, auch mit einer Uebertragung in die heutige französische Sprache versehen (Paris 1866. II Bde. 8.) erschienen. Die Sprache des Gedichts ist die Mischsprache, welche sich als Schriftsprache im 13. und 14. Jahrhundert ohne bleibenden Erfolg in Norditalien festzustellen suchte, deren Grundlage zwar das Französische ausmacht, in das sich aber überall Wörter und Formen der venezianischen und der lombardischen Mundart eindrängen (Mussafia l. c. S. VI—XVI). — Der Verfasser ist, wie man mit Bestimmtheit annehmen kann, einer jener französischen Jongleurs gewesen, welche im 13. und 14. Jahrhundert die norditalienischen Städte durchzogen und zuweilen zu einer förmlichen Landplage wurden, so dass wegen ihrer Fortschaffung eigene Erlasse ergingen. —

Die Episode stimmt dem Inhalte nach in ihrem ersten Theile mit dem Gedichte von der Königin Sibille ziemlich genau überein, nur dass die Königin den Namen Blanchefleur erhalten hat — so dass also, während in dem letzteren Gedichte der Name der Tochter: Irmengard, der Mutter beigelegt war, in der Episode der Name der Schwiegertochter: Blanchefleur, auf die Schwiegermutter übergegangen ist — und dass der Zwerg sich nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Macaires, der schon vorher mit seiner Liebeswerbung von der Königin zurückgewiesen ist und sich deshalb an derselben rächen will, in deren Bette

legt. — In dem zweiten Theile, der die Begebenheiten von dem Zusammentreffen der Königin mit Warocher bis zur Wiedervereinigung der Gatten erzählt, weicht aber die venezianische Handschrift sehr wesentlich von ihrem Vorbilde ab. Es mochte dem Verfasser von jener denn doch wohl so vorkommen, als ob Karl in diesem eine gar zu klägliche Rolle spiele. Er erscheint bei ihm erheblich edler. — Sogleich, nachdem er den Zwerg bei der Königin gefunden, sendet er Bérard de Montdidier — den wir oben als den Vertrauten der Königin Sibille von Sachsen in der Chanson de Saisnes kennen gelernt haben — nach Constantinopel, um dem Kaiser von dem Fehltritt seiner Tochter Kunde zu geben; der Kaiser fordert aber deren Rücksendung, um selbst ihre Schuld zu untersuchen. Nachdem Macaires Verrath und die Unschuld der Königin an den Tag gekommen, schickt Karl nochmals Bérard ab, um den Kaiser auch hiervon in Kenntniss zu setzen und ihm eine Geldsühne anzubieten. Der Kaiser glaubt aber die seinem Hause angethane Schmach nur mit Blut abwaschen zu können und erklärt daher Karl den Krieg. Als er sich später auf Anrathen seiner Vasallen eines andern besinnt und zur Annahme der angebotenen Sühne sich bereit erklärt, will Karl hierauf nicht mehr eingehen und besteht nun seinerseits auf die Entscheidung durch die Waffen. Der Kaiser versammelt in Folge dessen ein grosses Kriegsheer und zieht nebst der inzwischen zu ihm heimgekehrten Blanchefleur nach Frankreich. Vor Paris wird lange und blutig gekämpft. Den Knoten löst Warocher dadurch, dass er Ogier, mit dem er sich im Einzelkampfe gemessen, die bis dahin geheim gehaltene Rettung Blanchefleurs entdeckt. Hierauf erfolgt sofort die Versöhnung. Ludwig, der von der Königin nach ihrer Verstossung geborene Sohn, spielt hier eine wenig hervortretende Rolle; er ist auch, da seine Mutter nach ihrer Niederkunft nur noch wenige Wochen in Ungarn verweilt und sich dann gleich nach Constantinopel begeben hat, am Schlusse der Episode noch ein Kind. Es versteht sich daher, dass von seiner Vermählung nichts darin vorkommen kann. Der Name: Blanchefleur der Sibillendichtung wurde hierdurch verfügbar, und der Dichter hat ihn, wie angeführt, wahrscheinlich weil er ihm poetischer klang wie der: Sibille, für die Königin selbst verwendet. —

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die Einheit durch

jene Abänderung sehr gewonnen hat, wie denn überhaupt in dem venezianischen Gedichte die Ereignisse sich ziemlich einfach abwickeln, während, wenigstens nach den Volksbüchern zu schliessen, in der ursprünglichen Dichtung die Handlung durch immer neue Abenteuer bis ins Ermüdende fortgesponnen wird. Auch die oben schon erwähnte Veränderung des Motivs, aus dem der Zwerg in das Bette der Königin geräth, enthält entschieden eine Verbesserung. Im Uebrigen steht aber an dichterischem Werthe die spätere Bearbeitung der älteren bedeutend nach. Mussafia erklärt selbst (l. c. p. IV): „man müsse zugeben, dass dem Compilator der venezianischen Handschrift alle Kunst zu erzählen gänzlich abgehe. Trotz seines Strebens nach Kürze, welche ihn dazu verleite, die Handlung aller ausschmükkenden Episoden zu entkleiden, mache er sich zahlreicher Wiederholungen schuldig. Und zwar wären es nicht die so natürlichen und wirksamen Wiederholungen der älteren Epik, vielmehr das Ringen eines armseligen Erzählers mit seinem Stoffe, dessen Fäden ihm jeden Augenblick aus der Hand schlüpften.“ — Es ist daher auch wenig wahrscheinlich, dass die vorehrwähnten Verbesserungen im Gange der Erzählung, namentlich in Betreff der dem Zwerge zugetheilten Rolle, zuerst seiner Erfindungsgabe zu danken sind, um so weniger, als wenigstens diese letztere sich auch in der deutschen Bearbeitung findet, die schwerlich die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction gekannt haben wird. Man muss daher annehmen: dass entweder die Volksbücher, um in ihrer beliebten Manier Abenteuer auf Abenteuer zu häufen, in dieser Beziehung von dem Original, wo ihnen die Sache zu einfach zu verlaufen schien, abgewichen sind *), oder dass zwischen diesen und der Compilation in der venezianischen Handschrift noch eine Bearbeitung gelegen, welche auch die nächste Quelle für die deutschen Gedichte gebildet hat, von der selbst aber sonst nichts auf uns gelangt ist.

---

*) Die Annahme, dass schon in der Chanson de geste Macaire aus Rache für verschmähte Liebe den Zwerg in das Bette der schlafenden Königin gelegt habe, scheint durch den Umstand eine Bestätigung zu erhalten, dass sich — wie schon oben angedeutet wurde — die Volksbücher einer offenbaren Inconsequenz schuldig machen, wenn sie berichten, dass Macaire, nicht damit sein Verrath unentdeckt bleibe, sondern um die Königin zu zwingen, ihm zu Willen zu sein, dieser nachgeeilt sei.

Die oben ausgesprochene Vermuthung: dass der Verfasser der von Alberich erwähnten Chanson de geste eine zu seiner Zeit umgehende Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in den Kärlingischen Sagenkreis, der ursprünglich nichts damit zu thun hatte, eingeflochten habe, gewinnet dadurch in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, dass wir die Sage von der fälschlich des Treubruchs angeklagten Gemahlin Karls des Grossen auch in Darstellungen besitzen, in denen die Geschichte von dem Hunde nicht vorkommt. Es ist dies namentlich in dem grossen cyclischen Gedichte, was den Namen: Karl Mainet führt, (Karl Mainet, zum ersten Mal herausgegeben von Ad. v. Keller, Stuttg. 1858) der Fall, in welcher grossen Compilation ziemlich aller damals in Deutschland bekannten Erzählungen aus dem Kärlingischen Sagenkreise, die betreffende Episode nach den Untersuchungen des Herausgebers (l. c. S. 841. 842) und K. Bartsch's (Ueber Karl Mainet S. 24 fgg.) das zweite selbstständige Gedicht bildet, welches von Blatt 216 v. 19 bis 293 v. 38 (S. 328—450) geht und bruchstücksweise auch im ursprünglichen Gedichte enthalten ist. (Lachmann Ueber drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem 12. und aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts in den Abhandlungen der philos. Klasse der Berliner Academie 1836. S. 159—190. cf. Gödecke Deutsche Dichtung im Mittelalter S. 698.)

Von einer Benutzung des mehrerwähnten Chanson de geste kann hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil das deutsche Gedicht, wenn nicht älter (Bartsch l. c. S. 26 setzt es in den Schluss des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, Lachmann l. c. zwischen 1190 und 1210), doch wenigstens jenem, das nach der Sprache des vorhandenen Bruchstücks zu urtheilen, etwa um 1225 entstanden sein wird, gleichzeitig ist. Das deutsche Gedicht beruft sich allerdings mehrfach auf eine französische Quelle, es folgt hieraus aber nur: dass eine ältere, diesen Gegenstand behandelnde französische Dichtung vorhanden gewesen sein muss, die nicht auf uns gelangt ist, die aber auch für die Darstellung in der Gran conquista de ultramar, auf welche weiter unten zurückgekommen werden wird, die Quelle abgegeben hat.

Der Inhalt der Episode im Karl Mainet ist nachstehender:

Karls Bannerträger, Morant von Rivere, wird von einem andern Ritter am Hofe, Rohart, angefeindet und eines ehebreche-

rischen Umganges mit Karls Gemahlin, Galia, bezüchtigt, ohne dass beide etwas davon ahnen. Die Königin verhehlt daher auch nicht ihre wohlwollende Gesinnung gegen Morant, als dieser sich bei ihr beurlaubt, um nach zehnjähriger Abwesenheit sein Haus zu besuchen. Unterweges lauern seine Feinde ihm auf, da er sie aber übel heimschickt, so treten sie nun als seine Ankläger bei Karl auf, der ihnen Glauben beimisst und auf ihren Rath Morant anscheinend freundlich einladet, an den Hof zurückzukehren. Dieser leistet auch der Einladung Folge und wird von der Königin herzlich bewillkommnet, was die Verräther dazu benutzen, Karl in seinem Verdachte zu bestärken. Als demnächst der Königin und Morant ihr angebliches Verbrechen vorgehalten wird, weisen beide die Anschuldigung auf das Entschiedenste zurück, jene unter Klagen und Jammern, dieser mit Entrüstung. Doch werden sie in Haft genommen und dem Letzteren wird auferlegt: sich durch einen gottesgerichtlichen Kampf mit dem Ankläger zu reinigen. Rohart, dem hiermit wenig gedient ist, verkleidet sich nun als Pilger, erscheint so am königlichen Hofe, wälzt neue Anklagen auf Morant und veranlasst hierdurch Karl, die sofortige Hinrichtung Galias und Morants anzubefehlen. Seine Neffen Roland und Baldewin wollen den Pilger für seine Schmähungen züchtigen, werden hieran aber von dem Könige verhindert. Nur mit Mühe wird dieser dahin gebracht, zu gestatten: dass Morant, nachdem derselbe seine Unschuld feierlich beschworen, sich im Kampfe dem Pilger gegenüber stelle. Bei diesem Kampfe stürzt der Letztere zu Boden, rafft sich aber, nachdem er den Teufel zu Hülfe gerufen, wieder auf und schlägt seinem Gegner dessen Schwert Durindart aus der Hand. Morant kämpft jedoch mit einem Steigbügel fort und schlägt Rohart abermals nieder. Als Beide auf dem Boden liegend mit einander ringen, bleibt dem Morant seines Gegners falscher Pilgerbart in der Hand, wodurch der Verräther entlarvt wird. *) Karl sieht nun beschämt ein, dass er zu leicht den

*) Auch hierzu findet sich in einem andern, die Jugendgeschichte Karls behandelnden Werke, dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens, ein Seitenstück. Hier ist es aber Karls Stiefbruder Heudry, der sich als Pilger verkleidet und mit einem falschen Barte einschleicht, um Verrath zu üben, jedoch erkannt und mit dem Tode bestraft wird (Bartsch Ueber Karlmeinet S. 11). — Der Name Morant erinnert an den

Anklägern Glauben beigemessen und bittet Galia um Vergebung, die diese ihm auch bereitwillig gewährt. Die Schuldigen werden an Rossschweife gebunden, geschleift und geviertheilt, Morant aber wird für die erlittene Unbill entschädigt und mit Galias Hoffräulein Florette vermählt.

So erheblich hiernach auch der Inhalt des Karl Meinet von dem der Königin Sibille abweicht, so kann doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass die ursprüngliche Quelle beider eine und dieselbe ist. Dies ergiebt sich namentlich aus dem spanischen Prosa-Roman La gran conquista de ultramar (Salamanca 1503; die betreffende Stelle wieder abgedruckt bei Wolf Niederl. Volksb. S. 92—105 — Denkschriften der Wien. Academ. l. c. S. 269—282), der gewissermassen die Vermittelung zwischen jenen beiden bildet, und der gleichfalls auf eine französische Quelle verweist. (Wolf l. c. S. 7). Nach diesem Romane hat Karl, als er vor seinen Stiefbrüdern fliehen musste, sich heimlich mit Halia (Galia), der Tochter des Königs Haxen von Toledo, bei welchem er unter dem Namen Mainet in Begleitung seines Erziehers Morant de Ribera eine Zuflucht gefunden, verlobt. Nachdem er sein Reich wieder gewonnen und bei der Krönung in Aachen den Namen Karl Meinet empfangen, vergass er seine geliebte Halia nicht, sandte vielmehr Morant ab um sie zu holen. Diesem glückte es auch, sie vom Hofe zu Toledo zu entführen und wohlbehalten nach Frankreich zu bringen. Sie wurde nun getauft, wobei sie den Namen Sibille erhielt und Karl vermählte sich mit ihr.

Der Roman erzählt nun ferner (Wolf l. c. S. 103. Bartsch Ueber Karl Meinet S. 29), dass die Königin dem Grafen Morant, weil er sie so glücklich dorthin gebracht, ihre Gunst zugewendet und unbedingtes Vertrauen geschenkt, demgemäss auch bei jeder Gelegenheit ihr Wohlwollen gezeigt. Hieraus hätten einige Herren am Hofe, die ihn aus Neid hassten, Gelegenheit genommen, Morant eines Liebesverhältnisses mit der Königin zu beschuldigen. Karl glaubte ihnen in dem Grade, dass er jenem sein Wohlwollen entzog. Dies benutzten die Verläumder nun wiederum dazu, Morant den Zorn Karls so gefahrdrohend zu

des Morans, wie in dem Roman de Berte aus grans piés derjenige heisst, welcher die Ermordung Bertas verhindert, so dass auch hier wieder ein Anklang der einen Sage an die andere erscheint.

schildern, dass er sich entschloss, den Hof zu verlassen. Karl, der, als er das Beilager mit Sibillen vollzog, die Ueberzeugung gewann, dass er Morant Unrecht gethan, forderte diesen zur Rückkehr auf. Da derselbe sich jedoch aus Furcht dessen weigerte, warf Karl einen so schweren Groll auf ihn, dass er in seinem Herzen beschloss, ihm nie zu verzeihen. Nur mit grosser Anstrengung gelang es endlich Mayngct von Paris, der zugleich mit Morant der Erzieher Karls und dessen Begleiter auf der Flucht nach Spanien gewesen war, diesen von dem Ungrunde seines Verdachts völlig zu überzeugen und eine Aussöhnung herbeizuführen.

Diese Darstellung ergänzt eine Lücke, die sich im Karl Meinet findet, indem man erst hieraus ersieht, worauf sich das Wohlwollen gründete, *) das Galia oder Sibille dem Grafen Morant gewährte; es hatte seine Veranlassung in den Diensten, die er seiner Herrin geleistet, indem er sie aus ihrer Heimath nach Frankreich entführte. Auch in dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens ist es Morant von Rivière, der Galienne (Galia) tauft und ihre Vermählung mit Karl vermittelt, und sich so wesentliche Verdienste um sie erwirbt.

Die Quelle des Karl Meinet d. h. das Gedicht, was mit einigen Abkürzungen und Umänderungen demselben einverleibt und von dem ein Fragment noch erhalten ist, wird jene Lücke nicht enthalten haben, der Compilator mochte sich aber wohl für berechtigt halten: die Veranlassung zu den freundschaftlichen Beziehungen zwischen jenen beiden als bekannt vorauszusetzen, da er in seiner ersten, allerdings aus einer andern Urschrift entnommenen Abtheilung, die Art, wie Karl seine Gattin Galia gewonnen, ausführlich erzählt hatte. Er vergass dabei aber, dass Morant hier nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und zwar unter denen genannt wird, welche Karl nach Spanien begleiten, Letzterer es aber selbst ist, der die Entführung bewirkt, und sein Erzieher und väterlicher Wohlthäter den Namen David führt. —

*) Nur gelegentlich im weiteren Verfolg des Gedichts (239, 40—240, 11) wird im Karl Meinet der Verdienste gedacht, die Morant sich um Karl bei dessen Aufenthalt im Saracenenlande und bei der Gewinnung Galias erworben.

Aber auch in diesem Falle existirt eine Bearbeitung der Karlssage, welche eine Brücke bildet, die in dem italienischen Volksbuche Reali di Francia (Buch IV. cap. 14—47), in welchem Karl gemeinschaftlich mit seinem Erzieher Morando di Riviera seine Geliebte, die hier — ebenso wie in der gereimten Chronik von dem Kriege gegen die Albingenser des dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehörenden Guillem von Tudela (Hist. d. l. croisade contre les heretiques Albigeois écrit. en vers provenc. trad. et publ. p. Fauriel. Par. 1837. cf. Fauriel Hist. d. l. poesie provenç. III. 464) und in Thomasins welschem Gast v. 1035 — Galeana heisst, entführt, was seiner Seits wieder mit einer Andeutung im Karl Mainet (240 v. 10. 11) übereinstimmt. —

Doch auch abgesehen von dem bisher Erwähnten giebt es noch eine Anzahl Umstände, welche auf eine Gemeinsamkeit der Quelle des Karl Meinet und der Erzählung von der Königin Sibille hinweisen. Karl befindet sich in St. Denis, als ihm von den Verläumdern die Untreue seiner Gattin berichtet wird (Wolf l. c. S. 125. Karl Meinet 224. 66); die Königin soll verbrannt werden (Wolf S. 127. Karl Meinet 262. 43), Almerique von Narbona tritt als Vertheidiger der Königin auf (Wolf l. c.), ebenso Almerich im Karl Meinet (253. 69); Auberin de Mondiser (Wolf S. 127) oder Doons von Mondesdier (Karl Meinet 240. 242) steht auf Seite derselben. Ein Zweikampf entscheidet in beiden Darstellungen, nur dass dort solcher zwischen dem Mörder und dem Hunde, hier zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten stattfindet. Die Schuldigen werden dort (Wolf S. 137) an Rossschweife gebunden und geschleift, hier (Karl Meinet 285. 14) von Pferden zerrissen. Auch selbst der Name des Helden im Karl Meinet — Morant — findet sich in der Königin Sibille, denn in dieser (Wolf S. 154) heisst ein Vasall Karls, der für die Königin Fürbitte einlegt, Graf Morante.

Doch mag zugegeben werden, dass neben diesen Uebereinstimmungen sich so erhebliche Abweichungen finden, dass es sehr schwer ist, einen Rückschluss auf die Gestaltung, welche die Sage in der ursprünglichsten Quelle hatte, zu machen. Die Gran conquista de ultramar würde uns hier vielleicht einen Leitfaden gewähren können, wenn deren Verfasser sich nicht darauf beschränkt hatte, aus dem ihm vorliegenden französischen Gedichte eine, wie schon Wolf bemerkt hat, etwas verwirrte Inhalts-

angabe zu entnehmen. Es scheint selbst, dass der Zug: dass die Ankläger den angeblichen Liebhaber schlafend in das Bette der Königin gelegt, sich im Buche, aus welchem der Verfasser der Conquista seine Notizen entnahm, gefunden habe, *) dieser bringt ihn aber so ausser allem Zusammenhange an, dass man nicht weiss, was man damit anfangen soll.

Nun existirt aber auch noch eine zweite Reihe von dem Kärlingischen Sagenkreise angehörenden Erzählungen, in denen die unschuldig des Treubruchs angeklagte Fürstin nicht die Gemahlin Karls des Grossen, sondern nur eine Verwandte von ihm ist; es sind dies die von Oliva, der Tochter oder Schwester Pipins, also der Schwester oder Tante Karls. Auch diese Sage ist in der wahrscheinlich am treuesten das ursprüngliche Original wiedergebenden Gestalt in einem spanischen Prosa-Roman, der Historia de Enrique fi de Oliva, Rey de Jherusalem, Emperador de Constantinoples. Sevilla 1498. 1533 und 1545, von dem gleichfalls Wolf (Neueste Leistungen S. 98—123) einen Auszug gegeben hat, erhalten. Es muss diese Sage zu seiner Zeit in Spanien sehr bekannt, und deren Held gewissermassen sprichwörtlich geworden sein, wie sich aus der Art schliessen lässt, wie derselbe in einem Dezir des Alfonzo Alvarez de Villa Sandino (Cancioneiro de Juan Alf. de Baena public. p. Franc. Michel. Leipz. 1860. T. I. p. 110) erwähnt wird.

Der wesentliche Inhalt des Romans, soweit er für die vorliegende Frage Interesse darbietet, ist folgender:

Pipin hat seine Schwester Oliva mit einem seiner treuesten Vasallen, dem Herzog von la Rocha, vermählt, theils um diesen dadurch für seine Dienste zu belohnen, theils um so die geliebte Schwester in der Nähe zu behalten. Der Graf von Köln, Tomillas, der Vater jenes Ganelon, durch dessen Verrath die zwölf Pairs umkamen, hatte aber schon vorher die Absicht gefasst, den Herzog zu seinem Eidam zu machen, und er gab jene auch jetzt noch nicht auf. Um sein Vorhaben ins Werk zu setzen, ladet er diesen und Oliva zu einem Besuche nach Köln. Die von der Hitze geplagte Herzogin lässt er statt des von ihr ver-

*) Algunos que lo dessamavan por embidia que le havian, levantaronle que el dormia con ella e rebolvieronlo con Carlos diziendo u. s. v.

langten Wassers einen vorher bereiteten Kräuterwein trinken, und als sie sich danach unwohl fühlt, sich zu Bette legen. Nachdem er deren Frauen aus dem Schlafzimmer entfernt, angeblich damit ihre Ruhe nicht gestört werde, legt er unter ihr Kopfkissen einen mit einer Zauberformel beschriebenen Zettel, welcher die Kraft hatte, dass Jeder, so lange jener unter seinem Haupte lag, in einem todtähnlichen Schlafe verblieb. Gleiches geschieht mit einem Landstreicher, Namens Aymar, den Tomillas zuerst mit einem Zauberringe, der die Kraft besass, dass Jeder, der seiner ansichtig wurde, dem, der ihn trug, Alles bewilligen musste, was er immer verlangen mochte, gezwungen hatte, sich entkleidet zur Herzogin in das Bette zu legen. Tomillas eilt hierauf zum Herzoge, theilt diesem mit: dass er seine Gattin in den Armen eines andern Mannes getroffen habe, und fordert ihn auf, sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit zu überzeugen. Dies geschieht. Sie finden die Herzogin und Aymar in tiefem Schlafe neben einander liegen, daneben die Kleidung des Landstreichers. Tomillas hält den Herzog ab, selbst sofort seine Schmach durch den Tod der Treulosen zu rächen, räth ihm vielmehr, sie in Ketten zu werfen und vor dem Könige anzuklagen: er seinerseits wolle den verwegenen Landstreicher, seinen Vasallen, für seine wahnsinnige Lüsternheit züchtigen. Er reisst denselben denn auch vom Lager und schlägt ihm sofort das Haupt ab. Bei dem heftigen Rucke war aber auch das Kopfkissen mit dem Zauberspruch aus dem Bette gefallen, so dass Oliva erwacht. Als sie eine Leiche und Tomillas mit blossem Schwerte neben sich sieht — der Herzog und die von diesem mitgebrachten Zeugen hatten bereits das Gemach verlassen — beklagt sie sich bitter gegen den Grafen: dass er durch den Mord eines vielleicht unschuldig Verfolgten, der ein Asyl gesucht, die ihr gebührende Achtung verletzt habe, Tomillas antwortet aber höhnisch: sie möge sich nicht um fremde Dinge kümmern, sondern sehen, wie sie sich selbst rechtfertigen könne, da ihr Gatte sie mit einem fremden Manne in Umarmung getroffen, und nur mit Mühe abgehalten sei, sogleich an ihr die Strafe zu vollstrecken; er müsse sie in dessen Auftrag verhaften, damit sie vom Könige gerichtet werde. Vergeblich ruft Oliva Gott und die heilige Jungfrau zu Zeugen ihrer Unschuld an. Tomillas lässt sie in Ketten werfen und in gefängliche Haft brin-

gen, betreibt dann auch die Hinkunft Pipins, der nur mit schwerem Herzen über seine geliebte Schwester Gericht zu halten sich entschliessen kann. So sehr auch die Aussagen der Zeugen sie belasten, beharrt doch die Herzogin bei der Betheuerung ihrer Unschuld und erbietet sich endlich, solche durch die Feuerprobe, als diese nicht angenommen wird, durch die Wasserprobe darzuthun, und, als auch die letztere verworfen wird, sich von dem höchsten Thurme der Stadt hinabstürzen zu lassen; wenn sie sich im mindesten verletze oder nur die Farbe des Antlitzes ändere, möge man sie für schuldig erklären. Aber auch hierauf will der König nicht eingehen, denn ihm scheint ihre Schuld durch die Aussagen unverwerflicher Zeugen erwiesen. Da bittet der mächtige und ehrwürdige Graf Jufre von Flandern, von Mitleid ergriffen, den König: eine der drei angebotenen Proben anzunehmen, zugleich drohend: dass er im Fall der Verweigerung mit allen seinen Mannen den Lehnseid aufkündigen werde. Nun entschliesst Pipin sich, seine Schwester zur Feuerprobe zu verstatten, welche diese demnächst auch besteht, indem sie in blossem Hemde durch den brennenden Holzstoss schreitet, ohne dass nur ein Haar ihres Hauptes oder ein Faden ihres Anzugs versengt wird. Oliva verlangt nun, dass ihre Unschuld, nachdem Gott selbst sie bezeugt, auch vom Könige und allen andern Anwesenden anerkannt und der an ihr verübte Verrath streng untersucht werde; aber Pipin beharrt in seinem Unglauben und überlässt es nur auf abermaliges Andringen des Grafen von Flandern dem Herzoge, seine Gattin zu sich zu nehmen und nach eigenem Ermessen mit ihr zu verfahren. Der Graf von Flandern, der hierin keine hinreichende Sicherheit für seinen Schützling finden kann, zieht es vor, die Herzogin in einem von ihm gegründeten Kloster unterzubringen und der Obhut der Aebtissin desselben zu übergeben. Trotz der Achtung und Liebe, die von der Letzteren und allen Nonnen Oliva zu Theil wird, kann diese doch die ihr zugefügte, straflos gebliebene Schmach und den geliebten Gatten nicht vergessen. Sie legt sich selbst die härtesten Bussen und Entbehrungen auf, indem sie Gott anfleht: ihren Gemahl zu beschützen, denselben von ihrer Unschuld zu überzeugen und sie wieder in Ehren mit ihm zu vereinigen.

Der zweite Theil des Romans beschäftigt sich nun, ähnlich wie der von der Königin Sibille mit der Geschichte des, hier

aber schon vor der Trennung beider Gatten geborenen Sohnes Enrique (Heinrich), der von dem Grafen von Flandern, in welchem die Personen des Herzog Naimes und des Warochers der Sibillensage vereint sind, erzogen, einen Kreuzzug unternimmt, dabei König von Jerusalem und des ganzen Morgenlandes, dann auch Eidam des Kaisers von Constantinopel und dessen Thronfolger wird, und zuletzt seine inzwischen wieder vereinigten Eltern, die von Tomillas und selbst von König Pipin hart bedrängt werden, befreit, und den Verräther straft, der wie Macaire von vier Pferden zerrissen wird.

Schon Wolf (l. c. S. 121) hat die Bemerkung gemacht: dass der Roman anscheinend aus zwei verschiedenen Massen bestehe, deren eine, welche die Geschichte der Oliva enthalte, sich wohl auf eine ältere Sage gründen möge, *) während die andere, die Erzählung von Heinrichs Kreuzzug und Gelangung auf den Kaiserthron von Constantinopel, sicher ein späterer Zusatz und nichts Anderes sei, als die mit Fabeln durchwebte Geschichte von dem Kreuzzuge des Grafen Heinrich von Flandern, des zweiten lateinischen Kaisers von Constantinopel.

Wolfs Vermuthung findet ihre Bestätigung durch eine noch vorhandene altfranzösische Chanson de geste: Roman de Doon l'Alemans qui fut de la Roche, in welchem Olivas Sohn den Namen Landri führt und die, wenn dieser auch schliesslich durch seine Vermählung mit Salamandrine, der Tochter des Kaisers Alexander von Constantinopel, Herrscher dieses Reiches wird, doch in dem zweiten Theile der Erzählung vollständig von dem spanischen Romane abweicht, namentlich von einem von Olivas Sohne unternommenen Kreuzzuge, der einen sehr wesentlichen Theil von jenem bildet, nichts enthält. Das französische Gedicht, das bis jetzt noch ungedruckt und nur in einer der Harleyanischen Bibliothek entstammenden Handschrift des brittischen Museums auf uns gelangt ist, und von dem C. Sachs (Beiträge

*) In der Note LXX. zum Cancioneiro des Baena (II. p. 301) wird zwar behauptet: allem Anscheine nach sei der in Rede stehende Roman ein spanisches Originalwerk, es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass er, wenigstens seinem ersten Theile nach, aus einer französischen Quelle stammt. Wäre jenes der Fall, so würde er schwerlich schon in so früher Zeit in Nordeuropa bekannt gewesen sein, wie er es — was weiter unten gezeigt werden wird — in der That war.

zur Kunde altfranzösischer, englischer und provenzalischer Litteratur. Berl. 1857 S. 2—10) Beschreibung und Auszug geliefert hat, dürfte sich zur ursprünglichen Bearbeitung der Olivasage eben so verhalten, wie der Macaire der venezianischen Handschrift zur Chanson de geste von der Königin Sibille, und der spanische Roman ist daher auch hier besser geeignet, auf den Inhalt der ersten Quelle einen Rückschluss zu gestatten, wie das französische Gedicht. Dass die Geschichte, die dessen Gegenstand bildet, schon vor ihm bearbeitet sei, sagt der Verfasser des Doon l'Alemans ausdrücklich, nur sei dies, wie er behauptet, in unrichtiger Weise geschehen.

v. 2403. cil autre jugleor qui de Doon vos dient
assez en ont chanté, mas il ne sceuent mie.

Die Handschrift, die dies Gedicht enthält, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Sachs bemerkt selbst (l. c. S. 9): dass im Anfange desselben — und dieser ist es, der uns hier zumeist interessirt — zwei verschiedene Recensionen durch einander gingen, indem vielfach zwei auf einander folgende Tiraden fast denselben Inhalt hätten.

Abgesehen davon, dass im spanischen Roman der Name des Herzogs, welcher von Pipin mit Oliva vermählt wird, nicht angegeben ist, derselbe vielmehr nur nach seiner Besitzung der Duque de la Rocha heisst, das französische Gedicht ihm aber den vollen Namen: Doz oder Doon l'Alemans Duc de la Roche beilegt, stimmen beide Bearbeitungen im Eingange ziemlich überein. Die Schwester Pipins heisst dort Oliva, hier Olive, der Verräther dort Tomillas, hier Tomiles; in beiden ist er Graf von Köln, dort der Vater, hier der Oheim Ganelons; dort will er seine Tochter Aldigon, hier seine Schwester Andegour mit Doon vermählen. Der Sohn dieser beiden führt dort den Namen Malindre, hier den Malingre. Im Einzelnen finden sich jedoch auch mancherlei Verschiedenheiten, meist nicht zum Vortheil des französischen Gedichts. Namentlich spielt in diesem der Herzog eine noch viel kläglichere Rolle wie im Roman und schwankt noch viel mehr zwischen der Liebe zu Oliva und der Ueberzeugung von ihrer Schuld hin und her. Insbesondere fehlt hier auch die Benutzung des Zettels mit der Zauberformel und des magischen Ringes, die das Beisammenliegen der Herzogin und des Landstreichers im Bette von jener im spanischen Roman so

gut motiviren, gänzlich. Tomiles hat gegen den Herzog behauptet: er habe dessen Gattin mit einem jungen Manne bei einander liegend gefunden, und erst als der Herzog, empört, ihn der Lüge zeiht, verleitet er durch allerlei Vorspiegelungen einen Knappen, sich nackend zu jener ins Bette zu legen. Tomiles ruft hierauf den Herzog herbei, der im Zorn den Knappen erschlägt und auch seine Gemahlin tödten will, jedoch von seinen übrigen Begleitern, nicht aber von Tomiles, daran gehindert wird. Olive erbietet sich zwar auch hier zu jeder Probe ihrer Schuldlosigkeit', aber es kommt hierzu nicht, vielmehr wird sie nach dem Urtheilsspruch Pipins mit ihrem Sohne Landri verstossen. Der Graf von Flandern, der im spanischen Roman eine so bedeutende Rolle spielt, wird im französischen Gedichte nur ganz gelegentlich als einer der Verwandten Doons, die sich erbieten, für Olives Unschuld zu kämpfen, erwähnt.

Dass die Olivasage in Südfrankreich nicht unbekannt gewesen, ergiebt sich zwar aus einer Erwähnung Doons und Olivas in dem provenzalischen Gedichte des Girauz de Cabreira: Cabra juglar (K. Bartsch Denkmäler der provenz. Litterat. Stuttg. 1856. S. 91), von einer Bearbeitung derselben in dieser Sprache hat sich jedoch bis jetzt nirgends eine Spur gezeigt.

Dagegen ist jene Sage in einer altnordischen Bearbeitung auf uns gelangt, die gewissermassen zwischen den beiden vorstehend aufgeführten die Mitte hält. Denn während Olivas Sohn in derselben wie im französischen Gedichte Landres heisst, stimmt sie in der Erzählung der Vorgänge, welche die Verstossung der Herzogin herbeiführen, weit mehr mit dem spanischen Roman überein. Des Herzogs Sohn aus zweiter Ehe, der, wie angeführt, im spanischen Roman den Namen: Malindre, im französischen Gedichte den: Malingre führt, heisst im altnordischen: Malalandres. Der letztere Name (der böse Landres), als Gegensatz zu dem, welchen sein legitimer Bruder führt: Landres, ist gewiss der richtige und lässt darauf schliessen: dass auch in der ursprünglichen Quelle aller dieser Bearbeitungen Olivas Sohn den Namen Landri oder Landres geführt, den der Verfasser des spanischen Romans nur deshalb mit dem: Heinrich vertauschte, um eine Uebereinstimmung mit seinem zweiten Theile, für den die Geschichte der Einnahme des Thrones von Constantinopel durch den Grafen Heinrich von Flandern das Vorbild abgab,

herbeizuführen, ein neuer Belag für die Richtigkeit der oben erwähnten Ansicht Wolfs über die Entstehungsweise des spanischen Romans.

Die altnordische Olivasage ist enthalten in einem Abschnitt der Karlamagnus-Saga, wo sie die Ueberschrift führt: Landres tháttr, und zuerst aus einer Handschrift auszugsweise mitgetheilt von Svend Grundtvig in seiner Sammlung dänischer Volkslieder (Denmarks gamle folkeviser vol. I.—IV. 1. Kjöbenh. 1853—69. I. S. 199—201) demnächst auch mit der ganzen Karlamagnus-Saga vollständig im Druck erschienen. Die Einleitung berichtet: dass die Erzählung von einem Norweger, Bjarne Erlingsson von Bjarke, der um 1290 nach Schottland gesendet worden, aus dem Englischen übersezt sei. Schwerlich entspricht diese Angabe der Wahrheit, doch ist es immer möglich, dass die französische Urdichtnng nicht unmittelbar, sondern durch Vermittelung einer Uebertragung in das Englische die Quelle für die altnordische Bearbeitung abgegeben habe, wohin auch der Umstand zu deuten scheint, dass der Verräther die englische Bezeichnung für einen Hofmeister oder Seneschall: Stewart, ähnlich wie in dem weiter unten zu erwähnenden Gedichte Sir Triamour führt. Dass die Olivasage übrigens in England nicht unbekannt geblieben, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die einzige bis jetzt bekannte Handschrift eines französischen, dieselbe behandelnden Gedichtes in diesem Lande gefunden ist.

Die schöne Olif, wie Oliva im altnordischen Gedichte heisst, ist in demselben nicht die Schwester, sondern die Tochter König Pipins, also die Schwester Karls des Grossen. Der Herzog, dem sie vermählt worden, führt den Namen Hugon. Als derselbe einst auf der Jagd und von Hause abwesend ist, verlangt dessen Stewart, Milon, dem er die Obhut über die Gattin anvertraut hat, von dieser, dass sie sich ihm preisgebe. Mit Unwillen weist sie seine Anträge zurück und droht ihm, ihn bei dem Herrn nach dessen Heimkehr anzuklagen. Milon stellt sich nun reuig, bittet um Verzeihung und erhält auch solche. Zur Bekräftigung derselben bittet er sie, aus einem goldnen Gefäss, das er ihr darreicht, und in das er vorher heimlich einen Schlaftrunk gethan, zu trinken. Nachdem sie dies gethan und in Folge dessen in einen tiefen Schlaf gesunken, bringt Milon sie in ihr Bett, sucht dann einen scheusslichen Bettler auf, bewirthet denselben

auf's Beste, lässt ihn von dem nämlichen Schlaftrunk trinken und legt ihn dann zur Herzogin in das Bette, indem er deren weissen Arm um dessen schwarzen Nacken schlingt. Hugon, den Milon nach seiner Heimkehr in das Schlafgemach der Herzogin geführt hat, schlägt im Zorn sofort dem Bettler das Haupt ab und will auf Milons Antrieb auch seine Gattin tödten. Da erwacht diese und sieht was geschehen ist. Als die Betheuerungen ihrer Unschuld keinen Glauben finden, erbietet sie sich, wie im spanischen Roman zuerst zur Feuerprobe dann, sich von dem höchsten Thurme der Burg auf den Wall, den man ganz mit Spiessen und Schwertern, deren Spitzen nach oben gerichtet worden, bepflanzen möge, hinabstürzen zu lassen, endlich zur Wasserprobe. Alle drei Vorschläge weist der Herzog auf den Rath Milons, welcher behauptet, Olif sei der Zauberei kundig und wage daher nichts bei jenen Proben, zurück. Da ergrimmte Engelbert von Dynhart, der Herzogin bester Ritter, gab Milon einen so heftigen Schlag, dass er zu Boden stürzte, schalt ihn einen Lügner und erbot sich, selbst ohne alle andere Schutz- und Trutzwaffen als einen Stecken gegen den vollständig gerüsteten Milon in gottesgerichtlichem Kampfe die Unschuld der Herzogin zu erweisen. Dies wird angenommen; gleich beim ersten Gange stürzt Milon mit seinem Ross und kommt auf den Boden zu liegen; aber er sucht auch diesen Vorfall als einen neuen Beweis für Olifs Zuuberkünste auszudeuten. Es glückt ihm so Hugon abermals zu berücken, so dass dieser den Kampf einzustellen befiehlt und Engelbert aus seiner Nähe verbannt. In dem hierauf darüber: was mit Olif geschehen solle, abgehaltenen Rathe wird der Urtheilsspruch über diese auf den Vorschlag des Ritter Arnäus ihrem Vater Pipin überlassen. Nachdem der Letztere angelangt ist, wird Frau Olif blossen Hauptes und barfuss vor ihn geführt; Pipin stösst sie mit den Füssen so heftig von sich, dass sie niederstürzt und zwei Rippen bricht. Auf ihres Bruders Karl Vorschlag wird zuletzt das Urtheil dahin getroffen, dass sie, nur mit einem Laib Brod und einer Schaale Wasser versehen, in ein steinernes Gemach eingesperrt werden solle; wäre sie unschuldig, würde Gott sie schon erretten. Milon stimmt bei, will aber noch überdies das Gemach mit Kröten und anderem giftigen Ungeziefer gefüllt haben. Dem schliessen sich die Uebrigen an und Frau Olif wird, nachdem sie schmerzlichen Abschied von

ihrem Sohne genommen und ihr Gebet zur Mutter Gottes verrichtet, nach der steinernen Klause gebracht und in derselben eingemauert.

Der weitere Verlauf der Erzählung, die damit schliesst, dass Landres mit Hülfe seines Oheims Karl seine Mutter, die durch Gottes Gnade am Leben erhalten war, aus dem Gefängniss befreit, in das man nun den Verräther Milon, der sein Verbrechen hat bekennen müssen, einsperrt, Olif aber in ein Kloster geht und Hugon stirbt, worauf Landres sein Nachfolger wird, weicht vollständig sowohl von dem spanischen Romane wie von dem französischen Gedichte ab, und weist durch mehrfache Anklänge an die nordischen Sagen — wohin schon die Einsperrung zusammen mit giftigem Gewürm, wie in der Ragnar Lodbroks Saga, gehört — deutlich darauf hin, dass der Dichter hier keiner französischen Quelle gefolgt sein kann.

Es existiren noch andere nordländische Bearbeitungen der Olivasage, so in einem isländischen Volksgesange, der in einer im Besitz der Alterthumsforscher zu Kopenhagen befindlichen Handschrift erhalten ist (Landres rimur, sonar Hugions hertogs of Englandi og Olifar, Systur Karlamagnus Kaisara) und in Faröischen Volksliedern (mitgetheilt von V. N. Hammershaimb in der Antiquarisk Tidsskrift utg. af det K. Nord. Oldskrift-Selskab 1846—1848 S. 279—304). Dass für diese das vorerwähnte Gedicht die Quelle abgegeben habe, ist nicht wahrscheinlich, da, wenn auch der Gang der Begebenheiten im Ganzen, namentlich in dem ersten Theile der nämliche ist, sich doch im Einzelnen viel abweichende Züge finden und nicht einmal die vorkommenden Namen ganz übereinstimmen. Die Volksüberlieferungen zeichnen sich nicht nur durch Frische und grössere Lebendigkeit vor der Saga vortheilhaft aus, sondern sie weisen auch durch eigenthümliche Züge auf ein höheres Alterthum, stimmen namentlich in manchen Punkten mit den früher erwähnten Bearbeitungen überein, wo die Saga von denselben abweicht, wie unter andern in dem faröischen Volksliede nicht der Herzog, sondern der Verräther, der hier den Namen Myliant führt, es ist, der den im Bette der Herzogin, hier Olawu genannt, gefundenen Bettler tödtet, und diese wirklich die Feuer- und Wasserprobe besteht, beides wie in dem spanischen Roman. Wenn in jenem die böse Stiefmutter des Landrus (Landres) und Mutter des

Malandrus Galionna heisst, so erinnert dies an den Namen Galiana, den, wie oben angeführt, in einer Reihe von Ueberlieferungen die unschuldig angeklagte Gemahlin König Karl's führt. Als ein ähnliches Zusammentreffen kann es angesehen werden, wenn in der Chanson de geste de Gaufrey, Duc de Dane-Marche Morant de Riviere, der des sträflichen Umgangs mit Galiana Bezüchtigte, ein Sohn des Doon de Mayence genannt wird (Wolf, Niederländ. Volksbücher S. 269).

Dass die Sibillensage und die Olivasage ursprünglich derselben Quelle entflossen sein müssen, kann, trotz der wesentlichen Verschiedenheiten, die sie darbieten, kaum einem Zweifel unterliegen. Aus dem Umstande allein, dass eine mit Unrecht des Treubruchs Angeklagte von ihrem Gatten verstossen und nur durch Vermittelung redlicher Männer vor dem schon über sie verhängten Tode bewahrt wird, könnte jenes nicht gefolgert werden, denn dies findet sich, wie bereits oben erwähnt, in vielen anderen Erzählungen, die ohne unmittelbarem Zusammenhange mit der vorliegenden stehen, aber dass, um einen anscheinend unwiderleglichen Beweis für die Schuld der Anzuklagenden zu erlangen, ein gemeiner und scheusslicher Mensch zu der Schlafenden ins Bette gelegt wird, beide so von dem Gemahl betroffen werden, der Bettgenosse, bevor er noch Zeugniss ablegen kann, getödtet wird und der Gatte sich nun trotz aller Betheuerungen der Angeklagten und der für sie sprechenden Umstände nicht von der Ueberzeugung von deren Schuld abbringen lässt, sind so charakteristische Züge, dass sie unmöglich zweimal selbstständig von einander und zwar mit Bezug auf dieselbe Person — denn dass Karl der Grosse hier als der Gatte, dort als der Bruder oder Neffe der Angeklagten auftritt, ist von keiner wesentlichen Bedeutung — erfunden sein könne. Die Olivasage steht aus diesem Grunde der Sibillensage sogar näher wie die Reihe von Erzählungen, wo die von Karl für untreu gehaltene Gattin den Namen Galiana, Halia oder Galia führt, da bei ihnen die erwähnten charakteristischen Züge fehlen, wenn gleich sie darin mit der Sibillensage überein kommen, dass die fälschlich Angeklagte die Gemahlin Karls ist und die Enthüllung der Wahrheit durch die Besiegung des Verleumders in einem gottesgerichtlichen Kampfe herbeigeführt wird. Welche von diesen verschiedenen Gestal-

tungen der Sage die ältere und ursprüngliche sei, lässt sich schwer entscheiden. Svend Grundtvig (l. c.) glaubt, dass bei den Franken die Sage zuerst mit dem alten Frankenherzog Hugo, dem Hugon der Landressaga in Verbindung gebracht sei, und erst später eine neue Anknüpfung an Karl den Grossen gesucht habe. Wahrscheinlich ist es jedoch, dass von den bis auf uns gelangten Redactionen diejenige, wo Karls Gemahlin den Namen Galia oder Galiana führt, die ältere ist. Denn es lässt sich kaum annehmen, dass, nachdem einmal ein sich so empfehlendes Motiv, wie das Hineinlegen eines Schlafenden in das Bette der gleichfalls schlafenden Fürstin zum Erweise des Treubruchs, in die Sage hineingekommen war, ein späterer Bearbeiter derselben es wieder aus ihr entfernt haben wird.

Die oben ausgesprochene Vermuthung, dass der Verfasser des epischen Gedichts von der Königin Sibille eine zu seiner Zeit besonders vorhandene Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in die Karlssagen eingeflochten, findet anscheinend eine Bestätigung darin, dass ein mittelalterliches Gedicht existirt, in welchem jene getrennt von diesen vorkommt; bei näherer Prüfung muss man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Verfasser dieses Gedichts keinesweges auf eignen Füssen stehe, dass ihm vielmehr die Königin Sibille bekannt und sein Vorbild gewesen, und er sich in dem ersten Theile seiner Arbeit darauf beschränkt habe, die Personennamen und Oertlichkeiten zu verändern und in einigen Nebenumständen abzuweichen. Wolf (Neuste Leistungen S. 139) bemerkt mit Bezug hierauf: „Bekannt ist dieser Kunstgriff der späteren Dichter des Mittelalters (im 14. und 15. Jahrhundert), Theile älterer Sagen auf eine neue Weise zu verbinden und zu verarbeiten, charakteristisch hinweisend auf eine Zeit, in der es bereits den Dichtern an Sinn gebrach, für die einfache im Volke fortlebende Sage, und die ihre eigne Armuth an Phantasie durch solche Künsteleien schlecht genug zu verhüllen strebten."

Das in Rede stehende Gedicht ist in altenglischer Sprache und führt den Titel: Syr Tryamoure. Es ist mehrfach gedruckt, neuerdings in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817, Vol. I. pag. 1 sqq.; im Auszuge enthalten ist es in Ellis Specimens of early english metrical romances, Vol. III.

p. 182 sqq. (N. edit. rewis. by Halliwell. Lond. 1848, p. 491—503.) Der Dichter beruft sich selbst auf eine französische Quelle (v. 316: as it is in Romaynes tolde). Der Inhalt ist nachstehender.

Aradas, König von Aragon, unternimmt einen Zug in das gelobte Land, in der Hoffnung, dass Gott ihm dafür einen Erben schenken werde. Seine Gemahlin Margaret übergiebt er der Obhut seines Haushofmeisters (Stewart) Marrock. Dieser liebt aber selbst die Königin. Doch bleiben alle seine Bemühungen, sie für sich zu gewinnen, erfolglos; dieselbe droht ihm sogar, dass sie seinen Verrath ihrem Gatten bei dessen Rückkehr sofort entdecken werde. Da verändert Marrock seinen Plan, bittet die Königin fussfällig um Verzeihung und richtet fortan sein Benehmen gegen sie so ein, dass sie annehmen musste, er habe seine frevelhaften Wünsche unterdrückt. Als aber der König von dem Zuge gegen die Heiden heimgekehrt war, theilte Marrock demselben mit, dass das Kind, was die Königin unter dem Herzen trage, — es verdankte, wie in der Genovefasage, der letzten Umarmung der Gatten vor der Trennung seine Entstehung — im Ehebruch erzeugt sei, dass er selbst jene in den Armen eines unbekannten Ritters betroffen und, von Unwillen hingerissen, diesen sofort durchbohrt habe, dass die Königin dann sich bemüht, seine Verschwiegenheit dadurch zu erkaufen, dass sie ihn zum Mitschuldigen des Ehebruchs mache, er aber aus Treue gegen seinen Herrn der Versuchung widerstanden. — Der König mass dem Verräther Glauben bei und verurtheilte die Königin, ohne deren Schuld näher zu untersuchen, zum Flammentode. Marrock, der seine Liebesabsichten noch keinesweges aufgegeben, aber, wenn dieser Spruch zur Ausführung kam, jede Aussicht auf deren Erfüllung verloren hätte, bestimmte jedoch den König, statt dessen Margaret zu verbannen, unter der Androhung, dass sie, wenn sie nach Ablauf von drei Tagen noch innerhalb der Gränzen des Reichs Aragon betroffen werde, den Feuertod erleiden solle. Ein alter Ritter, Sir Roger, soll sie aus dem Lande bringen und lässt sich hierbei durch seinen, eben so durch seine Treue wie durch seine Grösse und Kraft ausgezeichneten Windhund begleiten. Marrock ist ihnen bereits vorausgeeilt, hat sich mit achtzehn auserlesenen Gehülfen in einen Hinterhalt gelegt, fällt über sie her und will sich der Königin bemächtigen. Er stösst aber auf einen eben so unerwarteten als kräftigen Widerstand von Seiten Sir

Rogers, obwohl dieser ohne alle Schutzwaffen ist und nur von seinem Hunde unterstützt wird. Schon sind von jenes Schwert vierzehn der Angreifer gefallen, als Marrock ihn von hinten mit seinem Speere durchbohrt und todt niederstreckt. Die Königin hat jedoch die Verwirrung des Kampfes benutzt, um einen Versteck im Dickicht des Waldes aufzusuchen; vergebens durchsucht Marrock mit seinen vier noch am Leben gebliebenen Gefährten denselben nach allen Richtungen; er muss zurückkehren, ohne die Frucht seines Verraths genossen zu haben.

Margaret kommt, sobald ihre Verfolger sich endlich entfernt haben, aus ihrem Versteck. Nachdem sie ihrem Vertheidiger, dessen Leiche die vierzehn von ihm getödteten Feinde umgaben, schmerzliche Thränen gewidmet, besteigt sie ihr Ross wieder, das sie noch auf dem Kampfplatz findet, um ihre Reise fortzusetzen. Aber alle ihre Bemühungen, den Hund dazu zu bewegen, sie zu begleiten, bleiben erfolglos. Er ist nicht von der Leiche seines Herrn zu bringen, beleckt dessen Wunden, scharrt ein Loch für jene und bedeckt sie mit Moos. So bewacht er sie und entfernt sich immer nur auf wenige Augenblicke, wenn der Hunger ihn zwingt, Nahrung aufzusuchen.

Die Königin gelangt auf ihrer Flucht an die Gränze von Ungarn; im Walde wird sie von einem Knäblein entbunden; die Mutterfreude lässt sie alles vergessen. Dort findet sie ein ungarischer Ritter Sir Bernard von Monseroyne, indem eine von ihm verfolgte Hirschkuh in eben dem Dickicht, in dem Margaret sich befand, Zuflucht sucht, nimmt diese gastfrei in sein Schloss auf und erzieht den Neugebornen, der den Namen Triamour erhält, auf das Trefflichste und in allen ritterlichen Künsten.

Der Windhund hat indessen treu die Leiche seines Herrn gehütet, da ihm aber allmählig die Nahrung in der Nähe fehlt, so muss er solche in immer grösseren Kreisen suchen und gelangt so am Schlusse des siebenten Jahres, gerade als das Christfest gefeiert wurde, von Hunger abgezehrt, in den Palast des Königs, verschwindet jedoch gleich wieder, nachdem er gesättigt worden. Aradas, dem dies auffällt, giebt, als sich dies wiederholt ereignet, den Dienern Befehl, dem Hunde, wenn er sich zum dritten Mal einstellen sollte, zu folgen. Als der Hund wieder in dem Palast sich einfindet, trifft er dort mit Marrock zusammen, den er sofort wüthend anfällt, an der Kehle packt und nicht eher loslässt, als

bis er ihn erwürgt hat. Hierauf eilt er wieder zum Grabe, wo die, welche ihm gefolgt sind, die Leiche finden, die sich wunderbarer Weise so gut gehalten hatte, dass man sie sofort als die Sir Rogers erkannte. Dieser ward nun in geweihter Erde bestattet und ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet, auf welchem kurz darauf auch der treue Hund sein Leben aushauchte. Die Leiche Marrocks ward durch die Stadt geschleift und dann am Galgen aufgehängt. Der König sendete Boten durch das ganze Land, theils um diesen Akt der Gerechtigkeit männiglich bekannt zu machen, theils um über das Schicksal der schuldlos vertriebenen Königin Erkundigungen einzuziehen, womöglich sie zurückzubringen. Aber alle Mühe blieb erfolglos und der unglückliche Aradas musste noch viele Jahre durch Kummer und Gewissensbisse für seinen übereilten Urtheilsspruch büssen.

Die zweite und grössere Hälfte des Gedichts, welche die Schicksale Margarets und ihres Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Könige mittheilt, weicht von den Erzählungen von der Königin Sibille vollständig ab. Nicht nur, dass Aradas nicht durch Waffengewalt genöthigt wird, die Gattin wieder aufzunehmen, rettet auch ohne einander zu kennen, erst der Vater dem Sohne das Leben, dann dieser jenem das Reich. Die Lösung des Knotens erfolgt dadurch: dass Margaret dem Sir Triamour, nachdem er sich die schöne Helene, die Erbin von Ungarn und den Thron dieses Reiches erkämpft hat, seine ihm bis dahin verschwiegene Abstammung mittheilt und nun auch Aradas erfährt, dass seine vergeblich gesuchte Gattin noch am Leben, der aber, den er, ohne zu ahnen, wie nahe er ihm stehe, liebgewonnen und die Mitregentschaft angeboten, sein eigener Sohn sei.

Ob dieser zweite Theil freie Dichtung ist oder der Verfasser des Sir Triamour auch in ihm einem andern und ergeblich welchem Vorgänger folgt, das zu untersuchen liegt hier keine Veranlassung vor; dass aber für den ersten Theil des Gedichts die Erzählung von der Königin Sibille als Vorbild gedient habe, kann nicht zweifelhaft sein. Die Hauptpunkte, die des Treubruchs von dem, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, fälschlich angeklagte Königin — die Verwandlung des anfangs verhängten Flammentodes in Verbannung, mit der Drohung, dass jener vollstreckt werden würde, wenn die Königin sich nach Ablauf einer bestimmten Frist noch innerhalb der Gränzen des Reiches treffen lasse

— der Mord an dem alten Ritter, welcher die Königin aus dem Lande bringen soll, durch den, welcher dieselbe verläumdet hat — der Hund, welcher für die Leiche seines Herrn Sorge trägt und dann dessen Tod an dem Mörder rächt — die Entweichung der Königin während des Kampfgetümmels und die Erfolglosigkeit der Bemühungen des Mörders sie aufzufinden — die Entbindung der Königin von einem Knaben in der Wildniss, als sie auf der Flucht bis nach Ungarn gelangt ist —, finden sich übereinstimmend in beiden Darstellungen und können unmöglich blos einem zufälligen Zusammentreffen ihren Ursprung verdanken. — Wo der Verfasser des Sir Triamour von seiner Quelle abgewichen — es ist hier immer nur von dem ersten Theile des Gedichts die Rede — wie, dass der Verräther selbst es ist, der den König bewegt, an die Stelle des Flammentodes die Verbannung treten zu lassen — dass jener sich bei dem Ueberfall von einer grossen Zahl Gefährten begleiten lässt — dass er seiner Schuld nicht erst durch einen gottesgerichtlichen Zweikampf überführt wird, der Hund ihn vielmehr gleich das erste Mal, wo er seiner ansichtig wird, umbringt — sind Abweichungen von dem Vorbilde, die nicht gerade als Verbesserungen angesehen werden können. Namentlich fehlt es nun an einem wirklichen Beweise von der Schuld des Verräthers; denn der Umstand allein, dass Jemand von dem Hunde eines Ermordeten erwürgt wird, kann doch, selbst nach den damaligen Rechtsbegriffen, nicht als ein voller Beweis angesehen werden.

Fragen wir nun zum Schluss, welche von den bisher aufgeführten Redactionen der Sage als die Quelle des in dem Erfurter Druck enthaltenen oder richtiger des nicht strophischen Gedichts, aus welchem jenes nur einen Auszug bildet, anzusehen sei, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen: dass rücksichtlich des ersten, des wesentlicheren Theils, die Erzählung von der Königin Sibille diese Stelle einnimmt, denn nur in dieser findet sich eben so wie im deutschen Gedichte die Ueberführung des Verräthers durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten, sowie der Umstand, dass ein hässlicher Zwerg es ist, der bei der schlafenden Königin im Bette gefunden wird. Wie weit im Uebrigen eine Ueberstimmung stattfindet, lässt sich freilich nicht ganz apodiktisch bestimmen, da gerade der Theil der Chan-

son de geste, auf den es hier ankäme, nicht in der Urschrift erhalten und positiv dessen Inhalt nur durch den mageren Auszug bei Alberich bekannt ist. Dass in einer Beziehung eine Abweichung stattgefunden und der Zwerg in jener nicht eine so passive Rolle wie im deutschen Gedichte gespielt, sondern sich aus eignem Antriebe und aus Rache für verschmähte Liebe in das Bette der Königin gelegt habe, ist möglich, aber, wie schon bei der Besprechung des in der venezianischen Handschrift enthaltenen Gedichts ausgeführt worden, nicht nothwendig.

Die umgekehrte Annahme, dass nämlich der französische Dichter dem deutschen nachgefolgt sei, verbieten schon chronologische Gründe. Denn wie oben angegeben, ist die Chanson de geste von der Königin Sibille etwa um 1225 verfasst, während die Sprache des deutschen Gedichts auf die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinweist, wie denn auch die älteste vorhandene Handschrift desselben, der Wiener Pergamentcodex 545 (v. d. Hagen l. c. III. S. 778) diesem Jahrhunderte angehört.

Dieser Umstand macht es zugleich aber auch wahrscheinlich, dass der Chanson de geste unmittelbar, und nicht etwa durch Vermittelung einer neuen Redaction, sei solche in Versen oder in Prosa, das Vorbild des deutschen Bearbeiters gewesen sei. Wenigstens ist die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction auf keinen Fall älter als das nicht strophische deutsche Gedicht, und die Prosa-Bearbeitungen, wie sie uns in dem spanischen und dem niederländischen Volksbuche vorliegen, verdanken jedenfalls erst dem Schlusse des 14. Jahrhunderts, zum Theil einer noch späteren Zeit, ihre Entstehung.

Der deutsche Dichter hat nicht nur sein Original sehr verkürzt, sondern auch fast alle Namen fortgelassen, der einzigen Person aber, die er nicht namenlos liess, dem Herzog Naimes, einen specifisch deutschen Namen, den: Herzog Leopold von Oesterreich, gegeben und so die Sage gewissermassen localisirt. Für den zweiten Theil des Gedichtes, welcher die Schicksale der Königin von der Flucht bis zur Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl enthält, findet sich dagegen in allen Erzählungen von der Königin Sibille nichts Analoges, vielmehr hat hier wahrscheinlich die Sage von Berta mit dem grossen Fusse, der Mutter Karl's, das Vorbild abgegeben.

Die oben ausgesprochene Ansicht, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibille die Erzählung von dem Hunde, der den Tod seines Herrn an dessen Mörder rächt, vorgefunden und in eine Erzählung, der sie ursprünglich fremd war, eingefügt habe, wird zur Gewissheit durch eine Mittheilung des Giraldus Cambrensis, auf die zwar bereits Liebrecht in den Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia (Hannov. 1856 S. 113) aufmerksam gemacht hat, die aber oben von mir übersehen war. — Schon Ambrosius hatte im Hexaemeron Lib. VI. c. 4. (p. 882 der Opera Par. 1569) erzählt: „dass in einem entlegenen Theile von Antiochia in der Dämmerung ein Mann getödtet worden sei, der seinen Hund bei sich gehabt habe. Ein Soldat hatte, um zu rauben, den Mord begangen, sich dann aber, unter dem Schutze der noch stattfindenden Dunkelheit, fortgemacht. Da die Leiche unbeerdigt da lag, so sammelte sich bald ein Volkshaufe um dieselbe. Der Hund jammerte mit kläglichem Geheule über den Verlust seines Herrn. Auch der Mörder, um sich so recht den Anschein der Schuldlosigkeit zu geben, kam hinzu und näherte sich gleich den Uebrigen der Leiche. Der Hund unterbrach aber, sobald er jenes ansichtig wurde, seine Klagen, stürzte sich auf ihn und liess ihn nicht wieder los. Der Angegriffene zog hierdurch in hohem Grade den Verdacht auf sich und gerieth auch selbst, dadurch dass der Hund sich nur gegen ihn wendete, ohne dass ein sonstiger Grund hierzu ersichtlich gewesen wäre, so ausser Fassung, dass er sein Verbrechen nicht mehr zu läugnen vermochte. So hatte der Hund, da er seinen Herrn nicht hatte schützen können, ihn wenigstens gerächt.“ — Hier ist allerdings von einem Zweikampfe zwischen dem Hunde und dem Mörder noch nicht die Rede, Giraldus aber erzählt (Itinerarium Hibern. I. 7) unter Berufung auf Ambrosius und Suetonius de animantium naturis, und im Uebrigen in Uebereinstimmung mit dem ersteren, den Schluss in anderer Weise. Denn nachdem er erwähnt: dass der Hund den Soldaten nicht wieder losgelassen, fährt er fort: „Da dieser, obwohl ein dringender Verdacht auf ihm haftete, die That beharrlich läugnete, so erging ein Urtheil dahin, dass die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden solle. Nachdem nun ein Kampfplatz hergerichtet worden und das Volk einen Kreis gebildet, der Soldat aber einen Stock zur Waffe erhalten, während der

Hund auf seine Zähne verwiesen blieb, ward der Kampf ausgefochten, bei welchem jener unterlag und nun den schimpflichen Tod am Galgen erleiden musste.“ Liebrecht bemerkt (l. c. S. 114) „Hier haben wir also schon den gerichtlichen Zweikampf, der bei Ambrosius noch fehlt und daher von Giraldus aus der erwähnten Schrift des Suetonius entnommen sein muss, über welche ich jedoch nichts Näheres weiss. Auch dieser Suetonius selbst ist mir unbekannt und nur noch bei Wilhelm von Malmesbury de gestis Pontif. Angl. I. 2. p. 251 finde ich ihn mehrmals citirt.“ — Da Giraldus (geb. 1146 † c. 1220) seine Schrift vor 1225, der Entstehungszeit des Chanson de geste von der Königin Sibille, abfasste und in Frankreich mehrfach gewesen ist, so kann der Verfasser der Letzteren füglich von ihm oder seinem Gewährsmann Suetonius die fragliche Erzählung entlehnt haben*).

Fassen wir die Hauptergebnisse der vorstehenden Untersuchung übersichtlich zusammen, so würden dies nachstehende sein.

1. So wie bei mehreren anderen germanischen Stämmen, so hat auch bei den Franken eine Sage von einer fälschlich des Treubruchs angeklagten und von ihrem Gemahl, der der Verleumdung Glauben schenkte, für schuldig gehaltenen, aber, nachdem der Ankläger im gottesgerichtlichen Kampfe überwunden worden, wieder als schuldlos erkannten Fürstin existirt, die schon in sehr früher Zeit mit Karl dem Grossen in Verbindung gesetzt ist. Die ältesten Bearbeitungen der Sage gehören Nordfrankreich

*) Zu den oben angegebenen Beispielen von durch Thieren entdeckten Verbrechen ist noch zuzufügen: Enten zeigen den Mord an. Wolf Deutsch. Sagenbuch 183. Müllenhoff, Sagen aus Schlesw. Holst. zu Nr. 187, vergl. auch Robert Fabl. inédit. II. 282 sqq. Tausend und Eine Nacht (Nacht 940) XIV. 209 sqq. (der Bresl. Ausg.) Anwari Sohaili s. Loiseleur des Longchamps Origine des fables indiennes p. 71, sowie ein Betschuanisches Märchen in Kletke's Märchensaal III. 387 sqq. — Bekanntlich sollen auch die Mörder des Hesiodus durch dessen Hund entdeckt sein. Schon Plinius Hist. natur. VIII. 40 (61) erzählt: dass in Epirus ein Hund den Mörder seines Herrn in einem Volkshaufen erkannt nnd dadurch, dass er ihn mit Gebell und Beissen anfiel, zum Geständniss gebracht habe. Vergl. Plutarch. Moralia. De solertia animal. c. 13. — Endlich erzählt auch Dietmar von Merseburg I. c. 16 (Pertz Monum. III. 742) von einem Morde, der im Palast König Heinrich I. durch einen den Mörder angreifenden Hund entdeckt worden sei.

an. Von dort ist dieselbe theils zu anderen romanischen Nationen, den Provencalen, Spaniern und Italienern, theils zu den germanischen, den Engländern, Deutschen und Scandinaviern gelangt.

2. In dieser ursprünglichen Form erscheint die Sage in den Dichtungen, in denen die Angeklagte die von Karl bei seinem Aufenthalte in Spanien erworbene Gattin, Galia oder Galiana, ist, namentlich in dem niederdeutschen, aber auf einer französischen Quelle beruhenden, Gedichte aus dem Schlusse des 12. Jahrhunderts, von welchem ein Fragment durch Lachmann bekannt gemacht und das seinem wesentlichen Theile nach in die grosse Compilation: Carl Meinet, übergegangen ist.

3. Um die Leichtgläubigkeit des Gemahls besser zu motiviren, wurde von einem späteren Bearbeiter der Zug hinzugefügt, dass neben der schlafenden Fürstin in deren Bette ein gemeiner Mensch, gleichfalls schlafend, gefunden wird. In dieser Gestalt fand die Sage in die die Geschichte der Oliva behandelnden Erzählungen Eingang, in denen die schuldlos Angeklagte aber nicht die Gemahlin, sondern bald die Schwester, bald die Vatersschwester Karls ist.

4. Eine weitere Umgestaltung erlitt die Sage dadurch, dass mit ihr eine anderweitig umlaufende Erzählung von einem Hunde welcher den Tod seines Herrn an dessen Mörder dadurch rächt, dass er diesen in gottesgerichtlichem Kampfe besiegt, in Verbindung gesetzt wurde. In dieser Form erscheint die Sage in den verschiedenen Erzählungen, wo die Königin Sibille, Gemahlin Karls des Grossen, die Angeklagte ist, und deren früheste Redaction jedenfalls der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört.

5. Eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Gestaltungen der Sage findet sich in dem spanischen Roman: La gran conquista de ultramar, aus dem sich ergiebt, dass Galiana und Sibille identisch sind, da die erstere bei ihrer Taufe den letzteren Namen erhalten hat, und der auch wenigstens eine Andeutung von dem sub 3 aufgeführten Umstande enthält.

6. Die deutschen Gedichte von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich haben ihre Quelle in der französischen Chanson de geste von der Königin Sibille, haben dieselbe aber sehr erheblich verkürzt und die Eigennamen theils ganz fortgelassen, theils verändert.

7. Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich jedoch nur auf den ersten Theil sämmtlicher Bearbeitungen der Sage, der die Verurtheilung der Angeklagten enthält. Der zweite Theil, der deren Schicksale bis zur Wiedervereinigung mit dem Gatten, sowie die des beiderseitigen Sohnes erzählt, weicht in den verschiedenen Redactionen so sehr von einander ab, dass von einer gemeinsamen Quelle keine Spur vorhanden ist. Dies gilt gleichmässig von den Bearbeitungen, wo die Königin Sibille, wie von denen, wo die Herzogin Oliva die Heldin bildet. In den erwähnten deutschen Dichtungen sind es anscheinend die Erzählungen von Karls Mutter, der Königin Berta, welche im Wesentlichen den Stoff für diesen zweiten Abschnitt hergegeben haben.

Der König im Bade.

Titel: VOn dē Kunig In dē pat, | Wy er geschendet wart. Darunter ein Holzschnitt mit einer oberen und einer unteren Abtheilung; in jener: das Königliche Schloss, zu dem der von Niemandem erkannte König sich begiebt, in dieser: die Badstube.

Das Büchlein enthält 8 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, in 4to, ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffort pey sant pauls pfarē zu dē weissē lilgē berge. Im XLVij Jar. — Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch sechs andere sehr roh gearbeitete Holzschnitte.

Inhalt. Wer sich nicht vor Hoffahrt bewahrt, der wird von Gott diesseits oder jenseits gestraft. — Ein König, der grosse Macht besass, indem ihm deutsche und wälsche Lande unterthan waren, vermeinte: dass Niemand über ihm stehe, und wollte nicht glauben, dass Christus über allen Fürsten sei. Als er einst in der Vesper die Worte im Magnificat: „deposuit potentes de sede“ vernommen und von gelehrten Leuten deren Bedeutung erfahren hatte, gebot er, diesen Vers nicht ferner zu lesen und alle Bücher, in denen er stehe, zu vernichten. Boten mussten überall verkünden, dass jeder, der diese Worte ferner singe oder lese, harte Strafe erleiden solle. So wurden sie eine Zeitlang nirgends

vernommen bis dahin, dass Jesus Christus dem Könige seine Macht kund zu thun beschloss.

Als der Letztere sich nämlich eines Tages in das Bad begeben hatte, nahm ein Engel, der ihm an Gestalt vollkommen glich, seine Stelle ein. Der König, der ihn nicht wahrnahm, wollte sich neben ihn hinsetzen. Der Bader hiess jenen aber sich entfernen. Der König fragte denselben, ob er betrunken sei, denn er, sein König, sei es, der mit ihm spreche. Ein Thor mögt ihr sein, entgegnete der Bader, und wo ist denn euer Königreich? Da rief der König voll Zorn: schaut diesen bösen Wicht, der einen Andern für mich hält. Zugleich ergriff er einen Kübel und schlug damit nach dem Bader, wurde dafür aber von dessen Gesinde misshandelt, bis der Engel dem Letzteren Einhalt gebot. Jener ward nun mit den königlichen Gewändern bekleidet und begab sich nach dem Schlosse, während der wirkliche König nackend von dem Hausgesinde des Baders aus dem Hause gestossen ward. Arme und Reiche verspotteten ihn auf der Strasse, und fragten ihn höhnend, wo denn sein Hofstaat sei? Der sei wohl im Rheine ertrunken? Unbekleidet wie er war und voller Scham lief der König zu dem Hause eines frommen Mundschenken, der ihm bisher als sein bester Rathgeber gedient. Derselbe befand sich gerade bei Tafel; als er den Lärm vor seiner Thür vernahm, welcher dadurch entstand, dass der Thorwart den König mit harten Worten zurückwies, befahl er diesen einzulassen. Derselbe klagte ihm sein Leid und berief sich, um zu beweisen, dass er wirklich der König sei, auf manche Dinge, welche ein Anderer nicht gut wissen konnte. Der Schenke lachte darob, und gestand zu, dass jener die Wahrheit spreche, meinte aber, der Teufel müsste es ihm mitgetheilt haben. — Er liess ihm ein Gewand und Speise reichen, begab sich dann aber in den Königlichen Palast und meldete dem Engel das Vorgefallene, welcher anbefahl, dass der König ihm vorgeführt werden solle. Als der Letztere erschien, ward er von dem Hofgesinde, das ihm zurief: seid willkommen König ohne Land, verhöhnt. Die Königin, die an der Seite des Engels sass, fragte: was es gäbe? Der Schenk erwiderte: er bringe den grössten Possenreisser, der ihm je vorgekommen. Der Engel hiess hierauf Alle schweigen, damit der Thor sein Anliegen vortragen könne. Dieser, ausser sich über die erlittene schimpfliche Behandlung, berief sich zum

Beweise darüber, dass er wirklich der König sei, auf die Liebkosungen seiner Gemahlin, von der er erst am letztverflossenen Morgen unter zärtlicher Umarmung geschieden sei. Die Königin, die ihren Gatten nicht erkannte, und vor Scham darüber erröthete, dass ein Bettler sich ihrer Liebkosungen rühmte, erklärte die Behauptung für unwahr. Einer der Ritter des Hofes heisst den König schweigen; schon wollten die jungen Hofleute ihn hinauswerfen, da nimmt der Engel ihn an die Hand, führt ihn mit sich in das Schlafgemach und spricht zu ihm: Glaubst du nun, dass Gott Macht habe über dich und mich, sowie über alle Geschöpfe? Nun sieh, wie seine starke Hand dich erniedrigt hat, ohne dass du ihm hast Widerstand leisten können. Was hilft dir nun dein grosses Kriegsheer? Noch ist der Vers wahr: Deposuit potentes de sede et exaltavit. Gott vermöchte dir noch grösseres Leid anzuthun; er hat dich niedergebeugt, wenn er will, so wirst du wieder König sein. Um Gott, wer seid ihr? sprach der König, seid ihr selbst der von dem ihr sprecht, so zeigt euren Edelmuth an mir thörichten Mann und belehrt mich, was ich thun soll. Der Engel entgegnete, dass er nicht Gott selbst, sondern nur dessen Abgesandter, und von Jesus Christus beauftragt worden sei, den König auf diese Weise zu demüthigen, und dass dieser auch, wenn er nicht bis dahin ein gerechter Richter gewesen, immer in seinem gegenwärtigen Stande verharren würde. Da fiel der König vor dem Engel nieder und ergab sich ganz in Gottes Willen. Der Engel hiess ihn aufstehen und sprach: er solle fortan das glauben, was ihm die Priester verkündeten, denn diese lehrten, wie ein Christ sich zu verhalten habe. Auch solle er gegen Alle, welche ihm ihren Kummer klagten, Barmherzigkeit üben. Wenn er diesen Rath befolge, so werde er ein mächtigerer Fürst werden, als er vordem gewesen. Nachdem der König dies gelobt, bekleidete der Engel ihn wieder mit den königlichen Gewändern und schwand dann selbst gen Himmel. Der König lobte Gott, erkannte die Wahrheit dessen, was der Engel ihm gesagt, und wie wenig er selbst sei. Er ging freudig zurück dahin, wo der Hofstaat versammelt war, und erzählte, als er hier gefragt ward, wo der Thor geblieben sei, den er mit sich geführt, Alles was sich mit ihm zugetragen. Er führte die Versammelten dorthin, wo der alte Rock lag, mit welchem der Schenk ihn bekleidet und zeigte ihnen denselben. Da erschracken gar Viele, und hiel-

ten sich für verloren, auch die Königin bat um Verzeihung, sich damit entschuldigend, dass sie ihn nicht erkannt habe. Er nahm sie bei der Hand und forderte sie auf, sich zu beruhigen. Es sei also Gottes Schickung gewesen; er habe sich selbst nicht gekannt. — Da kam der Vers Deposuit wieder zu Ehren und wurde an vielen Orten angeschrieben. Der König aber lebte fortan sowie sein Hofgesinde in grosser Frömmigkeit.

In dem vorliegenden Druck finden sich hiernach als Erklärung des letzten Holzschnitts noch die Verse:

Da bringet man den Kunig wider by der Hand
Der engel gybt im wider sein Frauwen und sein regement.

die offenbar einer andern Bearbeitung dieses Stoffes entnommen sind, da sie mit dem vorher Erzählten nicht im Einklang stehen.

Der zwar nicht in dem vorliegenden Drucke, wohl aber in mehreren Handschriften genannte Verfasser der Erzählung ist der unter dem Namen der Stricker oder Strichäre (d. i. fahrender oder wandernder Dichter, den wahren Namen kennt man nicht) bekannte Minnesänger, der wahrscheinlich Oesterreich angehörte, und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte (Koberstein I. S. 211), von dem eine ziemlich bedeutende Zahl von Dichtungen bis auf unsere Zeit gekommen, deren bedeutendste, der Daniel von Blumenthal, aber bis jetzt nicht vollständig gedruckt ist. Ausgezeichneter wie als Epiker ist er als Verfasser poetischer Erzählungen. Die bekannteste unter den letzteren ist der Pfaffe Amis, eine Sammlung von Schwänken die als Volksbuch bis auf die neueste Zeit fortgelebt hat. Eine aber durchaus nicht vollständige Gesammtausgabe der kleineren Gedichte des Stricker besorgte Hahn. (Quedlinburg und Leipzig. 1839. 8.) Das vorliegende ist darin nicht enthalten. Dagegen hat es Eschenburg aus einer Hamburger Handschrift in Bruns Beiträgen (1802—3, St. II. S. 123), Kowachich aus der Koloczaer Handschrift in Fr. Schlegels deutschen Museum IV. S. 424 sqq., v. d. Hagen unter dem Titel: der nackte König, und mit den Varianten aus vier Handschriften in den Gesammtabentheuern (Th. III. S. 409—426), sowie Lassberg im Liedersaal (CXLVII. Th. II. S. 483—498) und Genthe in den deutschen Dichtungen des Mittelalters (Th. I. S. 415—419) abdrucken lassen, Mailath aber (Auserlesene altdeutsche Gedichte, S. 89—96) unter dem

Titel: Vom übermüthigen Könige, in die heutige Sprache übertragen, und L. Bechstein (Deutsches Märchenbuch, S. 136—139) eine prosaische Bearbeitung davon gegeben.

Der vorliegende Druck, dessen Text nicht unerheblich von dem der anderen aufgeführten Abdrücke, sowie der Handschriften abweicht — wie er denn unter andern nur 355 Verse zählt, wogegen der Abdruck aus der Koloczaer Handschrift deren 360, der bei v. d. Hagen 362, die Mölker Handschrift 378 und die Lassbergische 380 enthalten — ist bis jetzt den Bibliographen völlig unbekannt geblieben. Panzer führt in den deutschen Annalen (I. S. 208. Nr. 369) an: Vom Kunig im pad den sein gewalt genumen wart. Gedruckt zu Bamberg. Hinter sant Marty von Hansen puochdrucker Im iij vnd x c Jahre an sant Lorentzen Abent. 2 Bogen in 4to mit einem Titelholzschnitt und vier kleineren Holzschnitten im Text. V. d. Hagen bezweifelt zwar, dass dies die Stricker'sche Dichtung sei und glaubt, dass diese Ausgabe zu den strophischen Bearbeitungen der in Rede stehenden Sage gehöre, er schliesst dies aber lediglich aus dem Umstand, dass Panzer sie ein sehr erbauliches Lied nenne, ein offenbar ziemlich schwacher Grund. Auch Weller (Annalen II. S. 9) hat für seine Annahme: dass das in dem erwähnten Drucke enthaltene Gedicht das Rosenpluts sei, keine Beweismittel beigebracht. Wahrscheinlich hat er dies aus den Worten, mit denen Plac. Sprenger (Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg, S. 60) seine Notiz über die gedachte Ausgabe schliesst: „Ist im teutschen Museum (1782, Oct.) wieder abgedruckt worden“ gefolgert, da das an dem angeführten Orte abgedruckte Gedicht allerdings das Rosenpluts ist; Sprenger hat aber wohl nur gemeint: dass die Erzählung überhaupt, nicht aber, dass gerade die hier vorliegende Redaction des Stoffes in jenem Wiederabdruck enthalten sei. Vielmehr kann man nach der von Sprenger mitgetheilten Inhaltsangabe, und da der Umfang ganz derselbe ist, wie in dem vorliegenden Abdruck (8 Blätter in 4to), während die noch nicht halb so viel Verszeilen enthaltende Rosenplut'sche Bearbeitung einen viel geringeren Raum braucht, wohl annehmen, dass auch der Inhalt von jenen beiden identisch sein werde. Obenein ist der in der Schlussschrift des Bamberger Drucks genannte Hans Buchdrucker, wie bereits oben nachgewiesen worden, kein anderer als Hans Sporer, aus dessen Presse der Erfurter Druck hervorging.

Wenn nun aber auch die vorliegende Ausgabe die Stricker'sche Bearbeitung enthält, so ist doch nicht nur darin die Sprache modernisirt und der zur Zeit ihres Erscheinens üblichen, soweit dies ohne Verwischung des Reims irgend möglich war, angepasst, sondern es hat sich auch eine grosse Zahl Druckfehler, die theilweise wohl in ungenügender Vertrautheit mit der Sprache des Dichters, der mehr als 200 Jahre früher gelebt, ihre Veranlassung gehabt haben mögen, eingeschlichen, ja es sind nicht selten ganze Verszeilen ausgefallen, wie dies nicht nur die schon oben erwähnte geringere Verszahl, sondern insbesondere der öfters fehlende Reim darthut. In einem Falle mag dies Fortlassen wohl mit Absicht geschehen sein, da wo ausweislich der Handschriften und übrigen Drucke, der Dichter den Engel sagen lässt, der König solle sogar dann, wenn er wisse, dass die Priester selbst sich im Sündenzustand befänden, an das glauben, was sie ihm verkündeten, eine Bemerkung, die eine strenge Censur freilich nicht würde haben passiren lassen können.

Der Gegenstand der in Rede stehenden Erzählung gehört zu denen, welche das Mittelalter mit besonderer Vorliebe behandelt hat; in deutscher Sprache ist dies ausser durch den Stricker mindestens noch fünf Mal geschehen. Zunächst durch dessen Zeitgenossen *) und Landsmann, den Minnesänger Herrand von Wildonie, der, wie er sagt, auf den Wunsch einer minniglichen Frau, für welche er gern noch besser dichten möchte, sein Werk, das die Ueberschrift führt: Das püchel ist von dem plossen Kayser, aus einer ungereimten deutschen Chronik in Reime gebracht hat (Schottky in den Wiener Jahrbüchern f. 1819, Anzeig. Bl. 31 sqq. v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 300. Dess. Gesammtabenth. III. p. CXVI). — Kaiser Gorneus, wie hier der König unserer Erzählung heisst, hält das Evangelium am zwölften Sonntage nach Pfingsten (Lucas XIV. 11) für Lüge; er badet sich aus Eitelkeit für die Frauen als er nach zehn Jahren zum ersten Mal Gerichtstag gehalten, wobei Weiber hülfreiche Hand leisten. Der Engel kommt nicht selbst in die Badestube. Des Kaisers Geheimsterrath ist derjenige, der dem seines Gewandes

*) Gödecke, Grundriss I. S. 34, setzt denselben jedoch erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Beraubten eine Kleidung verabreichen lässt; der Kaiser muss für das Spülicht aus der Küche die niedrigsten Dienste verrichten; er muss das furchtbare Gericht, darunter die Enthauptung mit der Dille — dem jetzt Guillotine genannten altbekannten Werkzeuge — sogar seiner Günstlinge mit ansehen. Nachdem er zur Erkenntniss gelangt ist, dass er seine Strafe verdient habe, wird er in den früheren Stand wieder eingesetzt. Er gelobt nun fortan gerecht zu regieren, sowie Mauth und Münze richtig zu halten, und stiftet Klöster. Seine Gemahlin wird gar nicht erwähnt. Die Erzählung ist etwas breit gehalten, und steht im Werthe jedenfalls der des Stricker nach.

Die dem 14. Jahrhundert angehörende Dichtung eines Ungenannten in der Hamburger Handschrift des Parcival und einem Weimarschen Manuscript ist nichts als eine Umarbeitung des Strickerschen Gedichts und daher oben bei der Aufführung der Ausgaben von diesem mit berücksichtigt.

Im 15. Jahrhundert bearbeitete der Meistersänger Hans Rosenplut genannt der Schnepperer (d. i. Schwätzer. Keller Fastnachtsspiele III. 1077. 1078. 1530) die Sage in seiner Erzählung: Der König im Bade. Er folgt im Allgemeinen dem Stricker, ist aber viel kürzer, da sein Gedicht nur 148 Verszeilen enthält. Es ist in mehreren Handschriften (Keller l. c. S. 1154. 1327) namentlich in einer Dresdener von 49 Gedichten Rosenpluts enthalten und aus einer in Meissners Besitz befindlich gewesenen (Canzlers und Meissners Quartalschrift. Jahrg. I. St. 1. S. 53., III. 7. 27) abgedruckt im deutschen Museum 1781, S. 347—353 und wiederholt in Göz Hans Sachs Th. III. S. 184—189, aus einer Wolfenbütteler Handschrift (Keller l. c. S. 1438. 1436) aber in Wackernagels deutschem Lesebuch III^{a}. 775 und in Pischons Denkmälern II. 80. Auch der Druck: Vom Kunig in pad, dem sein gewalt genumen war. Nürnberg Hector Schoffler (c. 1530) 4 Bl. in 8vo mit Titelholzschnitt, soll angeblich diese Bearbeitung enthalten (Gödecke Grundriss I. S. 97, Keller l. c. S. 1151, Weller l. c. II. S. 9), wahrscheinlich findet sich aber in ihm ebenso wie in dem Bamberger Druck von 1493, der den gleichen Titel führt, die des Stricker.

Etwa gleichzeitig mit Rosenpluts Arbeit mag ein Meistergesang entstanden sein, der in 25 Stanzen der Wartburg-Lohengrin-Strophe (Klingsors schwarzem Ton) die in den vorhandenen

Handschriften allerdings nicht rein gehalten ist, die Sage genau, hin und wieder mit denselben Worten, dem Stricker nacherzählt, nur mit der Abweichung, dass der König hier den Namen Nabuchodonosar, nach dem stolzen König von Babylon Nebukadnezar, der zur Strafe für seine Ueberhebung zum Thier erniedrigt, dann aber wieder begnadigt wird, führt. (Abgedruckt mit Einleitung und Anmerkungen von Schottky in den Wiener Jahrbüch. Bd. V. (1819) Anzeigebl. S. 31—44.)

Endlich bearbeiteten den Gegenstand dramatisch Hans Sachs im Jahre 1555 unter dem Titel: Comödia mit neun Personen zu agiren Julianus der Kaiser im Bad und hat 5 Aktus (H. Sachs Gedichte III. 2) und Joh. Römoldt 1564 unter der Ueberschrift: Ein fein christlich und nützlich Spil von dem grewlichen Laster der Hoffahrt. Eisleben, Urban Graubisch. s. a. 8vo. (Wiedergedruckt in Joh. Römoldt von K. Gödecke. Hannover 1853. S. 2—64.)

Auch in einer altniederländischen Bearbeitung, welche den Titel führt: Van eenen verwanden Koninc, ist die Dichtung vorhanden (Weckherlin Beiträge S. 133).

Wie bei so vielen andern von den Dichtern des Mittelalters behandelten Stoffen, muss auch bei dem König im Bade das unter dem Namen Gesta Romanorum bekannte Volksbuch, eine grosse Sammlung von Erzählungen und Beispielen, dessen erste Abfassung nach Grässes (Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des Mittelalters. II. S. 285 sqq.) Untersuchung spätestens in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, als Quelle angesehen werden, und zwar ist dies hier das 59. Capitel: Von allzugrossem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen. Es wird hier erzählt: der mächtige Kaiser Jovianus habe von Hochmuth ergriffen einst bei sich gesprochen: Giebt es denn einen anderen Gott als mich? Als er kurz darauf mit seinem Tross zur Jagd gezogen, habe er in Folge grosser Hitze das Bedürfniss gefühlt, in einem in der Nähe befindlichen Gewässer ein Bad zu nehmen. Während er sich noch in diesem befunden, sei ein anderer ihm an Gesicht und Gestalt durchaus gleichender Mann gekommen, habe seine Kleider angelegt und sein Ross bestiegen, sei darauf zu dem Jagdgefolge geritten, das ihn für den Kaiser selbst gehalten habe. Jovianus, als er sich,

nachdem er dem Bad wieder entstiegen, seiner Kleider beraubt gesehen, ging zu dem Hause eines in der Nähe wohnenden Kriegsobristen, um von diesem sich mit neuen Gewändern versehen zu lassen; dieser wollte ihn jedoch, obschon er ihm Dinge mittheilte, die nicht wohl ein anderer wissen konnte, nicht nur nicht anerkennen, sondern liess ihn sogar züchtigen und aus seiner Burg hinauswerfen. Eben so erging es dem Kaiser, als er bei einem seiner Räthe, einem Herzoge, Zuflucht suchte, der ihn sogar in ein Verliess werfen und aus dem Lande jagen liess. Jovianus beschloss nun wie er war nach seinem Palaste zu gehen und einen Versuch zu machen, zur Kaiserin zu dringen, in der Hoffnung, dass diese ihn anerkennen werde, wenn er ihr die geheimsten Sachen, die zwischen ihnen vorgefallen waren, vorhalte. Aber auch hier täuschte ihn seine Erwartung; weder die Kaiserin, so unerklärlich es ihr auch war, dass ein Bettler, den sie nie gesehen, ihre Geheimnisse wisse, noch die Höflinge wollten ihn anerkennen; ein Hund, der ihm vorher sehr zugethan gewesen, fiel ihn wüthend an und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht die Dienerschaft abgewehrt hätte, und sein Lieblingsfalke zerbrach, als Jovianus sich ihm näherte, seine Fessel und flog davon. — Der Mann, der des Kaisers Stelle einnahm, fällte den Spruch, dass dieser an den Schweif eines Pferdes gebunden und durch die Strassen geschleift werden solle, befahl aber den mit der Ausführung dieses Urtheils beauftragten Trabanten, ihn nicht zu Tode kommen zu lassen. — Nachdem der Kaiser diese Strafe erduldet, begab er sich zu seinem Beichtiger, einem Einsiedler, der ihn anfangs für den Teufel hielt, demnächst ihm aber, nachdem er durch das verschlossene Fenster gebeichtet, Absolution ertheilte, dann auch wieder erkannte und, nachdem er ihn mit Kleidern versehen, in den Palast zurücksendete. Auch dort erkannte man ihn nun wieder; die Königin und das Hofgesinde vermochten nun aber nicht zu unterscheiden, welcher von Beiden der rechte Kaiser sei, da der wahre und sein Doppelgänger sich vollständig gleich sahen. Der Letztere klärte jedoch den Zweifel auf und verkündete, dass er der Schutzengel des Kaisers sei, der, so lange dieser für seinen Hochmuth habe büssen müssen, dessen Stelle eingenommen und das Land regiert habe. Nun sei die Busse vollendet und es möchten daher Alle dem rechten Kaiser wieder gehorsam sein. — Der Engel entschwand

hierauf den Blicken der Anwesenden, der Kaiser aber dankte Gott und führte fortan ein gerechtes und gottesfürchtiges Leben.

Die Abweichungen, welche sich hier von dem Strickerschen Gedichte finden, sind nicht so erheblich, dass man einen Zweifel darüber hegen könnte, dass dieses aus jener Quelle geschöpft sei.

Auch die Dichter anderer Nationen haben einen so dankbaren Stoff nicht unbenutzt gelassen. Eine im Jahre 1581 zu Lyon gedruckte Moralité: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien folgt getreu der Darstellung in den gestis Romanorum; etwas freier gestaltet sich diese in einem englischen Gedichte aus dem 14. Jahrhundert: King Robert of Sicily, in dem an die Stelle des Kaisers Jovinian ein König Robert von Sicilien getreten ist, sowie eine englische Morality: Robert Cycyl, welche 1529 zu High-Cross in Chester aufgeführt worden ist, und nur in einer dramatischen Paraphrase jenes Gedichts besteht. Endlich verwendete diesen Stoff auch der spanische Dichter Rodrigo de Herrera für sein Schauspiel: Vom Himmel kommt der gute König (Del cielo viene el buen Rey). Bei ihm regiert der König Friedrich von Sicilien, wie der Held hier heisst, so böse, dass ein Aufruhr auszubrechen droht. Der Erzengel Michael nimmt ihm im Bade das königliche Gewand, bekleidet sich selbst damit, nimmt auch jenes Gestalt und Gesichtszüge an, während er die Physiognomie des Königs umwandelt und diesem keine Auswahl übrig lässt, als sich in bäuerische Tracht zu hüllen. Der Engel regiert nun, von Allen für den wirklichen König gehalten, trefflich an dessen Stelle, während jener mit seinen Ansprüchen überall verlacht, endlich durch tiefste Demüthigung zur Erkenntniss geführt, dann aber wieder in den früheren Stand eingesetzt wird (Schack Gesch. der dram. Kunst in Spanien II. 339).

Dass den Erzählungen in den Gestis Romanorum zum Theil morgenländische Quellen zu Grunde liegen, oder doch orientalische Erzählungen, die vermittelst der Kreuzzüge in das Abendland gelangt sind, ist unbestritten. Dass bei der in Rede stehenden Sage die Geschichte des Nebukadnezar dem Verfasser der Gesta vorgeschwebt hat, erscheint um so eher möglich, als die Aehnlichkeit schon in früherer Zeit aufgefallen sein muss,

da, wie wir gesehen haben, einer der älteren Bearbeiter dem Helden jenen Namen gegeben hat.

Keller (Dyocletians Leben von Hans von Bühel. Einleit. S. 49 und Li Romans des sept sages Einl. p. clvj) stellt die Erzählung von dem Könige im Bade auch zusammen mit dem morgenländischen Märchen vom Scheich Sohahabeddin; doch ist auch hier die Uebereinstimmung nur eine entfernte. Sie beschränkt sich darauf, dass der Sultan von Egypten das, was im Koran über Muhammeds Reise durch die sieben Himmel und dessen achtzigtausend Unterredungen mit Gott berichtet wird, nicht für wahr hält, und dass eine Badewanne in dem Märchen eine Rolle spielt, in welcher der Sultan sitzt, während der Scheich ihn mindestens sieben Jahre umherführt. Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Erzählungen besteht insbesondere darin, dass es nicht der Sultan, sondern der Scheich ist, den die Strafe trifft. Einen gleichen Zweck wie das vorliegende Gedicht verfolgt auch die 94stè Erzählung in Boners Edelstein: Von einem der konde das schwarze Buch (Ausgabe von Benecke S. 315 bis 319), nur wird hier der, dessen Hochmuth gestraft werden soll, erst mit königlichen Ehren bekleidet, als er sich nicht bewährt, aber deren wieder beraubt und in den früheren niedrigen Stand zurückversetzt.

Ritter Morgeners Wallfahrt.

Titel: Des Edlen Ritter Morge | ners Walfart in sāt tho | mas land. In gesang Weisse: — Titelholzschnitt. Schlussschrift: Gedruckt zu Erffort In sant | Pauls pfar zu dem weissē lilgen | berge. Anno dni M. CCCCXCVij. — 6 Blätter in 4to. Ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Gedicht in 41 siebenzeiligen Gesätzen (Strophen). Inhalt. Als der edle Morgener sich einst des Nachts an der Seite seiner Gattin befand „und der spielenden Freude mit ihr pflog“, eröffnete er ihr: dass er eine Wallfahrt in St. Thomasland gelobt habe, die er, um sein Gelübde zu lösen, nun antreten wolle; er bat sie zugleich, sieben Jahre seiner zu harren. Auf die Frage seiner Gattin:

wem er die Obhut über seine Güter und sie selbst anvertrauen wolle, antwortete er: dass er Dienstmänner genug habe, die für beides Sorge tragen und in gleicher Treue ihr zugethan sein würden wie ihm selbst. So nahm er Abschied von ihr mit dem Wunsche, dass Gott und St. Thomas sie in ihren Schutz nehmen möchten. — Er forderte nun seinen Kämmerer auf: die Obhut über seine Gattin zu übernehmen, ihm reichen Lohn dafür verheissend. Der Kämmerer aber rieth ihm heimzubleiben, denn die Frauen hätten wenig Beständigkeit und er könne die Obhut über die seine nicht länger als sieben Tage*) übernehmen. Morgener war über diese Antwort sehr bekümmert, traf aber gerade den jungen Herrn von Neifen*) und trug diesem dieselbe Bitte vor, der ihm dann auch ohne Zögern versprach: dass er den Schutz über seine Gattin übernehmen wolle, wenn auch die Abwesenheit dreissig Jahre dauern sollte. — Der edle Morgener, so seiner Sorge frei, zog dann in St. Thomasland, bestand dort manches Abenteuer und blieb sieben Jahre von der Heimath fern. — Neifen suchte seinem Versprechen dadurch nachzukommen, dass er durch stete Feste und Ergötzlichkeiten für die Zerstreuung seiner Pflegebefohlenen sorgte. Lange geschah dies in allen Ehren, aber endlich begann beiden die Zeit lang zu werden und am dritten Tage nach Ablauf der sieben Jahre verlobten sie sich mit einander. — Dem Morgener ward dies durch einen Traum kund. Denn als er unter einem Baum liegend schlummerte, erschien ihm ein Engel, der ihm zurief: dass wenn er nicht noch an demselben Tage in der Heimath eintreffe, Neifen seine Gattin heimführen werde. Morgener in der grössten Verzweiflung, bittet den heiligen Thomas um Hülfe, verfällt dann in einen tiefen Schlaf und findet sich beim Erwachen, ohne selbst zu wissen, was mit ihm geschehen, vor seiner Mühle sitzend. Als er sich bei dem Müller erkundigt, was es Neues auf der Burg gebe, erzählt ihm dieser, der ihn nicht erkennt, ihn vielmehr für einen Bettler hält, dass die Gattin des in fernem Lande verstorbenen

---

*) Im Druck steht zwar sieben Jahr, aber der entsprechende Reim: sag, und der Zusammenhang ergeben, dass es heissen muss: sieben Tag, wie auch wirklich die Worte in andern Ausgaben lauten.

**) Im Drucke steht durch einen Fehler: Eyffe.

Burgherrn sich heute mit dem jungen Herrn von Neifen vermählen werde. Der Ritter begiebt sich hierauf zum Burgthor und fordert den Thorwart auf, der Burgfrau zu melden, dass ein armer Pilger sie um St. Thomas willen und dem edlen Morgener zu Ehren um eine Gabe bitten lasse. Die Herrin befiehlt denselben einzulassen und um das Seelenheil des Morgener willen ein ganzes Jahr hindurch zu verpflegen. Der Ritter, der in seiner Burg von Niemand mit Ehren empfangen wird, setzt sich traurig auf eine Bank, schaut tiefbetrübt die Hochzeitsfeierlichkeiten an, und bittet Gott, ihm ein Mittel darzubieten, durch das er zu seiner Gattin gelangen könne. Schon waren die Neuvermählten im Begriff, sich in das Brautgemach zu begeben, da erinnert einer der Dienstmannen daran, wie der Burgherr stets darauf gehalten habe, dass Jeder, der in der Burg Aufnahme finde, ein Lied vortrage. Der Pilger, vom Bräutigam aufgefordert, diesem Herkommen zu genügen, hebt nun an: er habe sich zwar vorgesetzt zu schweigen, sehe sich nun aber genöthigt zu sprechen; in sein Unglück sei er durch schöne Frauen gerathen; die, welche er einst die Seine genannt, wolle ihm jetzt, da er alt geworden und sein Haar ergraut sei, einen Jüngeren vorziehn; wo er sonst als Herr geboten, werde er jetzt als Knecht gehalten. — Die Herrin, die das Vernommene tief ergriffen und betrübt gemacht, lässt dem Pilger einen goldenen Becher voll Wein reichen. Dieser aber zieht seinen Ring vom Finger, wirft ihn schnell in den geleerten Becher und ersucht den Mundschenk, solchen der Burgfrau zurück zu bringen. Als diese den Ring erblickt, ruft sie schnell: mein Herr, der Morgener ist hier. Eilig steht sie auf und kniet vor dem Bettler: „Seid willkommen theurer Herr," spricht sie, „wo seid ihr so lange gewesen? möge es euch wohl ergehen; ich übergebe mich eurer Gnade; doch braucht ihr nicht traurig zu sein, denn noch ist meine eheliche Treue unverletzt; die habe ich, Gott sei Dank, mir erhalten. Hätte ich mein eheliches Gelübde gebrochen, so solltet ihr mich einmauern lassen." Der Herr von Neifen ward, als er dies vernahm, tief betrübt. Er ging zum Morgener, bekannte, dass er das diesem gegebene Wort gebrochen und bot sein Leben zur Sühne. Der Morgener aber verzieh ihm und gab ihm seine Tochter zur Gattin. —

Das Gedicht schliesst:

> Der Red ward der von Neifen froh
> Und nahm die Tochter gern zur Hand,
> Der Morgener thät auch also,
> Da er seine Frau in Ehren fand.
> Mutter und Tochter waren zart,
> Und die Herren Hochgeboren,
> Das ist des Morgeners Wallfahrt.

Die vorstehende Erzählung gehört zu den sinnvollsten und anmuthigsten Erzeugnissen der deutschen Literatur des späteren Mittelalters. Ihre Entstehung verdankt sie wohl dem Schluss des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wenigstens ist sie in der Mitte des letzeren schon allgemein bekannt gewesen — eine Handschrift derselben trägt die Jahrzahl 1359 (Weckherlin Beiträge S. 75) — im 15. Jahrhundert wurde das Lied vielfach umhergesungen (Mich. Beheim in Mones Anzeiger 1839 Spalte 561; Seb. Brandts Narrenschrift. Basel 1509 p. XCIII. Ausg. von Strobel S. 204. 10) *). Aus dem Umstande, dass zwei Strophen desselben (Nr. 30 und 31) im Wesentlichen einem Gedichte Walthers von der Vogelweide (Nr. 63 der Manesischen Sammlung. v. d. Hagen Minnesäng. I. S. 252 und III. 613, Lachmann Walther S. XI. u. 72) entnommen sind, würde zu folgern sein: dass das Lied vom Moringer jünger sein müsse, als die Lebensperiode Walthers (c. 1200), aber es ist von Grimm (Deutsche Sagen II. 255) die Ansicht aufgestellt, dass jene Verse mit Unrecht dem Walther beigelegt würden. Dass die Entstehungszeit des Liedes jedoch wirklich erheblich später falle wie Walther, werden die weiter unten näher zu erwähnenden geschichtlichen Beziehungen des Inhalts darthun, auch hat Bartsch (Herzog Ernst Wien 1869 S. CX. sqq.) aus der metrischen Form, der Handhabung des Verses und den Reimen nachzuweisen gesucht, dass die Entstehungszeit des Liedes in den Anfang des 14. Jahrhunderts, vielleicht das Jahr 1300 gesetzt werden müsse. Er bemerkt zugleich (l. c. S. CXV.), dass dasselbe durch seine Sprache auf Oberdeutschland, namentlich auf Schwaben weise.

*) Der narr die suw bei oren hat, Schüt sie, das jr die suwglock klyng Und sie den moringer jm syng. Uhland (Schriften IV. S. 293) macht hierzu die Bemerkung: dass im Schweizer und schwäbischen Dialekt Moor, Moore oder Mohr Schweinsmutter bedeute.

Wie beliebt das Gedicht gewesen, beweist die grosse Zahl von Ausgaben desselben. Abgesehen von der hier vorliegenden ist es gedruckt: Bamberg von meister Hansen (Sporer) 1493. 4. Panzer d. Annal I. S. 208 nr. 367). — Erfurt in sant Pauls Pfar zu dem weissen lilgen berge. 1500. 4. (Wiederabdruck der vorliegenden Ausgabe mit gleicher Ausstattung). — Nürnberg. Adam Dyon o. J. (c. 1510). 8. — Nürnberg Jobst Gutknecht o. J. (c. 1515). 8. — O. O. u. J. (c. 1570). 8. — S. l. (Basel J. Schröter) 1605 unter dem Titel: Zwey schöne neue Lieder. Das Erste von dem edlen Moringer. Im Thon wie man den Grafen von Rom oder den Betzenawer*) singt, das ander Ein kurtzweilig Lied, Hertzelein mein schätzelein. In seiner eygenen Melodei. — In neuerer Zeit ist das Lied vom Morgener abgedruckt zweimal im Bragur, und zwar Thl. III S. 402—415 aus der handschriftlichen, 1533 verfassten Chronik des Nicol. Thomann, dann Thl. VIII. S. 200—210 nach dem Bamberger Druck von 1492, welcher genau mit dem Erfurter übereinstimmt, demnächst in der Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und v. d. Hagen S. 102—115: in etwas modernisirter Sprache in den Volksliedern der Deutschen von Erlach II. S. 25—33; am Besten in Uhlands hoch- und niederdeutschen Volksliedern nr. 298 (Anmerkungen dazu mit genauer Angabe der Varianten sämmtlicher Ausgaben in dess. Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage IV. S. 286—297); endlich in Gödeckes Deutscher Dichtung im Mittelalter S. 577 sqq. und auszugsweise in Bartsch Herzog Ernst S. CXIV.

Fast noch zahlreicher sind die Umdichtungen dieses Stoffes in Versen und in Prosa, die vom 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit reichen, von denen hier nur die in der, in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfassten Zimmernschen Chronik (herausgegeben von Barack Stuttg. 1869. Thl. I. S. 286—291), in Grimms Deutsch.

*) Vergl. das Lied von dem Betzenhawer im Bayerland, wie es ihm zu Koffsteyn ergangen in Wolf Histor. Volkslied d. Deutsch. S. 660—665 (andere Ausgaben bei Weller Annal. I. S. 3). Von dem die Ueberschrift: Der Graf von Rom tragenden Liede führen Weller l. c. S. 199. 200 acht, Uhland Volkslieder II. 1033 und Schriften IV. 297 neun Ausgaben auf; gewissermassen sind hierhin aber auch die zu rechnen, welche den Titel führen: Von dem Grafen in dem Pfluge, da der wesentliche Inhalt der nämliche ist und nur die Namen und Oertlichkeiten verändert sind. Vergl. Uhland Schriften IV. S. 299—309.

Sagen II. 255, in L. Bechsteins deutschen Sagenbuch S. 778—779, in Schöppners Bairischen Sagen 385. 493, sowie die von Gustav Schwab (Möringer, Schwäbische Sage in vier Romanzen in dessen Gedichten II. 27) und von K. W. Justi (Graf von Marstetten in dessen Gedichten S. 207) erwähnt werden mögen. Einige andere ausführlicher zu besprechen, wird sich weiter unten Gelegenheit darbieten.

Die oben aufgeführten Ausgaben enthalten gewissermassen zwei Recensionen, bei deren einer der Titel lautet: Das Lied von dem edlen Moringer, während die andere die Ueberschrift führt: Des edlen Ritters Morgener Wallfahrt in St. Thomasland, jene von 40, diese von 41 Strophen. 39 der letzteren stimmen, abgesehen von unbedeutenden sprachlichen Abweichungen, von der Verschiedenheit des Namens des Ritters, sowie dem des jüngeren Mannes, dem jener die Obhut über seine Gattin anvertraut, der dort von Nyffen oder von Neifen, hier von Eyffen*) heisst, und dass dort der Kämmerer nur für sieben Tage, hier für sieben Jahre die Obhut über die Gattin des Ritters übernehmen will, vollkommen überein. Eine Strophe der ersten Recension, die 26ste, ist in der zweiten ausgefallen, während zwei von der letzteren (Nr. 27 und 41) in der ersteren fehlen**). So wenig hiernach auch die Identität beider Recensionen im Wesentlichen zweifelhaft sein kann, so hat jene Verschiedenheit in der Ueberschrift doch zuweilen zu der Annahme Veranlassung gegeben, dass man es mit zwei ganz verschiedenen Dichtungen zu thun habe; selbst Gervinus (Gesch. d. poetisch. Nation. Liter. d. Deutsch. Th. II. S. 98) ist es so gegangen, und der Heraus-

*) Diese Verstümmelung kann um so weniger auffallen, als auch der doch unzweifelhaft dem Geschlecht von Neiffen oder Nifen angehörende bekannte Minnesänger, Gottfried von Neifen, zuweilen Eyfen oder Yfen genannt sich findet (v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 81 - 754. Graf Diutiska III. 106). Da das vorhergehende Wort: von, mit einem n abschliesst, so konnte ein Abschreiber es leicht übersehen, dass dieser Buchstabe beim Anfang des folgenden Wortes zu wiederholen sei.

**) Uhland (l. c. S. 286) nimmt drei Recensionen an, von denen zwei aber im Ganzen zusammen stimmten, während die dritte (es ist die, welche wir als die zweite bezeichnet haben) eine Nachbesserung sei, die das Sylbenmass zu regeln, auch sonst zu verdeutlichen und zu ergänzen suche, deshalb vier (entbehrliche) Strophen einfüge, wogegen drei des Textes ausgefallen wären.

geber des Bragur hat sogar, als er im 8ten Bande die Wallfahrt des Ritter Morgener abdrucken liess, übersehen, dass dasselbe Gedicht schon im dritten Bande dieser Zeitschrift als Lied: Von dem edlen Moringer mitgetheilt sei.

Dass der letztere Name, sowie der: Neifen die richtigen sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Eben so gewiss scheint es aber, dass die in dem Gedichte vorkommenden Personen historisch sind.

Die bereits erwähnte Zimmernsche Chronik erzählt nämlich (Th. I. S. 386, vergl. Uhland in Pfeiffers Germania IV. S. 93): „Der älteste Landfarer, den wir in unsern hohen deutschen Lande gehapt, darvon wir noch wissens, das ist der edel Moringer gewesen. Denselben wollen etlich, er seie ein Meichsner oder ein Sax gewesen, gleichwoll auch einer vor jahren mag gelept, so der Moringer hat geheissen; soll zu Leipzig gesessen und in grossem thon gewesen sein, wie man fürgibt. Aber dieser unser Moringer ist ein Schwab gewesen und ain mechtiger landsherr; er hat sein heimwesen zu Munderkingen an der Tonaw, auch uf und umb den bussen gehapt; gleichwol man sein geschlecht aigentlichen nit waist, aber vermutlichen so ist er ein Graf des herkommens von Hapspurg, oder hat vast ein gleichfermigs Wappen gehapt. So hat er auch sonst ein ander namen, dann der nam Moringer ist sein zunam gewest, wie die alten in prauch gehapt. Man sagt, er hab den Namen vom stetlin Meringen bekommen*), alldo sei er geporen worden, welches von alter nit Möringen geheissen, sondern Moringen. Das bezeucht des stedtleins wappen und sigel, dass sie von unverdechtlichen jaren her-

*) Diese Erklärung des Namens erscheint natürlicher wie die, welche Bartsch l. c. vorschlägt: Moringer, Möringer, Morgener, eigentlich vielleicht meringer d. h. marinaro, Seefahrer. — Auch Grimm und Bechstein leiten offenbar den Namen von der Stadt her, wenn jener seine Erzählung beginnt: Zu Mörungen an der Donau lebte vor Zeiten ein Ritter u. s. w. und der letzere von dem Helden des Gedichts sagt, dass er zu Möringen an der Donau gesessen gewesen sei. Ebenso bringt Mone (Baden. Arch. I. 66) den Namen Moringer mit dem Orte Moringen an der Donau in Verbindung. Koch leitet, wie weiter unten angeführt werden wird, den Namen Mohringer von dem Mohrenlande, in welchem der Träger desselben eine Zeit lang verweilt, her.

gebracht mit dem morenkopf. Nun dieser Moringer, er habe gleich gehaissen oder sei eines geschlechts gewest, wie er wolle, so ist er doch in ehren und zeitlichen guetern der vile gesessen, und den es in allweg, nach der Welt lauf zu rechnen, glücklichen und wol ergangen. Hat ein Weib gehapt eines fürnemen geschlechts, und von deren schöne und frombheit vil wurt in liedern gesungen.“ Die Chronik erzählt nun den Hergang fast genau übereinstimmend mit dem Liede, nur mit einigen Ausschmückungen*) und fährt dann fort: „Wie lang aber bemelter Moringer nach dieser Geschicht noch gelebt und wann er gestorben, das ist lange halb der Zeit, auch usser unfleiss unserer eltern in vergess kommen. Aber bei wenig jaren ist sein, des Moringers, rennfan, den er in Kriegshandlungen gewonn was zu fueren, noch vorhanden gewest; den hat ain alte edle Fraw, genannt Veronica Spettin zu Freiburg im Preisgaw bei handen gehapt, mit dem wappen, wiewol die farben verplichen und schier gar abgangen gewesen. Ueber vil jar hernach sein die edlen grafen von Neufen, des römischen reichs jegermeister, um ire gueter kommen und zu letzst abgangen, wie dann uf erden nichts bestendigs.“

Der oben erwähnte Nicol. Thomann, Capellan zu St. Leonhard in Weissenhorn, einem in dem jetzt bairischen Theile von Schwaben unfern Ulm belegenen Städtchen, sagt bei Mittheilung unseres Liedes: dass dasselbe zu Buch, einem in der Nähe liegenden Dorfe, vor Jahren gesungen sei, und erwähnt dann einen auf Albert von Neiffen, Grafen von Marstetten, bezüglichen Grab-

*) Nach der Chronik hat der Graf von Neiffen, wie er hier heisst, die Nachricht von dem Tode des Moringer verbreitet, um dessen Gemahlin dahin zu bringen, sich mit ihm zu vermählen. Das Schloss zum Bussen, dem berühmten Berge bei Riedlingen, wird als der Ort genannt, wo die Hochzeitsfeier begangen wird. — Die Verse, welche die Chronik den Moringer singen lässt, weichen auch nicht unbedeutend von denen in den erwähnten beiden Recensionen des Gedichts ab. Sie lauten in der Chronik: In angst und not die schöne fraw — Hat mich gebracht der Welt zur schaw. — Ir trew an mir vergessen ward — das sie mein nit gewartet hat — Hie fernd ain her, iz bin ain knecht — mir wurd ain alte schüssel recht. — In dem Abdruck bei Uhland (Volkslied. II. 787), dem correktesten von allen, lautet diese Strophe: Was ich schaff so bin ich alt. — Davon so jenget sie nit vil — dass mir mein Bart ist graw gestalt — das sie ein junger haben wil — vor waz ich herr, iez bin ich knecht — das ist mir auf dieser hochzeit — eine alte schüssel worden recht.

stein in der Kirche zu Weissenhorn vom Jahre 1306, sowie ein altes Calendarium, nach welchem am 20. Februar 1349 Berchtold von Neiffen, am 4. Mai eine Frau von Neiffen, Gräfin von Marstetten, welche man genannt hat die Möringerin, am 24. Februar eine Elisabeth von Neifen verstorben wären; ob die beiden letzteren auch im Jahre 1349, sei nicht genau ersichtlich.

Die Zusammengehörigkeit der Namen Neifen-Marstetten und Moringer liegt hiernach am Tage. Ist jedoch die hier erwähnte Frau von Neifen, Gräfin von Marstetten, genannt die Möringerin, die im Gedichte vorkommende mit dem jungen von Neifen vermählte Tochter des edlen Moringers, so kann ihr Tod nicht in das Jahr 1349 fallen und der im letzeren Jahre verstorbene Berchtold von Neifen nicht ihr Gatte sein, denn es steht urkundlich fest, dass Marstetten schon etwa ein Jahrhundert früher an die Familie Neifen gelangt ist. — Dieses alte — es kommt von der Mitte des 10. Jahrhunderts an vor — Geschlecht in Oberschwaben, das besonders im Zabergau begütert war und zu den treuesten Anhängern der Hohenstaufen gehörte, ist besonders bekannt durch Gottfried von Neifen, einen der reichsten Dichter der besten Zeit des Minnegesanges. Ein anderer Gottfried von Neifen war rector ecclesiae zu Weissenhorn und stiftete dort zwei Altäre. Schwab (Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart 1823 S. 128) sagt: Am Schlusse des 13. Jahrhunderts kamen die Herren von Neufen auch zur Grafschaft Marstetten und Graisbach (in Oberschwaben). Ein beträchtlicher Theil lag im Zabergäu. Aber schon bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts begannen die Verpfändungen und Verkäufe ihrer Besitzungen an Klöster und weltliche Herren. Bald dauerte das Geschlecht nur noch in der Graisbach-Marstettischen Linie, und auch so nur bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fort.“ (Vergl. auch Cless Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg Th. II. Abth. 1. S. 131 spp.) Stälin, der in seiner Würtembergischen Geschichte Th. II. S. 571—586 dieser Familie eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet hat, sagt (l. c. S. 575): „Berthold III., Herr von Neifen, Stammvater einer besonderen Linie dieses Hauses, erscheint im Jahre 1241 am frühesten in Urkunden; er heirathete die Erbtochter Jutta, Tochter Gotfrieds Grafen von Marstetten, und damit die Würde und den Namen eines Grafen von Marstetten, welche seinen Nachkommen, die

im Jahre 1326 auch die Grafschaft Graisbach (links der Donau unterhalb Donauwörth) erhalten, verblieben. Er befand sich nebst Albert dem Jüngeren von Neifen unter den Deutschen, welche im Spätjahr 1267 den unglücklichen Conradin, wenigstens bis Verona, begleiteten. Die Erwerbung der Grafschaft Marstetten durch Berthold von Neifen gab Stoff zu folgender sagenhaften Erzählung: „Der edle Moringer (diesen Namen setzt die Dichtung an die Stelle des Grafen von Marstetten), sieben Jahre auf einer Wallfahrt nach Indien abwesend, wurde für todt gehalten und seine Gemahlin wollte zu einer zweiten Ehe mit einem Herrn von Neifen schreiten. Der Hochzeitstag erschien, als der edle Moringer am Morgen dieses Tages in Pilgertracht in die Heimath zurückkam, unerkannt in das Schloss gelangte und seiner Gemahlin durch seinen Ehering, welchen er in den Trinkbecher warf, sich zu erkennen gab. Mit dieser wieder vereint, gab er dem Herrn von Neifen zur Entschädigung die Hand seiner Erbtochter."

Die Urkunde, auf welche Stälin Bezug nimmt, ist vom 5. Februar 1259. In derselben verzichtet die erlauchte Frau Jutta, die Tochter des seligen Grafen Gottfried von Marstetten in die Hand ihres Gatten, des edlen Mannes, des Herrn Berthold von Nifen, auf die Rechte, die ihr von erbschaftswegen auf das neue Schloss St. Peter (Petersberg) im Oberinnthal zustehen (Hormayr Beitr. 2. 147—9. Dessen Hohenschwangau 75. Lang Regesta Boic. 3. 126). — Gottfried von Marstetten erscheint zuerst in einer Urkunde vom 11. April 1195 (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2) gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Berchta, dann in einer 1236, endlich in einer von 1239. Sein Todestag war der 23. November (Octob. Vergl. Nekrolog bei Hess Monum. Guelf. 292, cf. auch Egymann Gesch. des Illerthales S. 304 sqq.) *)

---

*) Etwas abweichend hiervon sind die Angaben Kochs (Die Ritterburgen und Bergschlösser des Königreichs Würtemberg. Canst. 1828 Bdch. III. S. 16—17). Derselbe sagt: »Der erste bekannte Besitzer der Grafschaft Marstetten und Buoch war Heinrich von Weissenhorn, Graf zu Marstetten, des Reichs Jägermeister und Landvogt in Oberschwaben. Von dessen Neffen, Graf Rudolf von Weissenhorn, der 1080 lebte, stammt Möringer, Graf von Marstetten und Buoch, ab. Dieser wallfahrte nach Ostindien und blieb sieben Jahre aus. Seine Gemahlin, die ihn für todt hielt, entschloss sich, einen jungen Grafen von Neuffen zu heirathen. Der ge-

Gegen Stälins Ausführung lässt sich einwenden, dass es nicht erst die sagenhafte Erzählung gewesen, welche dem Grafen Gottfried von Marstetten den Namen Moringer gegeben hat, dass er solchen vielmehr nach Ausweis des Weissenhorner Calendariums wirklich geführt haben muss, dass dies vielmehr sein eigentlicher Geschlechtsname gewesen sein mag, welchem der eines Grafen von Marstetten ebenso beigefügt wurde, wie es demnächst bei seinen Besitznachfolgern aus der Familie Neifen geschah. Sodann ist schwer abzusehen, wie lediglich der Umstand, dass Berthold von Neifen durch die Vermählung mit der gräflich Marstettischen Erbtochter in den Besitz von Marstetten gelangt ist, die Veranlassung zu der sagenhaften Erzählung von dem edlen Moringer gegeben haben kann. Es muss hier wohl jedenfalls noch ein anderer Umstand hinzugetreten sein. — Auch die erwähnte Urkunde erregt einiges Bedenken. Man möchte aus ihr schliessen, dass Jutta die Burg St. Petersberg von ihrem Vater geerbt habe. Aus einer Urkunde vom 5. Mai 1255 ergiebt sich aber, dass diese Burg sich damals und nachdem Konrad von Schwangau seine Rechte auf dieselbe aufgegeben, im Besitze der Grafen Eberhard und Konrad von Kirchberg befunden habe (Hormayr Werke 2. LXXXIV. Stälin l. c. S. 411). — Graf Gottfried von Marstetten war jedoch lange vorher gestorben, denn schon in einer Urkunde von 1241 (Mone Anzeiger 1835. 136. Stälin l. c. S. 584) erscheint Berthold als Graf von Marstetten; er wird aber diesen Namen doch jedenfalls erst nach dem Tode seines Schwiegervaters angenommen haben.

---

wünschte Hochzeitstag war schon erschienen, als Möhringer — von seiner Reise zu den Mohren also genannt — an diesem Tage früh in der Mühle zu Buoch, als ein Pilger gekleidet, ganz unbekannt ankam. Als unbekannt drang er in das Schloss und gab sich seiner Gemahlin durch seinen in den Trinkbecher geworfenen Ehering zu erkennen. Den Berthold von Neuffen hielt er mit seiner einzigen Erbtochter, Elisabeth, schadlos, die er ihm 1154 auch sogleich antraute und ihm Marstetten und Weissenhorn sammt seinem Stammwappen, den drei Hüfthörnern im rothen Felde, überliess. Seine Nachkommen behielten die Grafschaft Marstetten bis auf Berthold VII., Grafen von Marstetten, Graispach und Truhedingen, der mit einer Markgrävin von Burgau keine Kinder zeugte und 1349 starb." — Da Koch keine Quellen anführt, so wird auf seine Angaben kein grosses Gewicht gelegt werden können.

Wie dem aber auch sein mag, so viel kann man immer als geschichtlich feststehend annehmen, dass der edle Moringer des Gedichts kein anderer als Gottfried Graf von Marstetten, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat († zwischen 1239 und 1241), seine Gattin: Bertha; der junge von Nifen aber Berthold III. Herr von Neifen und die ihm vermählte Tochter jener beiden: Jutta Gräfin von Marstetten gewesen sind. Die Söhne dieser letzteren waren der, nach Ausweis seines Grabsteins in der Kirche von Weissenhorn, 1306 verstorbene Albert I. von Neifen, Graf von Marstetten, und Berthold IV., ihr Enkel aber der Berthold V., mit welchem am 20. Februar 1349 das Geschlecht Neifen ausstarb.

Der Ort Mohringen oder Moringen, dem der edle Möringer wohl seinen Namen verdanken wird, liegt im würtembergischen Schwaben oberhalb Tuttlingen; unfern davon im Schwarzwaldkreise die Stadt Neiffen, am Fusse des Berges, der das alte Schloss Hohenneifen trug; Marstetten war eine Burg an der Iller (Oberamt Leutkirch), die noch jetzt durch ihre umfangreichen Trümmer ihre ehemalige Grösse bekundet (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2).

Eines eigenthümlichen Zusammentreffens muss hier noch gedacht werden.

Mit dem bereits mehrfach erwähnten Minnesänger Gottfried von Neifen — der ein Zeitgenosse des vorbesprochenen Moringers, denn er kommt von 1234—1255 urkundlich vor (Stälin l. c. S. 765) und Geschwisterkind mit dessen Schwiegersohn Berthold war, lebte gleichzeitig auch ein Minnesänger, welcher den Namen Möringer führte — so wird er wenigstens in einem handschriftlichen Loosbuch aus dem 15. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu München (Massmann in W. Grimm Deutsche Heldensage; v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 887) genannt, während der Name in der Manessischen Handschrift, die 34 Gedichte von ihm enthält, Heinrich von Morungen, und in der Berner Handschrift von Minneliedern, in der sich zwei Lieder von ihm finden: der Morunk, lautet. Hugo von Trimberg nennt sogar im Renner beide Dichter — Gottfried von Neifen und Heinrich von Morungen — zusammen. Schon Docen (Miscellaneen I. 187) hat die beiden Namen Möringer und von Morungen als identisch angesehen.

v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 123) ist zwar halb und halb geneigt, Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen zu halten und mit dem Orte Morungen bei Göttingen in Verbindung zu setzen, er gesteht jedoch selbst (p. 122), wie nichts dafür spreche, dass ein edles Geschlecht von diesem Orte seinen Namen getragen habe.

Auch die Verfasser der Zimmernschen Chronik, obwohl sie die Identität des Moringer der Sage, mit dem Sachsen oder Meissener Moringer, der zu Leipzig gewohnt, in Abrede stellen, müssen doch jenen für einen und denselben mit dem Minnesänger Heinrich von Morungen, dessen Gedichte sie aus einer ihnen vorliegenden Liedersammlung kannten (Zimm. Chr. II. 239), gehalten haben. Denn wenn sie der vornehmen Herkunft und der in Liedern vielbesungenen Schönheit der Gattin des Moringers gedenken, so können sie, da ihre sonstige Quelle, das Moringerlied, nichts davon besagt, dies nur aus den Liedern Heinrichs von Morungen entnommen haben, die gleich vornherein voll Lobes einer hohen Frau sind (Uhland l. c. S. 96). — Auch die Nachricht über das Wappen des Moringers in der Zimmernschen Chronik ist wohl von dem Minnesänger entnommen, der in der Weingartner Handschrift (Ausgabe von Pfeiffer und Fellner S. 89), gleich dem Städtlein Möringen, einen Mohrenkopf im Wappen führt. Auch Jac. Grimm hat zuerst (Meistergesang S. 184) unser Lied auf die Minnesänger von Morungen und von Nifen bezogen, weil sich in jenem Stellen finden, welche Anklänge an die Gedichte Morungens enthielten, er hat aber später stillschweigend selbst seine Ansicht wieder geändert, da er (Deutsche Grammatik I. 455) Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen erklärt. (Vergl. über diesen auch Wackernagel Lesebuch I. XIV. Koberstein Grundr. 4te Ausg. S. 256. 257. K. Bartsch Deutsche Liederdichter des 12—14. Jahrhunderts. Leipz. 1864 S. XXXII). — Dass der Moringer der Sage und der Minnesänger nicht identisch sind, lässt sich noch weniger daraus folgern, dass die Gedichte des letzteren ihrer Sprache nach auf Niedersachsen weisen, der erstere aber unzweifelhaft dem Schwabenlande angehört, denn jener Umstand könnte möglicher Weise mehr auf Rechnung der Abschreiber wie des Dichters zu setzen sein, wie dass der Vorname ein verschiedener ist, Gottfried bei dem Träger der Sage, Heinrich bei dem Minnesänger.

Viel zweifelhafter wie die Frage: ob wir es in dem Liede vom edlen Moringer mit historischen Personen zu thun haben, ist die: ob demselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liege, oder ob man das Erzählte lediglich als eine Schöpfung der Einbildungskraft anzusehen habe. — Es scheint zwar, dass, wenn man von dem Wunder, durch das die Rückkehr bewerkstelligt wurde, absieht, kein wesentliches Bedenken der Annahme entgegenstehe, dass die Geschichte sich etwa so verlaufen habe, wie sie im Gedicht erzählt wird, so dass also ein Graf von Marstetten, der, weil er auf einer Wallfahrt länger als er beabsichtigt hatte, von seiner Heimath ausgeblieben, für todt gehalten wurde, gerade noch zu rechter Zeit zurückgekehrt sei, um die Vermählung seiner Gattin mit einem Andern zu verhindern, dass er unerkannt sein Schloss betreten, sich aber seiner Gattin durch seinen Trauring zu erkennen gegeben und der Bräutigam nun statt der Mutter die Tochter geheirathet habe. — Aber, wenn auch — was nicht gerade in Abrede gestellt werden soll — irgend eine wirkliche Begebenheit zur Entstehung des Gedichts Veranlassung gegeben haben mag, so ist jene doch gewiss nicht gerade so verlaufen, wie sie in diesem erzählt wird, denn ganz dasselbe Ereigniss wird auch von vielen Anderen berichtet; alle diese Erzählungen könnten mit gleichem Rechte darauf Anspruch machen, als auf wirklichen Thatsachen beruhend angesehen zu werden; es ist aber völlig undenkbar, dass diese doch nicht gerade alltägliche Begebenheit sich in fast völlig gleicher Weise mehrfach wiederholt habe. Es ist dies um so weniger glaublich, als diese Erzählungen, wenn auch nicht alle, doch zum grösseren Theile, in Schwaben, und zwar in der Nähe des Bodensees ihren Schauplatz haben.

Allerdings gilt das Letztere nicht von der ältesten bekannten Aufzeichnung der Erzählung, die sich in dem 1222 vollendeten Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (Dist. VIII. cap. 59. Th. II. S. 131 der Ausgabe von Strange. Cöln 1851) befindet. Hier wird erzählt: „In dem Dorfe Holenbach“ (Helpach. Zingerle in der Zeitschr. f. deutsche Mythologie IV. 39) habe ein Ritter mit Namen Gerhard gewohnt, dessen Enkel noch am Leben wären, wie sich denn im Dorfe kaum ein Einwohner befinden werde, dem das zu erzählende Wunder nicht bekannt sei. Dieser Gerhard habe den heiligen Apostel Thomas so inbrünstig

verehrt, dass er nie einen Armen, der um dessen willen ihn ansprach, seine Hülfe versagt habe. Eines Tages wäre auch der Teufel, der den Ritter auf diese Weise von seinem Glauben abwendig machen wollte, vor dessen Wohnung erschienen und habe um St. Thomas willen um Obdach gebeten. Gerhard habe nicht nur ihm dies gewährt, sondern ihm auch, da er sich sehr erfroren gestellt, seinen eigenen kostbaren Pelzmantel geliehen, um sich vermittelst desselben zu erwärmen. Am nächsten Morgen war aber der Teufel sammt dem Mantel verschwunden. Die Gattin Gerhards hielt diesem nun vor: dass er schon unzählige Male so getäuscht sei, aber immer noch nicht von seinem Aberglauben zurückkomme; Gerhard antwortete derselben jedoch ruhig: der heilige Thomas werde schon den Schaden ersetzen. — Einige Zeit darauf beschloss Gerhard, eine Wallfahrt nach dem Grabe des Apostels Thomas zu unternehmen; beim Abschiede von seiner Gattin brach er einen goldenen Fingerreif in zwei Hälften, von denen er die eine ihr gab, die andere für sich behielt, wobei er sie bat: fünf Jahre seiner zu harren; sei er bei deren Ablauf noch nicht zurückgekehrt, so möge sie sich anderweit vermählen. — Als Gerhard nach langer Wanderung zur Stadt des Apostels Thomas gelangt war und in dessen Heiligthum betete, wobei er seine Gattin und alles sonstige Seine der Gnade desselben empfahl, da fiel ihm ein: dass gerade an demselben Tage die fünfjährige Frist ablaufe und seine Gattin sich nun mit einem andern vermählen werde. Als er kummervoll um sich blickte, sah er neben sich den mit dem ihm einst entwendeten Mantel bekleideten Teufel. Dieser fragte ihn: Gerhard, kennst du mich? Ich kenne dich nicht, antwortete dieser, wohl aber den Mantel. Darauf sagte der Teufel: Ich bin derjenige, der von dir im Namen des Apostels Thomas Gastfreundschaft forderte, dann aber deinen Mantel mitnahm, bin dafür aber hart genug gestraft worden. Ich bin der Teufel; mir ist als Strafe auferlegt: dass ich dich, weil heute deine Gattin einen Anderen heirathen will, noch vor der Zeit der Nachtruhe in deine Wohnung schaffe. Indem der Teufel nun den Ritter auf seinen Arm nahm, führte er denselben innerhalb des noch übrigen Theiles des Tages von Indien nach Deutschland, und setzte ihn, als eben die Dämmerung einbrach, in seinem Hofe unverletzt nieder. Gerhard trat, unkenntlich durch einen langen Bart, in sein Haus,

sah dort seine Gattin neben ihrem Verlobten sitzen, und warf, indem er dieselbe anblickte, den halben Fingerreif in einen Becher. Als die Frau dies sah, nahm sie jenen heraus, verband ihre Hälfte damit und erkannte so ihren Gatten. Schnell sprang sie auf, fiel demselben um den Hals und rief laut Allen zu, wer er sei. Der Verlobte ward zwar verabschiedet, doch war Gerhard edelmüthig genug, ihn die Nacht hindurch im Hause zu behalten."

Bartsch (Herz. Ernst S. CXIV.) sagt, nachdem er die vorstehende Erzählung besprochen: „Die Idee ist also dieselbe wie im Moringerliede; die Einzelnheiten weichen ab; es braucht nicht dieses aus jenem den Stoff gebildet zu haben. Der Stoff lag einem Zeitalter, wo durch die Kreuzzüge Ritter auf Jahre von ihren Frauen getrennt wurden, nahe genug." Ich möchte aber doch der Ansicht sein, dass die Erzählung von unmittelbarem Einfluss auf das etwa achtzig Jahre jüngere Gedicht gewesen ist, denn anders lässt sich der Umstand nicht gut erklären: dass es in beiden der Apostel Thomas ist, in dessen Land die Wallfahrt unternommen wird, die dem Gatten Veranlassung giebt, seine Gattin zu verlassen, und der dann auch für die rechtzeitige Wiederkehr des ersteren Sorge trägt. Hierzu kommen die sonstigen Uebereinstimmungen: die unerkannte Rückkehr in dem Augenblick, wo die Gattin zur Vermählung mit einem Andern schreiten will, die Wiedererkennung durch den Ring u. s. w. Wenn auch nicht gerade behauptet werden soll, dass der Verfasser des Moringerliedes die Schrift des Cäsarius von Heisterbach gekannt und benutzt habe, so konnte doch die Erzählung vom Ritter Gerhard von Holenbach, da dieselbe damals allgemein bekannt war, auch zur Kenntniss dessen gelangt sein, dem das Lied vom edlen Moringer seine Entstehung verdankt. Es ist sogar nicht unmöglich, dass eine gleiche besondere Verehrung des heiligen Thomas seitens des einen wie des andern, vielleicht auch eine ähnliche jahrelange Wallfahrt Veranlassung gegeben hat, das ursprünglich von Gerhard Erzählte auf den Moringer zu übertragen.

Oertlich näher, dem Inhalte nach aber ferner als die vorerwähnte, steht der Sage vom edlen Moringer die von Hans von Bodman, dem Besitzer des Schlosses Bodman am Bodensee, die

in dreifacher Ueberlieferung, in einer Handschrift des Bodmanschen Hausarchivs aus dem 17. Jahrhundert (Uhland, Zur schwäbischen Sagenkunde, 3. Bodman, Germania IV. S. 78), in Meiers Volksmärchen aus Schwaben. Stuttg. 1852. nr. 61 und in L. Reich die Insel Mainau u. s. w. Carlsruhe 1856 S. 228 fgg. überliefert ist. Die erstere lautet: „Zu diesem hat man auss uralten geschichten, dass der Herr von Bodma, sonsten der Landfarer genannt, sich von seiner frau gemahlin in entfernte Länder begeben, in meinung, die ganze welt durchzuraisen. In der abrais aber hat er seinen guldenen rüng von der hand genommen, solchen entzwai gebrochen und das eine stuck gedacht seiner fraw gemahl zu dem ende, dass, wan er nach langen jaren widerumben nacher Haus kommen möchte, es ain kenzaichen seiner person sein solle, gegeben; den andern halben tail aber hat er bei ime behalten. Als er nun lange jar ausgeblieben und auf dem wilden mör von denen wellen in aine insel geworfen worden, also das er nicht mer fort kommen können, sondern seines lebens verzweiflet hette, ist ein wildes mändle zu ime kommen, um seiner traurigkeit befraget, so er ime allen verlauf erzölet hat; worauf dieses mändle ime gesagt: es hette seine fraw sich widerumben mit einem andern verheiratet und morgigen tags werde sie hochzeit halten; wann er ime versprechen wolle, dass er in seiner herrschaft ewiglichen nicht mehr wider die nebel läuten lassen wolle, so wolle er ine von allen seinen schaden und nachtail auss diser gefar erheben und füeren, dass er morgen nach der malzeit seiner fraw gemahl beiwonen könde. Nachdem diser herr von Bodma ein soliches zugesagt und versprochen, als ist dises mändle mit ime zue Bodma den andern tag, als man bei dem hochzeitmal sich lustig eingefunden, ankommen. Herr von Bodma aber stellete sich als ein armer und begerte, ime ainen trunk zu raichen. Als er solichen erhalten, hat er ainen trunk aus disem geschürr getan, in den übrigen wein aber wurfe er den halben tail des guldenen rings, so er mit sich zue ainen kenzaichen genommen, batte disen trunk sambt inligenden halben tail des guldenen rings der fraw hochzeiterin zue präsentiren. Als nun sie dises gesehen, war sie alsobalden erschrocken, befalche gleich iro den halben guldenen rüng so in irem schreibtisch lage, bei zuebringen, so nun also balden mit männigliches verwunderung, was es bedeiten solle, geschehen.

Da sie nun baide stuck zuesammen füegte, hat sie ire disen armen zue der malzeit zue füeren befolchen, allwo sie ainandern als liebe ehegemahl begriesset und diese wunderbarliche geschicht sonderliche freüden erwecket hat.“ *)

So erheblich auch die Verschiedenheiten zwischen der vorstehenden Erzählung und dem Moringerliede sind, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass das letztere die Quelle für die erstere gewesen sei. — Die Verfasser der Zimmernschen Chronik (Graf Froben Christoph von Zimmern und dessen Sekretair Joh. Müller) die mit dem Sagenschatz ihrer Heimath auf das genauste und umfassendste bekannt waren, theilen (l. c. Th. I. S. 281 fgg. Vergl. Uhland l. c. S. 67 fgg.) die in Betreff des Bodmanschen Geschlechts umgehenden Sagen ausführlich mit und darunter auch das Zusammentreffen des der Landfahrer genannten Herrn von Bodman mit dem Nebelmännlein. Das letztere räth jenem zwar: baldigst heimzukehren, es führt ihn aber nicht selbst zurück. Eben so wenig kommt darin von der beabsichtigten Vermählung der Gattin mit einem zweiten Manne und von der Wiedererkennung durch die zwei Hälften eines Ringes etwas vor, vielmehr tritt der Ritter von Bodman erst nach dem Tode seiner Gattin seine Fahrt an. —

Es ergiebt sich hieraus mit ziemlicher Bestimmtheit: dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die Zimmernsche Chronik verfasst ward, die Bodmansche Sage ihre spätere Gestalt noch nicht gehabt haben könne. Nun fügt die genannte Chronik den Sagen, welche sie von dem Bodmanschen Geschlecht berichtet, die Erzählung von dem edlen Moringer unmittelbar an. Es ist nun nicht unwahrscheinlich: dass der im 17. Jahrhundert lebende Verfasser der Aufzeichnungen im Bodmanschen Hausarchive die Zimmernsche Chronik, die zwar damals nicht gedruckt, aber in vielen Handschriften verbreitet war, benutzt, und sei es absichtlich, sei es missverständlich, die beiden Sagen verschmolzen, und so das, was vom Moringer erzählt war, auf den Ritter von Bodman übertragen habe.

*) Die Abweichungen, welche die beiden andern Ueberlieferungen darbieten und die von Uhland l. c. S. 74 fgg. einzeln hervorgehoben werden, sind für den hier vorliegenden Zweck von keiner wesentlichen Bedeutung. Vergl. auch Müller in: Schambach und Müller Niedersächs. Sagen und Märchen S. 391.

Unfern des Fusses des Bussen, auf welchem die Burg stand, in der nach der Zimmernschen Chronik die zweite Vermählung der Gattin des Moringers hatte begangen werden sollen, und des Federsees liegt das Dorf Stadion, der Stammsitz des Stadionschen Grafenhauses. Auf ein Mitglied des letzteren ist die Sage von dem Ritter von Bodman, wie sie von Meier und Reich mitgetheilt wird, fast wörtlich übertragen. Der Nebel hat wohl auf die Rebengelände am Federsee eine gleich nachtheilige Wirkung ausgeübt wie auf die am Bodensee und in beiden Oertlichkeiten mag es in gleicher Weise hergebracht gewesen sein, durch Läuten einer Glocke den Nebel zu verscheuchen; so hielt man sich auch wohl für berechtigt, die Sage, die hier mit diesem Herkommen in Verbindung gebracht war, auch dort zu verwenden. Die Reiseabenteuer des Grafen Stadion können wir, als nicht hierher gehörig, übergehen. Der Schluss der Sage lautet nach Birlingers (Volksthümliches aus Schwaben Bd. I. S. 350) Mittheilung: „Sprach der Waldmensch: So, so, seid's ihr, Herr Graf von Stadion! Wenn ihr euer verbeintes *) Nebelglöcklein zu Stadion in den Federsee werfen wollt, so friss ich euch nicht und will euch Morgen früh bis acht Uhr nach Stadion bringen, denn um neun Uhr hat euer Weib mit einem Andern Hochzeit. Entgegnete der Graf: Ein Mann, ein Wort. Der Waldmensch offerirte dem Grafen, dass er eigentlich das Nebelmännlein sei und dass ihn das verbeinte Nebelglöcklein nicht leiden könne, zumal es ihn, so oft er dort Nebel machen wolle, an den Kopf schlage. Der Graf ass noch zu Nacht bei dem Nebelmännlein und des Morgens früh waren sie im Nu auf einer Nebelwolke nach Stadion gefahren. Der Graf konnte seinem Weib nur durch den Stahlring zeigen, dass er ihr Mann sei. Er war ganz verhaart und zerlumpt. Das Glöcklein aber liess er in den Federsee versenken."

Die Zimmernsche Chronik, die nicht nur die Sage über den Ursprung der Familie Stadion mittheilt, sondern auch mehrfach Mitglieder derselben erwähnt, kennt die obige Erzählung nicht. Dieselbe gehört ihrem Ursprunge nach daher wohl der neueren Zeit an, worauf schon der Eingang nach Birlingers Ueberlieferung: „Ist einmal ein Graf in Stadion gewesen, der ging in die

*) Verfluchtes, verwünschtes. Schmeller bair. Wörterb. I. 178.

Fremde mit einer Kutsche und zwei Knechten, um die Welt zu durchreisen und das irdische Paradies zu suchen. Er war schon im siebenten Jahre fort, hatte Ross und Wagen verkauft, denn es kostete ihm was, das Reisen" u. s. w. hindeutet. Eben so fährt bei Meier l. c. der Herr von Bodman mit einer Kutsche, Kutscher und Bedienten auf seine Reiseabenteuer aus und gelangt schliesslich an die Paradiesesmauer. Ob etwa der herumziehende Korbflechter aus Wendelsheim der Birlingers Gewährsmann ist (Uhland l. c. S. 76), selbst die Verpflanzung der Sage von dem Bodensee an den Federsee bewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben. —

Auch auf Wernhart oder Werner von Strättlingen, einer Schweizerfamilie angehörig — Strättlingen liegt im Canton Bern unfern des Thuner Sees — ist die Sage übertragen. Dieser wird auf seinem Mantel, den er dem Teufel geliehen, aus weiter Ferne in einer Nacht nach Strättlingen gebracht, wo seine Hausfrau eben mit einem Andern Hochzeit halten will. Ein halber Ring, durch den er sich zu erkennen giebt, verhilft ihm wieder zu seiner Gattin und seinem Eigenthum (v. d. Hagen in den Abhandlung. d. Berl. Academ. v. 1852. S. 1879. — Schweizer Burgen II. 327.)

Eine Sage von einem andern schwäbischen Dynasten, dem Grafen Hubert von Calw (Crusius Annal. suevic. Francf. 1595. Dodecas II. p. 263. Grimm, d. Sagen nr. 524. Meier Märchen 369) kommt darin mit dem Möringerliede überein: dass der Held, nachdem er sich, um zu lernen was Armuth heisse, von seiner Gattin getrennt, nach Jahren unerkannt und in Bettlertracht gerade in dem Augenblick zu seiner Burg zurückkehrt, wo seine Gemahlin im Begriff steht, einem Andern ihre Hand zu reichen, und dass er in einen ihm mit einem Labetrunk gereichten Becher seinen goldnen Fingerreif hineinwirft. Im Uebrigen weichen beide Sagen vollständig von einander ab, denn der Graf kehrt, nachdem er sich so seines Ringes entäussert, stillschweigend in das Dorf, wo er das Amt eines Kuhhirten übernommen, wieder zurück. Es ist nicht einmal zu ersehen: ob die Gräfin von Calw den Ring wirklich erhalten und dadurch in Erfahrung gebracht hat, dass ihr Gatte sich noch am Leben befinde, und ob nun die zweite Vermählung unterblieben sei. Anscheinend hat der Graf seine Gemahlin nicht einmal davor be-

wahrt, einer Bigamie sich schuldig zu machen. Wenn er dessen ungeachtet nach seinem Hinscheiden als Heiliger verehrt ist, so gehört er wenigstens in die Klasse der etwas wunderlichen Heiligen.

Endlich wird auch noch von einem andern schwäbischen Ritter, Kuno von Stein, oder wie er sich dem zu berichtenden Ereignisse zu Ehren nannte, von Falkenstein, etwas Aehnliches erzählt. Um in das heilige Land zu ziehen, beurlaubt derselbe sich von seiner Gattin, aber nur auf ein Jahr; er kann jedoch diese Frist nicht inne halten, weil er in die Gefangenschaft der Saracenen geräth. Als das Jahr abgelaufen, verkündet ihm eine Stimme, dass seine Frau damit umgehe, einen andern Mann zu nehmen. Sofort erscheint auch ein kleines Männlein und erbietet sich, ihn auf einem Löwen noch rechtzeitig nach Schwaben zu schaffen; er dürfe aber auf dieser Fahrt nicht einschlafen, widrigenfalls seine Seele verfallen sei. Nachdem der Ritter auf diese Bedingung eingegangen, führt der Löwe ihn schnell durch die Lüfte. Schon kann jener nicht mehr Herr seiner Müdigkeit werden, da erscheint ein weisser Falke, der ihn begleitet und mit seinem Flügelschlage wach erhält. So erreicht der Ritter glücklich seine Burg (Meier Volksmärchen nr. 362. Bechstein deutsch. Sagenbuch nr. 906). Bei Gottschalk (deutsch. Volksmärchen I. S. 136) findet sich auch noch die Wiedererkennung durch einen Ring, und wie in den Sagen von dem Herrn von Bodman und dem Grafen von Stadion, die Mauer des irdischen Paradieses. Die Sage erinnert aber überhaupt so sehr an die weiter unten zu erwähnende von Heinrich dem Löwen, dass man fast in Versuchung kommt zu vermuthen: dass der erste Erzähler von jener (in Jacobis Iris auf 1805) weniger die Volksüberlieferung als das Volkslied von Heinrich dem Löwen zur Quelle gehabt habe.

Auch ohne dass sie an bestimmte und namhafte Persönlichkeiten geknüpft sei, begegnen wir unserer Sage, wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach, so in der Erzählung von dem Schäfer, der in das versunkene Schloss bei Wertheim gerieth, und als er nach sieben Jahren — die ihm freilich nur wie sieben Tage vorgekommen waren — heimkehrt, gerade in dem Augenblick in seiner Wohnung anlangt, wo seine Frau, die ihn für todt gehalten, mit einem Andern Hochzeit halten will, und

der so gealtert ist, dass man ihn Anfangs nicht wieder erkennt (Baader, Volkssagen aus Baden S. 405.)

Wenn die vorstehend aufgeführten Verwendungen unserer Sage mehr oder weniger dem Volke selbst und den dichterischen Bedürfnissen und Trieben desselben ihren Ursprung verdanken, so existiren doch auch einige andere, die wir lediglich als litterarische Produktionen ansehen müssen.

Dahin gehört ihre Benutzung im Reinfriet von Braunschweig, einem Gedichte, das zwar bis jetzt blos durch einen von Gödecke (Reinfriet von Braunschweig. Hannov. 1851, auch in dem Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen Neue Folge 1849. S. 170—285) mitgetheilten Auszug bekannt ist, von dem aber eine vollständige Ausgabe von K. Bartsch für die Publicationen des litterarischen Vereins zu Stuttgart vorbereitet wird.

Dem Helden träumt in diesem Gedichte, dass ihm, wenn er eine Fahrt in das heilige Land unternähme, der bisher in seiner zehnjährigen Ehe entbehrte Kindersegen zu Theil werden würde. Er beschliesst hierauf diese Fahrt zu unternehmen, theilt diesen Entschluss seiner Frau bei deren Erwachen mit und bricht einen Ring entzwei, dessen eine Hälfte er seiner Gemahlin giebt, während er die andere für sich behält. Er vertraut ihre Obhut und Beschützung dem als treu erprobten Grafen Arnold. — In wie weit der fernere Verfolg der Erzählung mit der vom Moringer übereinstimme, ist zwar aus dem von Gödecke benutzten Exemplare des Gedichtes nicht zu entnehmen, da der Theil desselben, welcher Reinfriets Rückkehr in die Heimath enthalten haben müsste, in der Handschrift nicht auf uns gelangt ist, man erhält darüber aber Auskunft durch die böhmischen Volksbücher, denen das in Rede stehende Gedicht zur Grundlage gedient hat, von denen die eine Recension unter dem Titel Stará pověst o Stoimírowi a Brunsvíkovi knizatech ceskych von W. Hanka zu Prag 1827 und besser von K. J. Erben im Vybor z literatury cezké II. 39—74 herausgegeben, die andere in mehrfachen Drukken, zuerst so viel bekannt Olmütz 1565 erschienen ist (vergl. Jul. Freifalik, Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfriet von Braunschweig, in den Sitzungsberichten der Wiener Academ. Philos. hist. Cl. XXIX. Bd. II. Hft. S. 83—97. Nebst Nachtrag ib. Bd. XXX. S. 322—331 und Leipzig.

Deutsch. Gesellsch. 1831 S. 15). — Denn wenn hier aus demselben auch eine böhmische Wappensage geworden ist, und aus dem einen Reinfriet von Braunschweig zwei Personen — Stillfried und Bruncwig, Vater und Sohn, gemacht und auch die noch sonst vorkommenden Namen mehr oder weniger verändert sind, so scheinen doch in der Art, wie sie die Rückkehr des Helden erzählen, die böhmischen Volksbücher ziemlich getreu ihrem Vorbilde gefolgt zu sein. Hier ist es König Astriolus, der, eingeschüchtert durch die Wunderthaten, welche Bruncwig verrichtet hat, sich verpflichtet, diesen nebst seinem Löwen ungefährdet in die Heimath zu bringen. In der Morgendämmerung werden diese denn auch wirklich an der Gränze des Weichbildes von Prag niedergesetzt; der Heimgekehrte zieht Pilgertracht an und geht in die Stadt. Sieben Jahre waren seit seiner Abreise verflossen; eben sollte die Vermählung seiner Gattin Neomenia mit dem Fürsten Cleofas von Assyrien begangen werden. Als Bruncwig dies hört, geht er aufs Schloss. Nach der Mahlzeit bringt man goldene und silberne Becher und auch Bruncwig reichte man den Pokal, aus welchem die beiden Verlobten getrunken hatten. Er lässt in diesen seinen Ring fallen und verlässt eilends die Burg, wobei er auf deren Pforte schreibt: dass der, welcher vor sieben Jahren daraus weggezogen, wieder darin gewesen sei. Neomenia aber hat den Ring erkannt und sagt davon ihrem Vater. Cleofas, der es vernimmt, wird sehr betrübt und eilt mit dreissig Reissigen Bruncwig nach, um diesen zu verderben, kommt aber in dem nun entstandenen Kampfe selbst um. Als Bruncwig mit den von ihm zusammenberufenen Landherrn wieder gen Prag kommt, ziehen seine Gattin, deren Vater und viele Bewohner der Stadt ihm entgegen und bezeugen ihm ihre Freude über seine Heimkehr. Er herrschte dann noch viele Jahre im Lande. Das neue Wappenthier, den Löwen, liess er an den Stadtthoren und auf den Bannern abmalen (Feifalik l. c. S. 92) *).

*) Ueber die Umwandlungen, welche die Sage bei ihrem Uebergange von Deutschland nach Böhmen erfahren, und die Motive, welche dabei wirksam waren, siehe Feifalik l. c. S. 93 sqq. S. 331. Wenn dieser aber S. 97 annimmt, dass den böhmischen Volksbüchern noch ein anderes, nicht mehr enthaltenes deutsches Werk zur Vorlage gedient, etwa ein Gedicht von Stillfried von Braunschweig, so kann dem doch nicht beigetreten werden. Wäre dies der Fall, so würde davon doch wenigstens

Aus dem böhmischen Volksbuche ging dann wieder ein russisches hervor (Feifalik Nachtrag S. 326—330), was bei seiner Verpflanzung sich aber mancherlei Abänderungen musste gefallen lassen, wogegen ein ungarisches (Zwei Chroniken von Stilfried und Brunczvik) nichts als eine wörtliche Uebersetzung des böhmischen ist. Wie Feifalik (l. c. S. 331) angiebt, ist das Letzere sogar in das Deutsche zurückversetzt, und in dieser Gestalt noch jetzt in den deutschen Gegenden Böhmens und Mährens und in Oesterreich ein beliebtes Volksbuch, wobei allerdings der erste Ursprung sich kaum noch erkennen lässt, da in dieser deutschen Uebertragung die beiden Helden Stillfried und Bruncwig böhmische Könige geblieben sind.

So wie das Gedicht von Reinfriet von Braunschweig im Wesentlichen nur eine Verschmelzung der Erzählungen von Herzog Ernst und vom edlen Moringer war (Bartsch l. c.), so ist es seiner Seits wieder die Quelle für eine Anzahl von Dichtungen geworden, in denen ein Fürst aus Braunschweig, bald namenlos, bald unter dem Namen des Herzogs Heinrich des Löwen, den Helden abgiebt.

Hierhin gehört zunächst das Gedicht des Mich. Weissenhere von einem Fürsten von Braunschweig (Brunczwigk). (Abgedruckt aus einer Stuttgarter Handschrift in Massmanns Denkmälern S. 123—137 und in O. L. B. Wolffs historischen Volksliedern der Deutschen S. 22—47). Dem Helden träumte einst: er solle das heilige Land besuchen. Seine Gemahlin, der er seinen Entschluss, dieser Mahnung Folge zu leisten, mittheilt, sucht ihn vergeblich davon abzubringen. Er verabschiedet sich von ihr und lässt ihr dabei die Hälfte eines Ringes, den er durchschneidet, zurück. Nach vielen Abenteuern im fernen Osten, die hier kein Interesse darbieten, geräth der Fürst unter das wüthende Heer (Das Wöden her). Er beschwört einen dieser bösen Geister ihm Auskunft zu ertheilen, wie es mit seinem Weibe und seinen Kindern stehe. Der Geist antwortet ihm, dass seine Gattin im Begriff sei, sich mit einem Andern zu vermählen. Da bittet der Fürst

eine Spur auf uns gelangt sein; dies ist aber nicht der Fall. Die Veränderung des Namens Reinfriet in Stillfried macht wenigstens eine derartige Annahme noch nicht nothwendig, da wir ähnlichen Abänderungen bei dem Uebergange der Sagen von einem Volksstamm auf einen andern häufig begegnen.

ihn inständig, dass er ihn und seinen Begleiter, einen Löwen, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm das Leben gerettet und der ihn seitdem nicht verlassen, noch zu rechter Zeit nach seinem Schlosse bringe. Der Geist verspricht ihm dies unter der Bedingung: dass der Fürst ihm angehören solle, wenn er ihn schlafend finde, sobald er den Löwen nachbringe. Nachdem der Fürst diese Bedingung eingegangen ist, führt der Geist ihn schnell durch die Lüfte vor seine Burg. Während jener den Löwen nachholt, wird der Fürst vom Schlafe übermannt, aber das treue Thier brüllt so laut, dass er im entscheidenden Augenblicke wieder erwacht. Als der Fürst in die Burg tritt, wird er von Niemand, selbst nicht von seiner Gemahlin erkannt, da das lange Haar, was ihn umfliesst, ihm das Ansehn eines Wilden giebt. Als ihm aber jene einen Trunk darbietet, lässt er seine Hälfte des Ringes in den Becher fallen, worauf er dann von ihr wiedererkannt und um Vergebung gebeten wird. Diese lässt der Fürst ihr, „weil sie noch ihre weibliche Ehre bewahren hat,“ so wie dem Verlobten zu Theil werden.

Die Abweichung dieses Theiles des Gedichtes des Wyssenhere von dem Moringerliede besteht hiernach im Wesentlichen darin, dass nicht ein Heiliger sondern ein böser Geist es ist, der es dem Helden möglich macht, noch zu rechter Zeit wieder in seiner Burg einzutreffen, was denn wieder die Einführung des Löwen nöthig machte, da es einem bösen Geist nicht zuzumuthen war, ein solches Liebeswerk lediglich aus reiner Theilnahme zu vollbringen, und dass der Moringer sich durch einen ganzen Fingerreif, der Fürst von Braunschweig aber durch die Hälfte eines solchen zu erkennen giebt. Die Uebereinstimmung beider Gedichte beschränkt sich aber nicht einmal auf den Gang der Ereignisse im Allgemeinen, sondern sie erstreckt sich selbst auf einzelne Züge und Redewendungen (Uhland l. c. IV. 293. Eine ausführliche Vergleichung des Inhalts beider Erzählungen bei Bartsch Herzog Ernst S. CXVII.).

Wenn Weckherlin (l. c.) aus der Uebereinstimmung des Inhalts beider Gedichte, und aus dem Umstande, dass beide in derselben Versart abgefasst sind, folgern will, dass Mich. Wyssenhere auch der Verfasser des Moringerliedes sein müsse, so ist er sicher im Irrthum. Weckherlin selbst nennt jenen einen Dichter des 15. Jahrhunderts und dies ist er auch sicher — die sein

Gedicht enthaltene Handschrift trägt die Jahrzahl 1474 — während sich hinter der gleichfalls von Weckherlin selbst erwähnten Handschrift vom Moringerliede der Vermerk findet, „diss Buch ist angefangen worden umb sant Johanstag der Evangelist als man zalt von christ geburt MCCC Lixmo per me thomam palm.“ — Sodann ist Mich. Wyssenhere sicher ein Niederdeutscher, während das Moringerlied unzweifelhaft schwäbischen Ursprungs ist. Am entschiedensten scheint aber der Umstand zu sein: dass schwerlich ein und derselbe Dichter dieselbe Fabel in zwei ganz verschiedene Stoffe behandelnden Dichtungen für die Katastrophe verwendet haben wird; er würde sich dadurch selbst das grösste Armuthszeugniss ausgestellt haben. Dagegen hat Uhland (l. c. S. 293) sowie Bartsch (l. c. S. CXVI.) aus metrischen Gründen insbesondere der Anwendung der siebenzeiligen Strophe nachzuweisen gesucht, dass dem Mich. Wyssenhere das Moringerlied zum Vorbilde gedient habe. Doch ist dies wahrscheinlich nicht unmittelbar, vielmehr durch Vermittelung des Reinfriet der Fall gewesen. Ueberhaupt hat Wyssenhere sich nicht darauf eingelassen, Eigenes zu erfinden, sondern darauf beschränkt, schon vorhandene Sagen auf seinen Helden überzutragen — ein wie wir schon früher gesehen haben, bei den Dichtern jener Zeit allgemein übliches Verfahren — wie denn auch der übrige Theil seines Gedichts, in welchem die Reiseabenteuer des Helden erzählt werden, lediglich eine Nachbildung des Gedichtes vom Herzog Ernst (Bartsch l. c. S. CXVIII. sqq.) und der Legende vom heiligen Brandanus ist, auch hier wohl wenigstens theilweise durch Vermittelung des Reinfriet. Der Löwe, der mit dem Lindwurm kämpfte und dann der treue Begleiter des Ritters wurde, der ihn in diesem Kampfe beigestanden, ist wohl ursprünglich aus dem Iwain, dem Ritter mit dem Löwen, des Hartmann von der Aue entnommen.

Mich. Wyssenheres Arbeit wurde wieder ihrerseits Quelle für das deutsche Volkslied: Warhaffte Beschreibung von dem grossen Helden und Herren Heinrich dem Löwen und seiner wunderbaren höchst gefährlichen Reise o. O. u. J. 8. (Gödecke Grundriss I. 292; aus einem Augsburger Meistergesangbuche von 1565 abgedruckt in den bayrischen Annalen. München 1834. Vaterlandskunde N. XXXI. und XXXVIII.; mit Benutzung eines älteren und eines neueren Druckes in Büschings Volkssagen,

Märchen und Legenden S. 211—242, sowie in Fülleborns Nebenstunden. Breslau 1790 St. I. S. 28—32; nebst der Melodie aus Puschmanns Gesangbuch in der Iduna und Hermode 1813. Musikbeilage 3; im Auszuge in Reicharts Bibliothek der Romane VIII. S. 127—136, in Grimms Volkssagen II. nr. 520 und Bechsteins Sagenbuch S. 271—274. Vgl. Wagenseil Buch von der Meistersinger holds. Kunst Anfang etc. S. 537. 554, Beyschlag Beiträge zur Geschichte der Meistersinger S. 14, Büsching und v. d. Hagen Liter. Grundriss S. 185). Der Gang der Begebenheiten ist im Allgemeinen der nämliche wie in dem Gedicht von Mich. Wyssenhere, nur beginnt die Erzählung ohne Erwähnung des Traumes gleich mit der Abreise des Herzogs, welcher auszieht, um Preis zu erlangen und Abenteuer zu bestehen. Erst gegen Ende des Liedes erzählt die Herzogin, als sie in dem Becher die eine Hälfte des Ringes findet, dass ihr Gatte, als er von ihr Abschied genommen, einen Fingerreif von einander geschnitten und ihr die eine Hälfte gegeben und dabei gesagt habe, dass sie, wenn er nach sieben Jahren nicht zurückgekehrt sein sollte, einen andern Gemahl nehmen möge. Das Lied schliesst damit, dass dem Verlobten der Herzogin an deren Stelle ein edles Fräulein aus Franken vermählt wird.

Aus dem Volksliede ging dann wieder das bekannte Volksbuch (Simrock Volksbücher I. S. 1—40 cf. Görres Volksbücher S. 91—93. Massmann Kaiserchronik III. S. 1132 Anm. 7) sowie eine Anzahl dramatischer Bearbeitungen, die Büsching l. c. S. 450 verzeichnet, hervor.

Auch Hans Sachs hat sich diesen Stoff nicht entgehen lassen. In seiner Historia, Hertzog Heinrich der Löwe (Das vierdt Poetisch Buch. Nürnberg 1578. Das ander theyl fol. LVII°—LIX) führt er die „Sächsische Chronica“ als seine Quelle an. In wie weit dies ernstlich gemeint ist, mag dahin gestellt bleiben, wenigstens ist die Cronecken der Sassen von Botho (Mainz. Pet. Schöffer 1492 auch in Leibnitz Script. rer. Brunsw. III. p. 277 sqq.) nicht darunter zu verstehen. Denn obwohl deren Verfasser die Sagen, die von dem Löwen Herzogs Heinrichs umgingen, nicht unbekannt waren, so hat er es doch verschmäht, sie in seine „wahrhaftige Cronica“ aufzunehmen (f. xj der Mainzer Ausgabe). Eben so wenig findet sich jene Sage in der von Scheller herausgegebenen Kronika fan Sassen in Rimen. Braun-

schweig 1826 (vorher in Leibnitz l. c. T. III.). Dass Hans Sachsens Vorbild das oben erwähnte Volkslied gewesen sei, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil er eben so wie Mich. Wyssenhere damit beginnt: dass der Herzog den Entschluss fasst, nach dem heiligen Lande zu ziehen, und beim Abschiede einen Fingerreif durchschneidet, die eine Hälfte davon seiner Gemahlin giebt, die andere aber für sich behält. Die Abwesenheit Heinrichs dauert hier sieben Jahr. Als nach deren Ablauf auf Antrieb der Landherren seine Gemahlin zur andern Ehe schreiten will, da erscheint aus freiem Antrieb der Teufel „als ein langer rabschwartzer Mann“ dem Herzog, und verkündet ihm: dass morgen sein Weib mit einem andern Hochzeit halten will, er aber bereit sei, wenn er sein eigen sein wolle, ihn bis zum Hahnengeschrei nach Braunschweig zu bringen. Bei der Schilderung der Abenteuer, welche der Herzog auf seiner Fahrt überstanden, ist Hans Sachs erheblich kürzer als seine Vorgänger, er nähert sich auch noch mehr als diese dem Moringerliede dadurch, dass der Herzog dem Verlobten seiner Gemahlin an deren Statt seine eigene Tochter zur Frau giebt. Es ist nicht unmöglich, dass die Quelle Hans Sachsens ein nicht auf uns gelangtes niederdeutsches Volkslied gewesen ist.

Aus derselben Quelle ist wohl auch das dänische Volkslied von Heinrich dem Löwen entsprungen, von dem Svend Grundtvig (Danmarks gamle volkeviser II. 623—633) zwei Hauptrecensionen nach verschiedenen Niederschriften mitgetheilt hat. Svend Grundtvig hat zugleich in seiner Einleitung zu den Gedichten (S. 608—623) die Sage einer sehr eingehenden Untersuchung unterworfen, doch ist seine Annahme, dass in dieser der Name Heinrich der ursprüngliche sei, nach dem, was oben in dieser Beziehung bemerkt worden, gewiss nicht richtig.

In der ersten Fassung des dänischen Volksliedes (Grundvig l. c. 623 sqq.) erklärt Herzog Heinrich, als er in einer Nacht erwacht, seiner Gemahlin, dass er beschlossen habe, einen Kreuzzug zu unternehmen; als Dauer seines Ausbleibens setzt er sieben Jahre fest; kehre er binnen dieser nicht zurück, so möge sie einen andern Gatten nehmen. Die Abenteuer, welche Heinrich auf seiner Fahrt zu überstehen hatte, übergehen wir hier. Mit dem Löwen, den er im Kampfe mit dem Lindwurm errettet, kommt er schliesslich zu einem Eremiten, der ihn bei seinem

Namen nennt und ihn auffordert, auszuruhen, während er selbst für ihn beten wolle. Während Heinrich schläft, trägt ein Engel ihn 700 Meilen weit in die Heimath, wo er beim Erwachen zu seiner Freude einen Schäfer deutsch sprechen hört. Dieser erzählt ihm, dass des verschollenen Herzog Heinrichs Gemahlin gerade im Begriff stehe, sich mit einem Andern zu vermählen. Der Herzog begiebt sich in Pilgertracht zur Burg, lässt dort den Bräutigam herausrufen und erkennt in demselben einen seiner Genossen in der Gefangenschaft zu Babylon, der, früher als er befreit, nach seiner Heimkehr den Herzog für todt ausgegeben, und um die Hand von dessen Gemahlin geworben hatte. Der Herzog macht ihm Vorwürfe, verzeiht ihm aber demnächst und hält ihn auch noch dafür, dass er um die gehoffte Vermählung kommt, durch ein Geschenk schadlos.

Die zweite dänische Recension beginnt damit, dass der Herzog im Traume aufgefordert wird, eine Kreuzfahrt zu unternehmen und beim Erwachen dies seiner Gattin mittheilt. — Hier ist es nicht ein Lindwurm, sondern ein Leopard, gegen den der Herzog dem Löwen im Kampfe beisteht. Als jener in den Wald zum Eremiten kommt, theilt dieser ihm bereits mit, dass seine Gemahlin im Begriff stehe, einen andern zu heirathen. Um auszuruhen, legt der Herzog sich auf einen Stein und der Letztere ist es, der mit ihm die 500 Meilen lange Luftfahrt in die Heimath macht. Hier trifft er einen Hirten, der die Mittheilung des Eremiten bestätigt. Der Herzog begiebt sich mit seinem Löwen in die Burg und lässt die Braut um die Gunst bitten, mit ihr einen Becher leeren zu dürfen. Als dies ihm gewährt wird, findet die Herzogin auf des Bechers Grunde den halben Ring und ersieht daraus, dass der Gatte heimgekehrt ist (im Eingange des Gedichts ist jedoch wie im deutschen Volksliede der Ringtheilung nicht gedacht). Der Bräutigam erhält dann, wie im Moringerliede und dem Gedicht von Hans Sachs, zur Entschädigung die Hand der Tochter des Herzogs.

Man kann die Volkssage in der That einem Gewässer vergleichen, das sich je weiter von dem Ursprunge in um so mehr Arme theilt, von denen einzelne sich wieder vereinen, so eine Strecke fortfliessen, sich von neuem trennen und hin und wieder noch einmal zusammenkommen.

Es existirt auch ein schwedisches Volkslied, dessen Gegenstand Herzog Heinrich der Löwe bildet, und das jedenfalls derselben Quelle entsprossen ist, wie die voraufgeführten dänischen. (Abgedruckt in A. F. Arwidsson Svenska fornsänger II. 422—424.) Der Herzog verkündet seiner Gattin, dass er fortziehen wolle — wohin wird nicht gesagt — und theilt mit ihr den Ring. Nachdem er sich sieben Jahre in heidnischer Gefangenschaft befunden, und dem Löwen im Kampfe, hier mit einem Elephanten, Beistand geleistet und nun in seine Heimath zurückgekehrt ist — die Wunderfahrt wird nur ganz beiläufig erwähnt — trifft er einen Hirten, den er um Nahrung bittet und von dem er nach Brunswig's Burg gewiesen wird, wo gerade Hochzeit gehalten werde. Vor dem Thore der Burg trifft er seine Tochter und bittet diese, einem armen Pilger eine Labung zu reichen. Als er nun einen Becher Wein empfängt, wirft er seinen halben Ring hinein; die Braut findet diesen dort und versucht, ob er zu ihrer Hälfte passe, worauf beide Theile sofort sich zusammenfügen. Heinrich wird hieran erkannt und der andere Bräutigam verabschiedet.

Ob die Einflechtung der in Rede stehenden Sage in die Erzählungen von den Thaten Karls des Grossen der Volksüberlieferung oder einem litterarischen Compilator zuzuschreiben sei, ist nicht zweifellos. Es findet sich jene zuerst in der Weltchronik von Johann Enenkel, die nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, also später wie der Dialogus miraculorum, aber früher als das Moringerlied verfasst ist. Dass die Kaiserchronik, welche die Hauptquelle Enenkels bildet, diese Sage noch nicht hat, dass sie sich eben so wenig in den übrigen älteren dichterischen Bearbeitungen der Thaten Karls findet, so namentlich im Karl Meinet, der doch die Bestimmung hatte, Alles in sich aufzunehmen, was irgend wo bis dahin von seinem Helden erzählt war, scheint darauf zu deuten: dass Enenkel hierbei willkürlich und mit einer bei ihm sonst allerdings ungewöhnlichen Selbstständigkeit verfahren ist. Aus ihm hat demnächst die Weihenstephaner Chronik (Aretin Aelteste Sage S. 85—86) die Erzählung aufgenommen. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen: dass wenn irgend eine Persönlichkeit dazu geeignet erschien, die alten Göttermythen auf sie zu übertragen — und als der Nach-

klang einer solchen wird ja doch die Möringersage von Vielen angesehen — dies Karl der Grosse war. Auch erzählt das italienische Volksbuch La Spagna, dem doch schwerlich Enenkel zur Quelle gedient hat, wenigstens etwas Annäherndes; ebenso eine von J. Grimm (Deutsch. Mythologie S. 980) angeführte spanische Sage, in welcher Karl auf einem Teufel, der sich in ein Pferd verwandelt hat, in einer Nacht von dem Morgenlande nach Frankreich reitet.

Nach Enenkel (Massmann Kaiserchronik S. 1033—1038. Hagens Gesammtabenteuer II. S. 619—635; auch für Grimm, Sagen II. S. 105—110 ist Enenkel die alleinige Quelle gewesen) hat Karl, als er nach Ungarn zog, um die Heiden zu bekehren, mit seiner Gattin verabredet: dass sie, wenn er binnen zehn Jahren nicht zurückgekehrt sei, ihn für todt halten solle; nur wenn er ihr seinen goldenen Fingerreif übersende, könne sie dies als ein zuverlässiges Zeichen ansehen, dass er sich noch am Leben befinde. Nachdem bereits neun Jahre der Abwesenheit verflossen, erhält Karl in Ungarn durch einen Engel die Kunde: dass seine Gemahlin dem Andringen der Grossen des Reichs, die kein anderes Mittel sahen, um die während der Abwesenheit des Oberhauptes entstandenen Wirren zu unterdrücken, als dass jene sich wiederum vermähle, nicht länger habe Widerstand leisten können, und dass in drei Tagen die Hochzeit stattfinden solle. Karl will Alles verloren geben; der Engel fordert ihn auf, noch nicht zu verzagen und giebt ihm Anweisung, wie er auf schnellen Pferden innerhalb dreier Tage Aachen, wo seine Gemahlin sich befand, erreichen könne. Und also geschah es. Am Morgen des Hochzeitstages sitzt Karl, das blanke Schwert auf den Knien, auf dem Königstuhl im Münster zu Aachen; dort wird er vom Bischof erkannt, der nun mit allen Glocken läuten lässt. Die Hochzeitsgäste zerstieben in alle Winde, als sie die Rückkehr des Kaisers erfahren; die Gemahlin wird aber auf des Bischofs Verwendung von Karl wieder zu Gnaden angenommen. —

Die Veränderungen, welche die Sage hier erfahren, sind zwar nicht unerheblich, sie waren aber nothwendig, wenn diese auf eine Persönlichkeit wie die des gewaltigen Karl übertragen werden sollte. —

In dem Volksbuche La Spagna ist es der Verräther Maltorio von Mainz, der die Kaiserin heirathen und selbst Kaiser

werden will. Karl gelangt durch des Teufels Hülfe, als eben der Hochzeitsschmaus bereitet wird, an, und überwindet durch die Hülfe Giones, der ihn zuerst zur Kaiserin geführt und nachdem er sich dieser durch bestimmte Zeichen zu erkennen gegeben, Maltorio und die übrigen Mainzer. — So edel und ehrwürdig Karl bei Enenkel erscheint, so wenig ist dies in der Spagna der Fall, ja die letztere fällt geradezu ins Burleske, wenn sie den Kaiser eine grobe Küchenmagd durchprügeln lässt, was freilich bei dem ganzen Tone dieses Buches nicht eben auffallen kann.

Verwandte Sagen treffen wir auch noch bei anderen nichtgermanischen Völkern, so in der spanischen Romanze vom Grafen von Irlos, in der Erzählung von dem Sire de Palud aus der Franche-Comté (Xav. Marmier, tradit. de l'Allemagne. Revue de Paris 1851. T. XXXVIII. p. 181. 182), in der von einem Herrn von Bacqueville aus der Normandie (Amelie Bosquet. La Normandie romanesque et merveilleuse. Par. 1845. p. 465—470) und in der Sage von Richard I., Herzog von der Normandie (Chronique de Normandie, ed. 1487, bei Bosquet, l. c. p. 33 fgg.) — Die Sage von dem Herrn von Bacqueville nähert sich der deutschen auch dadurch, dass der Held, ebenso wie Hans von Bodman in dem Kriege gegen die Türken das deutsche Banner, die St. Georgsfahne, so jener in der Schlacht von Azincourt das Banner von Frankreich, die Oriflamme, vorgetragen hat, und jener wie dieser bei Nicopolis in türkische Gefangenschaft gerathen ist. Nachdem Bacqueville s i e b e n Jahre in dieser geschmachtet hat und endlich hingerichtet werden soll, wird er durch den h. Julian, dem er eine Kapelle gelobt, in einer Nacht in seine Heimath geschafft und schlafend in dem Walde vor seiner Burg niedergelegt. Er kommt gerade noch zur rechten Zeit, um die auf den nächsten Tag anberaumte Wiedervermählung seiner Gattin, der auch er sich durch einen Ring zu erkennen giebt, zu verhindern. — Zwei Gemälde in der Kirche von Bacqueville sollten das Andenken an diese Begebenheit auf die Nachwelt bringen.

Besonderes Interesse für unseren Zweck bietet die Erzählung von dem Herzog Richard von der Normandie, theils wegen der Veränderungen, welche der Sagenstoff hier erlitten hat, theils

wegen der Verbindung, in welche sie die schnelle Luftfahrt mit einer andern Volksüberlieferung, dem wüthenden Teufelsheer oder der wilden Jagd — la mesgnie Hellequin oder la mesgnie de Charles-Quint, wie sie bei den Franzosen heisst, — auf welche wir weiter unten nochmals zurückkommen werden, bringt. Der Herzog hat vernommen, dass die wilde Jagd seine Wälder durchziehe. Er versteckt sich daher eines Abends in der Nähe des Baumes, wo dieselbe Rast zu halten pflegt. Als die Dämmerung eingetreten war, vernimmt man ein Brausen; zuerst erscheinen zwei Leute, die ein Tuch auf der Erde ausbreiten; sodann kommt die Jagd selbst, und in ihr Einer, dem wie einem Fürsten gehuldigt wird. Der Herzog, der auf das ausgebreitete Tuch gesprungen, bittet diesen, ihm zu sagen, wer er sei. Derselbe antwortet: er sei König Karl V., der zur Busse für die auf Erden begangenen Sünden mit seinen Rittern gegen die Saracenen kämpfen müsse. Auf Richards Bitte, ihn den Zug mitmachen zu lassen, bewilligt der König ihm dies, empfiehlt ihm aber, nicht von dem Tuche zu wanken. Die Jagd erhebt sich nun und durchschneidet die Lüfte. Als man gegen Mitternacht ein Glöcklein vernimmt und Richard auf seine Frage erfährt, man läute zur Frühmesse in der Kirche der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, will er, bevor er seinen Weg fortsetzt, in der Kirche seine Andacht verrichten. Der König giebt ihm hierauf ein Stück von dem Tuche, auf dem er stets bleiben solle, fordert ihn auf, auch für ihn zu beten und verspricht auf seinem Rückwege ihn wieder abzuholen. Der Herzog trifft, als er sich nach verrichtetem Gebete die Kirche beschaut, einen seiner Ritter, der vor sieben Jahren in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen war*) und erzählt diesem, dass seine Frau, die ihn für todt halte, in drei Tagen sich mit einem Andern vermählen wolle. Da giebt ihm der Ritter die Hälfte eines Traurings, dessen andere Hälfte er seiner Gattin beim Abschied zurückgelassen, damit sie daraus erkenne, dass er noch am Leben sei. Der Herzog verspricht, dieser dies Alles mitzutheilen, ihn selbst aber baldigst auszulösen. Richard wird hierauf von der wilden Jagd wieder

*) In ähnlicher Weise trifft in der Sage von Thedel von Wallmoden dieser den Herzog Heinrich in Jerusalem und theilt demselben mit, dass die Herzogin, die ihn für ertrunken halte, zur neuen Ehe mit einem Pfalzgrafen schreiten werde, wenn er nicht eiligst heimkehre.

abgeholt. Unterwegs eingeschlafen, findet er sich beim Erwachen unter demselben Baume, wo der König ihn aufgenommen. Er richtet bei der Gemahlin des Ritters dessen Auftrag aus und löst denselben durch Auswechselung gegen einen von ihm gefangenen saracenischen Admiral aus der Gefangenschaft, worauf Jener denn zu seiner harrenden Gattin zurückkehrt. (Vgl. auch Uhland l. c. VII. S. 664.)

Dass die ursprüngliche Grundlage dieser Sage die nämliche sei, wie in den bisher aufgeführten, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Wie in diesen, erscheinen auch dort die sieben Jahre der Abwesenheit, die Fahrt durch die Lüfte, in welcher in kürzester Zeit ungeheuere Entfernungen zurückgelegt werden, die Gattin, die im Begriff steht, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, weil sie ihren Gemahl für todt hält, endlich der Ring als Erkennungszeichen.

Aber es ist nicht der abwesende Gatte, welcher die Luftfahrt macht, und es ist Das, was in den deutschen Sagen den Hauptgegenstand bildet, in der normännischen zur Nebensache, gewissermassen zur Episode, geworden. Die Hauptveranlassung zu dieser Umgestaltung hat wohl theils die Einflechtung des wilden Heeres in die Sage, wozu diese in der bisherigen Form, wenigstens in der, wie sie bei Cäsarius von Heisterbach, im Moringerliede und bei Enenkel erscheint, sich offenbar nicht eignete, theils der Umstand gegeben, dass, wenn das, was nun zur Episode geworden, von dem Herzog selbst erzählt wäre, dies zu den sonstigen Ueberlieferungen, welche von diesem im Volke umgingen, nicht gepasst haben würde.

Unter den Italienern ist es insbesondere Boccaccio, der diesen Stoff benutzt hat, und zwar in der neunten Novelle des zehnten Tages des Dekameron. Torello d'Istria von Pavia, als er sich, um einen Kreuzzug anzutreten, von seiner Gemahlin beurlaubt, verlangt von dieser aber nur, dass sie ihn ein Jahr einen Monat und einen Tag erwarte, bevor sie zu einer andern Ehe schreite; auch ist es hier die Gattin, welche dem Scheidenden den Ring als Erinnerungszeichen mitgiebt. Nachdem sich die Nachricht von Torellos Tode, der aber nur in Gefangenschaft gerathen ist, verbreitet hat, entschliesst sich seine Gemahlin auf Andringen ihrer Verwandten nach Ablauf jener Frist eine neue Ehe einzugehen. In der Nacht vor dem Hochzeitstage wird dann Torello

auf Veranlassung seines Freundes, des Sultans Saladin, von einem Schwarzkünstler schlafend von Alexandria in seine Heimath geführt. Beim Hochzeitsmahl, an welchem er noch unerkannt Theil nimmt, lässt er sich von seiner Gemahlin einen Becher reichen, in den er dann den Ring wirft, durch welchen die Wiedererkennung erfolgt. Der Schluss der Erzählung gleicht dem bei Cäsarius von Heisterbach, der wohl überhaupt dem Boccaccio den Grundstoff geliefert haben wird.

Auch eine Erzählung in den Cento novelle amorose dei signori academici Incogniti. Venet. 1651 und zwar die zehnte Novelle des zweiten Theils, deren Verfasser sich Liberale Motense nennt (deutsch unter dem Titel: Die Störung zur rechten Zeit in Bülows Novellenbuch II. S. 38—51) erinnert in einzelnen Zügen an die Moringersage, nur dass die Rückkehr, dem Geiste der Abfassungszeit gemäss, auf natürliche Weise erfolgt, und die Gattin, bevor sie noch von der Rückkehr des Gemahls Kunde hat, selbst den Entschluss fasst, von der Verlobung wieder zurückzutreten und den Verlobten mit ihrer Tochter zu vermählen, auch die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes fehlt. Da zur Zeit der Abfassung dieser Novelle das Moringerlied schon längst vielfach gedruckt war, so konnte es wohl dem Verfasser der ersteren bekannt geworden sein. In seiner ursprünglichen Gestalt war es aber zu einer L i e b e s n o v e l l e nicht zu brauchen, es musste daher umgestaltet werden, wobei es denn freilich eine stark frivole Fassung erhalten hat. Daher ist schon der Grund, weshalb der Gatte sich entschliesst, eine Reise zu unternehmen, ein anderer geworden. Er misst den Umstand, dass seine Gattin, nachdem sie ihn gleich Anfangs eine Tochter geschenkt, unfruchtbar bleibt, der beiderseitigen allzugrossen Zärtlichkeit bei und hält daher die zeitweise Trennung für das geeigneteste Mittel, sie wieder fruchtbar zu machen. Dass die Gattin ihre eheliche Treue nicht wirklich bricht, kommt auch nur daher, weil sie in dem Augenblicke, wo sie sich ihrem Verlobten ganz hingeben will, zu ihrer in Kindesnöthen befindlichen Schwägerin abberufen wird, und, dass sie bei ihrer Rückkehr jenen in dem Bette ihrer Tochter findet, ist der Grund, weshalb sie nun diese beide mit einander zu vermählen und selbst zurückzutreten beschliesst.*)

*) Einen sehr charakteristischen Gegensatz zu dieser Novelle bildet die Erzählung Eckehards (Monumenta germ. II. 120. Vergl. Grimm d. Sagen

Man hat mehrfach versucht, die Möringersage oder doch einzelne Züge derselben auf die altgermanische Götterlehre zurückzuführen und durch diese zu erklären, jedoch ohne dass hierin bis jetzt eine Uebereinstimmung der Ansichten erreicht worden wäre. Wenn ich es zum Schluss unternehme, auch diesen Punkt näher zu besprechen, so geschieht dies doch, ohne dass ich mich irgend der Hoffnung hingebe, die Angelegenheit dadurch irgend wie zum Abschluss zu bringen.

Die Bestandtheile der Sage, welche hierbei vorzugsweise in Frage kommen, sind namentlich folgende:

1. Die Fahrt in den fernen Osten,
2. die urplötzliche Rückkehr des Abwesenden auf übernatürliche Weise,
3. die sieben Jahre dauernde Abwesenheit,
4. die Verlobung der Gattin des Abwesenden mit einem Andern,
5. der unerkannte Eintritt in das eigne Haus und die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes.

Vorzugsweise die ersten beiden voraufgeführten Züge sind es, in denen man mythologische Beziehungen erkennen zu müssen geglaubt hat. Die Veranlassung hierzu hat jedoch durchgängig nur darin beruht, dass die von den altnordischen Gottheiten auf uns gelangten Ueberlieferungen etwas Aehnliches enthalten.

Aber es ist sehr bedenklich, aus einer blossen Analogie einen gemeinsamen Ursprung zu folgern.

Uhland, der gerade diesem Gegenstande ein sehr eingehendes Studium zugewendet und ihn ebenso unbefangen als sinnvoll behandelt hat und ihn zugleich bei seiner umfassenden Kenntniss vollständig beherrschte, so dass er unter den Begründern der vergleichenden Sagenforschung eine der hervorragendsten Stellen einnimmt, sagt gewiss sehr richtig (Schriften I. 170—172). „Es entsteht die Frage, ist aus der Aehnlichkeit in Grundzügen und Einzelnheiten der Erzählung bei den verschiedenen Volksstämmen auf eine gemeinsame Sagenquelle, die in die verschiedenen Sprachen sich ergossen hätte, zu schliessen? oder auch auf die

525, Meier Märchen 343) von der Rückkehr des in die Gefangenschaft der Ungarn gerathenen allemannischen Grafen Udalrich. Hier hat die Gemahlin, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hat, dass ihr Gatte todt sei, den Schleier genommen, und es muss ihr dieser wieder abgenommen werden, damit sie mit ihrem Gemahle neu vermählt werden kann.

Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derselben je von einem Volke zum andern.“ „Selbst das ist noch in Frage, ob überhaupt die vorliegenden Aehnlichkeiten aus einem geschichtlichen Zusammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter denselben Bedingungen auch dieselben poetischen Gebilde sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht schon in der Natur des dichtenden Menschengeistes der gemeinsame Typus gegeben sei.“ — „In der Erwägung des Aehnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zusammenhanges und der nicht minder möglichen Selbstständigkeit, geräth das Urtheil in Schwanken und der erste Eindruck auffallender Aehnlichkeiten bei Völkern, die sich der Zeit und dem Raume nach fern stehen, bricht sich an der Betrachtung des menschlich Gemeinsamen; wir verlangen noch ein besonderes Kennzeichen, woran die eine Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde. — — Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Aehnlichkeit nicht in einfachen aus den natürlichen Zuständen des älteren Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in sich abgeschlossenen und verständlichen Situationen besteht, sondern wenn sie auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermassen conventionelle oder technische Anordnungeu des Sagenstoffes, auf die Anlage und Eintheilung grösserer Dichtungen sich erstreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntniss der Sage des andern unentbehrlich ist, wenn uns in der letzteren plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der ersteren, nicht mehr verstandenen vermissten.“

Die vorstehend aufgestellten Criterien, gegen die sich im Wesentlichen kaum ein Einwand wird erheben lassen, haben wir, da wo wir im Gange der vorliegenden Untersuchung die Sagen verschiedener Völker, Oertlichkeiten oder Zeiten zusammengestellt, stets zur Richtschnur genommen, wir werden uns aber auch gestatten, sie bei der Prüfung der von Anderen ausgesprochenen Ansichten als Massstab anzulegen.

Wie wenig der Umstand, dass einzelne Sagenzüge sich in derselben oder ähnlicher Weise bei verschiedenen Nationen vorfinden, an sich schon berechtige, auf einen gemeinsamen Ursprung zu schliessen, das mag nur an einigen wenigen Beispielen, wo sicher Niemand den letzteren annehmen wird, gezeigt werden.

Die Sage von einem Knaben, den sein Vater oder anderer Verwandter zu tödten befohlen hat, weil er befürchtet, dass er ihm verderblich werden werde, der aber statt dessen in der Wildniss ausgesetzt und in der Regel von Thieren ernährt wird und demnächst wirklich Den, der ihn hat tödten wollen lassen, des Throns und Lebens beraubt, findet sich bei den Persern (dem Cyrus des Herodot und Justin und dem Kaychosrew des Ferdusi), bei den Griechen (Oedipus), den Römern (Romulus und Remus) und den Deutschen (Wolfdietrich, Graf Heinrich von Kalw u. s. w.). Sind dies auch sämmtlich arische Völker, so ist es doch wenig wahrscheinlich, dass von ihnen die Sage schon von ihrem Ursitze mit gebracht sei.

Zu der phönizischen Sage über die Gründung Karthagos findet sich ein Seitenstück in der Ragnarlodbrockssage, in welcher Iwar, Ragnars Sohn, sich von dem englischen Könige Elle so viel Land erbittet, als er mit einer Kuhhaut umspannen kann, diese aber in schmale Streifen schneidet und auf der so umgränzten Stelle die Stadt London, oder nach einer andern Angabe die Stadt York erbaut. (Vgl. Uhland l. c. VII. 310.) Hier ist es also gleichzeitig ein semitisches und ein arisches Volk, bei dem sich die Sage findet. — Ueber die Erbauung der Stadt Danzig berichtet eine alte slavische Sage etwas Aehnliches (v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreussens, Lithauens und Westpreussens S. 204. 205).

Auch die Sage von Amleth (dem Hamlet des Shakspeare) bietet eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit griechischen und römischen Sagen (Simrock in der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen von Echtermeyer, Herrschel und Simrock Th. III. S. 162—170), dennoch ist es unzweifelhaft, dass sie auf dänischem Boden erwachsen ist. (Uhland II. 210.) „An ein eigentliches Entlehnen der einen Sage aus der andern ist sonach kaum zu denken und die Frage fällt mehr jener allgemeinen wunderbaren Sagenverwandtschaft zwischen den verschiedenen Völkern anheim.“ Uhland l. c. S. 211. Ein Gleiches gilt von der griechischen Sage von Dadalus einerseits und der altnordischen von Völunder andererseits (ib. II. 285).

In der Nornagestsaga wird erzählt, dass von den drei Nornen, die zur Wiege des Neugebornen geladen worden, zwei demselben

Glück verkündigt hätten, die dritte aber, weil sie sich vernachlässigt glaubte, hinzugefügt habe, dass dies nur so lange währen solle, bis die dem Kinde zu Haupte stehende Kerze niedergebrannt sei, und nun dessen Mutter die Kerze sofort ausgelöscht und sorgsam verwahrt habe. In ähnlicher Weise treten in der griechischen Heldensage die drei Moiren an das Bette des neugeborenen Meleager, von denen die dritte, nachdem die erste der Schwestern ihm Tapferkeit, die zweite Grossmuth verkündet hatte, erklärt, er werde nur so lange leben, als das gerade auf dem Heerde brennende Holzscheit vom Feuer nicht verzehrt sei, worauf die Mutter des Kindes diesen Holzscheit dem Feuer entzieht und sorglich auslöscht. Dass die nordische Sage der hellenischen ihren Ursprung verdanke, ist um so weniger anzunehmen, als der weitere Verlauf der Erzählung in Beiden ein durchaus verschiedener ist und nicht die mindeste Aehnlichkeit darbietet (vergl. ib. II. 333).

So wie sich bei Völkern verschiedenen Stammes und in sonstigen Beziehung durchaus abweichenden religiösen Anschauungen und Lehren der Glaube, einerseits an elfenartige Wesen (ib. II. 382), andererseits an Werwölfe (Grässe, Lehrb. d. Literaturgesch. III. 1. S. 382. 383) findet, so ist dies und in noch auffallenderer Weise und zwar noch bis auf den heutigen Tag bei dem an den Vampyrismus der Fall. Nicht nur begegnen wir diesem Aberglauben bei den Völkern Süd- und Osteuropa's, mögen sie hellenischer, tartarischer, finnischer, slavischer oder germanischer Abstammung sein, sondern er tritt uns auch schon in den ältesten Denkmälern der nordischen Sage entgegen, wie unter andern die von Asmund (Saxo Grammatic. Buch V. S. 136 der Ausgabe von Klotz. Lips. 1771) schon die Anweisung enthält, den wieder aufgewachten Todten, der die Lebenden verzehren will, dadurch unschädlich zu machen, dass man der wieder ausgegrabenen Leiche einen Pfahl durch den Leib stösst. (Uhland VII. S. 19. 220). —

Auch zu der in einem neugriechischen Volksliede (Fauriel chants populaires II. in der Uebersetzung von Müller II. 11) sich findenden Sage, wie durch den Tod eines einzigen Menschen das Meer weithin geröthet wird, bietet die altnordische Sage von Friedlev (Saxo VI. 146 sqq.) ein Seitenstück dar.

Die Zahl dieser Beispiele könnte ohne Mühe bedeutend vermehrt werden*). Die angeführten werden aber bereits genügen, um die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Satzes darzuthun.

Zunächst nun haben insbesondere J. Grimm (Deutsche Mythologie 980) und J. W. Wolf (Die Mantelfahrt, Zeitschrift für deutsche Mythologie I. 63. Beiträge zur deutschen Mythologie I. S. 4. sqq.) in dem Geiste, welcher den Moringer und die übrigen Helden der erwähnten Sagen urplötzlich wieder in die Heimath führt, den nordischen Gott Ohdin oder Wuoton wieder erkennen wollen und die Ansicht ausgesprochen, dass in der deutschen Sage der Teufel an Ohdins Stelle getreten sei. Sie haben sich dabei besonders auf eine Erzählung von Saxo Grammaticus (I. 12) bezogen, in welcher Hading von Odhin — dessen Name dabei jedoch nicht genannt, der vielmehr nur aus anderen Umständen zu erkennen ist — in seinen Mantel gehüllt und übers Meer getragen wird. W. Müller bemerkt in dieser Beziehung (Die Fahrt in den Osten in: Niedersächsische Sagen und Märchen von G. Schambach und W. Müller S. 394): „Dieses Resultat ist an und für sich sehr dürftig, da es weder auf die Bedeutung des Teufels noch auf das Wesen des heidnischen Gottes Licht wirft. Es würde in diesem Falle nur ein Beleg für den hinlänglich bekannten Satz gewonnen sein, dass in christlichen Zeiten heidnische Träger von Sagen in andere verwandelt werden mussten, woraus man aber noch nicht auf irgend eine Uebereinstimmung der Wesen schliessen darf. Die Vermuthung erläutert auch keineswegs unsere Sagen hinlänglich und ist unsicher, weil es nicht gewiss ist, ob Saxos Erzählung, die undeutlich und abgerissen dasteht, mit den übrigen identisch ist. Hocker hat wenigstens mit eben so viel Recht oder Unrecht in Wolfs Zeitschr. I. 305 angenommen, dass die Göttin Freyja ursprünglich die Helden aus dem Oriente zurückgebracht habe. Vor allen Dingen ist es wunderlich, dass man glaubt, viel vollständigere und in sich verständliche deutsche Sagen durch unverständliche Bruchstücke nordischer erklären zu können und dabei auf Nebenpunkte das einzige Gewicht legt,

*) Besonders Liebrecht hat in seinen Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia eine grosse Anzahl von solchen zusammengestellt.

die für die Forschung kaum in Betracht kommen. Ob derjenige, welcher den Helden zurückführt, Wuotan oder ein Nebelmännchen, welches Wolf in seltsamster Weise zu Wuotan macht, ob es ein ein Teufel, ein Engel oder Marie ist, darauf kommt zunächst nichts an."

Wir müssen dieser Ausführung Müllers uns im Allgemeinen anschliessen. Die Beweisführung Wolfs ist in der That sehr schwach. Er giebt zu: dass daraus, dass der nordische Gott Odhin als einen Mantel führend erwähnt werde, noch nicht unbedingt folge, dass auch der deutsche Gott Wuotan einen solchen als Attribut haben müsse. Aber, meint er, das letztere folge aus den deutschen Sagen, wo die Luftfahrt vorkomme. Dass es Wuotan sei, der in diesen Sagen auftrete, ist eine petitio principii, für welche ein Beweis nicht geliefert ist, wenn man nicht einen Cirkelschluss als solchen anerkennen will. Wolf gesteht sogar zu: dass die wunderbare Reise meistens nicht mit Hülfe eines Mantels vollbracht würde, doch will er dies dadurch erklären: dass die Erzähler ihm sichtlich auswichen. Wie schön Wolf es versteht, alle Züge der Sagen, die in seinen Kram nicht passen, weg zu eskamotiren, dafür ist unter andern seine Behandlung der Sage von Heinrich dem Löwen (Beiträge l. c. b.) ein deutliches Beispiel. Er sagt: wenn darin erzählt werde, dass der Herzog sich in eine Ochsenhaut habe einnähen lassen, damit der Greif ihn in sein Nest trage, so sei es klar, dass das Abenteuer mit den Greifen der Sage ursprünglich fremd gewesen sein müsse; die Ochsenhaut sei nichts als eine Lederdecke, ein Mantel, in welcher der Teufel den Herzog nach Hause zurück trug. „Der Erweiterer der Sage verstand aber nicht mehr, was der Mantel, die Lederdecke, bedeutete, er nahm sie also dem Teufel ab und benutzte sie zu der hinzugedichteten Geschichte von den Greifen, wo sie ihm besser passte. Ebenso ging er mit dem Schlafe des Herzogs während der Fahrt um. Der zu der Sage hinzugekommene Löwe sollte, dankbar für seine Lebensrettung, seines Herrn Leib und Seele retten. Darum verlegte der Interpolator den Schlaf des Herzogs auf den Giersberg, wo er des Teufels und des Löwen wachend harren musste, wenn er nicht dem ersteren verfallen wollte, wo der Löwe den vor Müdigkeit Entschlummerten weckt." — Wenn man nicht Anstand nehmen will, so mit dem Inhalt der Sagen herum-

zuspringen, so ist es auch nicht schwer, alles Mögliche hinein und heraus zu beweisen.

In der That ist aber auch nicht der mindeste stichhaltige Grund zu der Annahme vorhanden, dass der, welcher die plötzliche Zurückversetzung in die Heimath ausführt, Wuotan sein müsse, da die Göttersage von diesem auch nicht einmal etwas Aehnliches erzählt. Viel näher liegt es, in der heiligen Schrift und der christlichen Legende ein Vorbild zu suchen, da wenigstens der älteste Schriftsteller, der jene Sage mitgetheilt hat, und möglicher Weise mittelbar oder unmittelbar die Quelle für alle Folgenden gewesen ist, Cäsarius von Heisterbach, ein Geistlicher, und wie kaum sonst einer in den christlichen Mythen bewandert war. Schon das alttestamentliche apokryphische Buch: der Drachen zu Babel, erzählt, dass ein Engel den Propheten Habacuc mit dem Essen, das er den Schnittern bringen wollte, plötzlich nach Babylon versetzt, um den in die Löwengrube geworfenen Daniel zu speisen. Die mittelalterlichen Verfasser von Heiligen-Leben, so Jacob de Voragine in seiner Historia lombardica oder Aurea legenda sanctorum, und der Pfaffe Conrad in seinem Gedichte von Mariens Himmelfahrt sorgten dafür, dass jene Erzählung auch in den weitesten Kreisen bekannt werde. Der Letztere erzählt auch, dass, als einst Maria nach Johannes verlangt habe, ein Engel diesen, als er desselben Tages zu Ephesus Gottes Wort vorträgt, enthoben und vor Mariens Thür gebracht habe, und auch die übrigen Apostel sich in gleicher Weise aus allen Landen vor Mariens Hause zusammengefunden hätten. Nachdem die Auffahrt der Letzteren stattgefunden, wird jeder der Zwölfe wieder in das Land versetzt, in das er zuvor ausgesendet war (Aretin Beitr. IX. 1152 f. 1174 nr. 75 u. 76. Uhland l. c. II. S. 35. 37).

Sehr häufig kommen in den Sagen des Orients dergleichen plötzliche und übernatürliche Ortsveränderungen vor — die unter dem Namen der „Tausend und eine Nacht“ bekannte Märchensammlung ist voll davon — aber auch in den abendländischen sind sie sehr gewöhnlich. Schon der altgriechische Mythus, wo die Gottheit ihren Schützling den Augen der Feinde entzieht, indem sie ihn in eine Wolke hüllt, gehört hierher. Aber auch die spätere Zeit ist reich an ähnlichen Zügen. So wird Wolfdietrich mit seinem Rosse von einer Riesin fortgetragen. — In

einem holländischen Volksliede, der Jäger aus Griechen (abgedruckt in den Altdeutsch. Wäldern der Gebr. Grimm I. 161 fgg., deutsch übersetzt durch v. d. Hagen in dem Pantheon von Büsching und Kannegiesser III. S. 115 fgg.) wird ein griechischer Königsohn von einem Riesenweibe siebzig Meilen weit mit sammt seinem Pferde über Berg und Thal getragen. — Einer Luftfahrt nach dem Berg Sinai, ähnlich wie in der Sage von Herzog Richard von der Normandie, wird auch in der Erzählung von den zwei weissen Jungfrauen auf der Altenburg (Bindewald, Neue Sammlung von Volkssagen aus dem Vogelsberg nr. 47. Archiv f. hess. Gesch. u. Alterthumskunde XII. 2 p. 247) gedacht. In den Sagen von Faust und von Fortunatus finden wir die Luftreise auf einem Mantel wieder. Auch von dem Zauberer Virgilius wird berichtet: dass er in unglaublich kurzer Zeit von Neapel nach Chaldäa und zurück durch die Luft getragen sei (Hemmerlin De nobilitate cap. 2 fol. VIII^b. vergl. Roth Ueber den Zauberer Virgilius in Pfeiffers Germania IV. S. 278). — Eben so wird Heinrich von Ofterdingen auf einer ledernen Decke von Klingsor nach Thüringen geschafft (Grimm d. Sag. II. 343). Auch die Hohenzollern haben ihr Contingent zu diesem Sagenkreise beisteuern müssen. Der Held ist hier Graf Friedrich von Zollern, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat. Die Rückkehr desselben in die Heimath erfolgt auf einem Zauberpferde (Zimmernsche Chronik I. S. 278—280, wo die Sagen von dem Herrn von Bodman und vom Moringer sich unmittelbar anschliessen. — Uhland in der Germania IV. S. 93—95. Barth, Hohenzoll. Chronik S. 103 fgg. Vergl. Stillfried und Märker, Hohenzollernsche Forschungen I. 130). Noch andere derartige Sagen sind zusammengestellt von Simrock (Mytholog. 4te Aufl. S. 176. Menzel Odin 94 fgg. Rocholz Schweizersagen II. 114 fgg. W. Müller l. c. S. 393). —

Das vorstehend Angeführte wird ausreichen, um darzuthun, dass der in Rede stehende Sagenzug bei den allerverschiedensten, orientalischen und occidentalischen, südlichen und nördlichen Völkern vorkommt, und dass wir, wenn wir ihn auch bei den Deutschen finden, durchaus nicht zu der Annahme gezwungen sind, dass er ein Ueberbleibsel altgermanischer Götterlehre sei. — Gewisse Ideen werden unwillkürlich und nothwendig bei jedem noch in seiner Kindheit befindlichen Volke auftauchen;

da nun die Sage das einzige Mittel ist, was ein solches besitzt, um jenen Ideen Ausdruck zu geben, eine Gestalt für sie zu schaffen, so werden sich auch überall Uebereinstimmungen in den ältesten Volkssagen vorfinden. Auch Uhland (l. c. VII. 548) bemerkt: „diese Uebereinstimmung konnte in dem allgemeinen Typus der menschlichen Natur, der sich im Epos aller Völker bis zu einem Grade gleichmässig ausprägt, ihre Erklärung finden.“

Wenn nun in dem Vorstehenden auszuführen gesucht ist: dass wir den einen wesentlichen Zug des Moringerliedes, die wunderbare Zurückversetzung in die Heimath, nicht als eine mythologische Reminiscenz anzusehen brauchen, so soll damit nicht behauptet sein, dass wir in keiner einzigen der voraufgeführten Sagen auf Züge stiessen, welche als Ueberbleibsel aus der vorchristlichen Zeit anzusehen wären. Dies ist z. B. ganz unzweifelhaft da der Fall, wo das wüthende Heer eingeflochten ist, denn es ist namentlich von Uhland (l. c. VII. 604—614) und Liebrecht (La mesnie furieuse ou la chasse sauvage im Bulletin de l'acad. roy. de Belgique T. XXII. und in: des Gervasius von Tilbury Otia imperialia p. 175—201) auf das Ueberzeugendste dargethan: dass dasselbe eigentlich Wuotans oder Odhins Heer heisst, welcher Name ihm ja auch, wie bereits oben erwähnt, von Wyssenhere in dem Gedicht von dem Fürsten von Braunschweig gegeben wird. Wolf (Zeitschrift l. c. S. 65) geht aber zu weit, wenn er daraus, dass in einigen Sagen noch Anklänge an die heidnische Götterlehre vorkämen, schliessen will, dass auch die übrigen sie ursprünglich gehabt haben müssten und sie nur als unverstanden verloren gegangen oder mit christlichen Elementen vertauscht wären.

So sehr wir auch W. Müller in dem beistimmen müssen, was er gegen die Herleitung der Luftreise aus der altdeutschen Götterlehre einwendet, so wenig vermögen wir dies in Betreff seiner eignen Ansicht. Er legt den Schwerpunkt in die Reise nach dem fernen Osten, unter welchem eigentlich die Unterwelt zu verstehen sei, und findet in dieser einen Ueberbleibsel der alten Mythologie. „Wir erkennen vielmehr“ sagt er (l. c. S. 395) „in den oben mitgetheilten Sagen eine gemeinsame mythische Grundlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung etwa so gelautet haben mag: Ein Held verlässt seine Gattin und verweilt eine Reihe von Jahren in der Unterwelt. Während seiner Abwesen-

heit verlobt oder vermählt sich (beides ist mythologisch einerlei) seine Gattin mit einem Andern. Der erste Gemahl kehrt zurück, giebt sich zu erkennen und verdrängt seinen Nebenbuhler."

Trotz der grossen Gelehrsamkeit, welche Müller unläugbar anwendet, um den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu führen, ist ihm dies unseres Erachtens doch nicht gelungen, vielmehr ist jener viel zu künstlich, um recht überzeugend zu sein. Wenn Müller z. B. daraus, dass in unseren Sagen die rückkehrenden Helden von den Ihrigen Anfangs nicht erkannt wären, folgern will, dass sie in der Unterwelt gewesen sein müssten, weil der Tod dem Menschen das Ansehen nehme, was er bei gesundem Leibe hatte, so kann man entgegnen: dass man gar nicht genöthigt sei, zu einer solchen Supposition seine Zuflucht zu nehmen, da eine siebenjährige Pilgerfahrt oder Reise unter so viel Noth und Drangsal, wie sie z. B. Heinrich der Löwe erlitten, schon an sich ausreichen wird, um Jedem ein verändertes Ansehen zu geben. Noch weniger gerechtfertigt erscheint es, wenn Müller (l. c. S. 401) den Dienst des Grafen Hubert von Calw als Rinderhirte mit der Dienstbarkeit in der Hölle in Parallele stellt; das Volk hat wenigstens jenen Dienst gewiss nicht so angesehn, da es sogar, wie oben erwähnt ward, den Grafen nach seinem Tode als einen Heiligen verehrte.

Dazu kommt aber noch, dass auch von Odhin oder Wuotan — alle jene Ostenfahrer unserer Sagen sollen nämlich nur eine Incarnation von diesem sein, oder, wenn man lieber will, der Mythus von Odhin soll den Stoff zu denselben hergegeben haben — in den bezüglichen nordländischen Göttersagen gar nicht berichtet wird, dass er in die Unterwelt sich begeben habe. In der Erzählung bei Saxo (S. 13) geht er aus Verdruss über die Untreue seiner Gemahlin Frigg freiwillig nur in die Verbannung, und vertreibt bei seiner Rückkehr den Zauberer, der sich während seiner Abwesenheit zum Gotte gemacht hatte. In der andern Erzählung bei Saxo (S. 45) hat Odhin sich zum König der Ruthenen (Russen) begeben, dessen Tochter Rinda durch Hinterlist und Gewalt zu seinem Willen gezwungen, und wird nun zur Strafe hierfür von den andern Göttern verbannt, nach zehn Jahren aber wieder zurückgerufen und in seine Stelle von neuem eingesetzt. Dass Odhin diese Zeit in der Unterwelt zugebracht habe, ist als Vermuthung von Müller zwar auch schon früher

ausgesprochen (Altdeutsche Relig. S. 201), ausdrücklich gesagt ist es aber wenigstens in den Quellen nicht. Hält man sich streng an diese, so findet sich nur eine Uebereinstimmung zwischen der nordischen Götterlehre und unseren Sagen, die: dass auch Odhin einen Zug nach Osten (zu den Ruthenen) unternommen hat. In allem Uebrigen weichen beide von einander ab. Um das häufige Vorkommen von Reisen in das Morgenland in den Sagen zu einer Zeit, wo die Kreuzzüge noch im Gange oder wenigstens in frischem Andenken waren und die Pilgerfahrten in ferne Gegenden für das sicherste Mittel galten, sich das ewige Heil zu erwerben, oder die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen,*) zu erklären, hat man sicher nicht nöthig, zur nordischen Götterlehre seine Zuflucht zu nehmen. Wir glauben daher eben so wenig in des Moringers Wallfahrt nach St. Thomasland, wie in seiner wunderbaren Rückkehr ein Ueberbleibsel der heidnischen Religion finden zu können. Die, welche die Rückkehr dafür hielten, konnten das wenigstens für sich anführen, dass es sich darum handle, eine Erklärung für die Erzählung eines Wunders zu suchen. Der Unternehmung einer Pilgerfahrt, die ein durchaus natürliches Ereigniss ist, steht aber auch nicht einmal dieser Rechtfertigungsgrund zur Seite.

---

*) Häufig ist insbesondere die Hoffnung, dass Gott den bis dahin versagten Kindersegen gewähren werde, Motiv für die Wallfahrt. Zu den oben aus dem Reinfriet und dem Sir Triamour Angeführten mag noch hinzugefügt werden: dass in dem Gedichte Wilhelm von Oesterreich von Joh. v. Würzburg, von welchen Zacher in Haupt's Zeitschr. I. 214 fgg. einen Auszug geliefert hat, Herzog Leopold von Oesterreich zu dem Heiligthume des h. Johannes in Ephesus wallfahrtet, um Gott zu bitten: dass er ihm einen Erben schenke. — Ein gleicher Beweggrund veranlasst in der oben bereits erwähnten italienischen Novelle: „Störung zur rechten Zeit" den Floriandro, sich zeitweise von seiner Gemahlin zu trennen und eine Wallfahrt nach Gallicien zu unternehmen. Auch in der altfranzösischen Erzählung: Voyage d'outre-mer du comte de Ponthieu (Legrand d'Aussy Fabliaux et contes. 3me edit. T. V. p. 355 fgg.) unternimmt Thiébaut die Wallfahrt zum h. Jacob in der Hoffnung auf einen Erben, und vertraut beim Erwachen seiner Frau den deshalb von ihm in der Nacht gefassten Entschluss an. — Diese Uebereinstimmungen lassen sich aber sehr wohl durch den Geist der Zeit erklären und berechtigen uns nicht, allein aus ihnen auf eine gemeinsame Quelle dieser Erzählungen zu schliessen.

Was Müller (Niedersächs. Sagen S. 409 sqq.) in Betreff der Sagen anführt, in welchen eine gefährliche Werbung um eine Braut den Hauptinhalt ausmacht, mag an sich richtig sein, kann aber hier nichts beweisen, da in keiner der Sagen, die uns hier beschäftigt haben, eine solche Werbung des Helden vorkommt, der Letztere vielmehr überall bereits vermählt ist.

Wenn Müller schliesslich (l. c. S. 419) bemerkt: „die ganze Untersuchung zeige, wie noch in christlicher Zeit ein Mythus von dem höchsten heidnischen Gotte sich dadurch erhalten habe, dass das deutsche Volk ihn in verschiedenen individuellen Formen an historische Begebenheiten und an bedeutende Fürsten anknüpfte und lasse zugleich erkennen, wie ein Volk seine Geschichte durch Verbindung mit alten religiösen Ideen seinem Bewusstsein näher rückte und eben dadurch erhalte", so bedarf dies, so richtig es auch im Allgemeinen sein mag, wenigstens in Bezug auf die hier in Rede stehenden Sagen nach dem Vorangeführten, gar sehr der Einschränkung.

Um nun noch der übrigen Bestandtheile, in welche wir oben die Moringersage zerlegt, kurz zu gedenken, so ist die Zeit von sieben Jahren als Dauer der Abwesenheit beinahe typisch. Sie ist dadurch entstanden, dass man die Zahl Sieben überhaupt als eine heilige und bedeutungsvolle ansah. Schon Uhland (l. c. I. 331) hat bemerkt: dass sieben Jahre der Zeitraum sei, der so häufig in Sagen und Märchen für die Dauer der Unterdrückung, Gefangenschaft oder sonstigen Trennung vorkomme. „Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nämlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlösungsjahren deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „„Das siebente Jahr, das heisst das Jahr der Losung, so sollte man ledig lassen und frei alle die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Ueber sieben mal sieben Jahr kam das funfzigste Jahr, das heisst das Jahr der Freude, so musste allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht."" (Sachsenspieg. B. III. Art. 42. §. 4. S. 145 fg. Schwabensp. C. 52. §. 12.)"

In den meisten der voraufgeführten Sagen sind wir denn auch der Siebenzahl begegnet. Sie findet sich aber nicht nur bei den germanischen, sondern, der ihr zu Grunde liegenden Idee entsprechend, auch bei den übrigen christlichen Nationen.

So kommt sie unter andern auch in der catalonischen Volksromanze La vuelta de D. Guillermo (Don Guillermos Heimkehr in Ferd. Wolfs Proben portugisischer und catalonischer Volksromanzen. Wien 1856. S. 131—133) und in dem altfranzösischen Gedichte von Amis und Amiles (herausgeg. v. C. Hofmann. Erlang. 1852. Z. 537 sqq.) vor.

Ebenso häufig findet sich in den Sagen der Zug, dass die Wiedererkennung des Heimgekehrten durch einen Ring erfolgt. (Grimm Hildebrandslied 79. Meistergesang 184.) Schon der alte Hildebrand giebt sich, als er nach zweiunddreissigjähriger Verbannung unerkannt in sein Haus zurückkehrt, seiner Hausfrau Ute durch einen in den Becher geworfenen Goldring zu erkennen. „Ein Ring in den Becher geworfen," sagt Uhland (l. c. I. 325. 326) „ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edlen Moringer, Heinrich dem Löwen, dem Grafen von Calw u. s. w.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unserm „(der deutschen Heldensage)" Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Constantinopel auf, findet sie beim Hochzeitsmahl an der Seite eines heidnischen Königssohns, setzt sich neben ihr auf den Fussschemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuthen, dass ursprünglich auch das Trinkgefäss nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caspars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürmer fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken lässt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, dass es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrunk zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des 7. oder 8. Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher im Saale rings umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen) u. s. w.“ Auch in der Hegelingensage dienen, als Gudrun zuerst wieder mit ihrem Bruder Ortwin und ihrem Verlobten Herwig zusammentrifft, die Ringe als Erkennungszeichen. — In dem Gedichte von Friedrich von Schwaben (im Auszuge in Gräters Bragur Bd. VI. und VII. vgl. Hagens Germania VII. 95. sqq. — und in Uhlands Schriften I. S. 431. sqq. — eine vollständige Ausgabe wird von dem Litterarischen Vereine in Stuttgart vorbereitet) wird dem Helden, als er auszieht, um seine geliebte Angelburg zu erlösen, als Wahrzeichen ein entzwei gespaltener Ring mitgegeben. Andere Ringe, die Angelburg und ihre beiden Gefährtinnen ihm eingehändigt, dienen bei der Erlösung als Wahrzeichen. — Eben so giebt sich in dem Märchen der Bärenhäuter oder Grünrock (Grimms Kindermärchen nr. 101) der Verlobte seiner Braut durch den in den Becher geworfenen halben Ring, zu dem die andere Hälfte, welche die Braut aufbewahrt hat, passt, zu erkennen und auch in dem Märchen der Rabe (ib. nr. 93) erkennt die verwünschte Prinzessin den Mann, der sie erlösen soll, an dem Ringe, den er in den Kelch geworfen. In gleicher Weise finden wir in nicht germanischen Volksüberlieferungen den Ring als Erkennungszeichen, so in den spanischen Romanzen Caballero si à Francia ides und Caballero de lejas tierras (F. Wolf und Hoffmann Primavera nr. 155 und 156) und in der portugisischen Romanze Bella infanta (Wolf Proben S. 51. 52).

Schliesslich mag noch bemerkt werden, dass wenn in der Moringersage der Sitte gedacht wird, dass jeder Gast ein Lied singen müsse, uns auch hierin ein alterthümlicher Zug aufbewahrt ist. (Kirchhof Wendunmuth Th. I. S. 236, Th. V. 47 der Ausgabe von Oesterley. Uhland l. c. IV. S. 295. 296.)

Die Historie vom Grafen von Savoyen.

Titel: Dy history des grafen von soffey | In des regenpogen langen don. — Titelholzschnitt: Ein mit vielen Menschen besetztes Schiff; eine Person ist im Begriff, auf einer Leiter hinabzusteigen.

Schlussschrift: Tausend vir hundert vnd vij und x c Jare | nach der geburt vnsers herrn fürwar zu er | fort von meister hanssen Buchdrucker bey sant | Paulspfar fein hat getruckt vnd vollent ditz | Büchlein nach Lorenty Nun ruef mir an maria | die reine majet das sy vns behut vor leidt. — 6 Bll., deren letztes nur auf einer Seite bedruckt ist; ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden.

Inhalt. Es wird in einem Buche berichtet, dass einst ein reicher und mächtiger Graf gewesen sei in dem Lande Soffey (Savoyen), der sich dünkte, dass ihm Keiner gleichkomme, der aber besonders auf seine Gemahlin, die Schwester des Königs von Frankreich, stolz war, indem er behauptete, dass Niemand sie an Schönheit und Tugend erreiche. Als der Graf in einer Nacht im Bette neben seiner schönen Frau lag und beide gedachten, wie glücklich sie vor vielen andern wären, da kam eine Stimme vom Himmel, die sie aufforderte, sich zu entscheiden, ob sie lieber zehn Jahre Ungemach erdulden und von ihrem Lande sich trennen, oder auf Erden glücklich, dafür aber im jenseitigen Leben ewig verdammt sein wollten. Die Ehegatten entschieden sich für das Erstere und kurz darauf wurde der Graf auch von zehn Königen mit Krieg überzogen und nebst seiner Gattin aus seinem Lande vertrieben.

Die Gräfin schlug vor, sich nach Jena (Genua) zu begeben und dort zu Schiffe zu gehen. Als der Graf, in Verzweiflung darüber, dass er von allen Mitteln so entblösst sei, am Meere auf und abging, vertraute ihm seine Gemahlin, dass sie bei der Flucht zwei Edelsteine in einem Büchslein mitgenommen, die wohl zwölfhundert Goldkronen werth wären und durch deren Verkauf sie aus aller Noth kommen würden. Der Graf war hierdurch hoch erfreut, als er aber in der Freude seines Herzens sein Weib minniglich umfing, kam ein Aar, ergriff das Büchslein und trug es mit sich fort in die Lüfte; vergeblich suchte der Graf es demselben wieder abzujagen. Als nun Beide betrübt am Meere standen, da kam ein Schiff angefahren, das sie auf-

nahm. Auf ihm befanden sich vier Kaufherren, die, ergriffen von der Schönheit der Gräfin, den Beschluss fassten, deren Besitz sich zu verschaffen und zwar so, dass sie reiheweise einem Jeden von ihnen eine Nacht angehören solle, den Grafen aber, da sie sich von demselben nicht trennen wollte, aus dem Wege zu räumen. Die Gräfin, die dies vernahm, eilte schnell zu ihrem Gatten, erzählte demselben, dass man ihn ins Meer zu werfen beabsichtige und rieth ihm an, sie zu verkaufen, da es sonst um sein Leben geschehen sei, jene aber Goldes genug hätten. Ihre Ehre wolle sie schon vor ihnen bewahren. Sie hätten bei sich einen alten Mann, dem sie folgen müssten, in dessen Schutz wolle sie sich begeben, er werde ihr solchen nicht versagen.

Der Graf ging, obschon mit grossem Widerstreben, auf diesen Vorschlag ein; als er aber das Gold empfangen, ward er aus dem Schiffe hinausgestossen, wobei jenes aus seinem Schoosse, in den es geschüttet worden, fiel und in das Meer sank. So wurden die Gatten getrennt. Der Graf blieb zurück am Strande in so grosser Verzweiflung, dass er Gott bat, ihn durch den Tod von seinem Kummer zu erlösen. Zuletzt entschloss er sich, bei einem Herrn im Lamparterland (der Lombardei) in Dienst zu treten. Diesem diente er auf's Trefflichste, bis das Glück ihm wieder hold wurde. — Die Gräfin hatte indessen, um sich gegen das Andringen der vier Kaufherren zu sichern, sich in die Obhut des alten Mannes begeben, der ihr seinen Schutz zusagte und die Kaufherren aufforderte, derselben gut wahrzunehmen, da der König von Frankreich in alle Lande ein Aufgebot habe ergehen lassen, dass er den, der ihm ein minnigliches Fräulein zuführe, mit einem ganzen Lande begaben wolle, sie mit der von ihnen Erkauften aber sicher diesen Preis gewinnen könnten. Die Kaufherren befolgten denn auch diesen Rath, schifften nach der Stadt Saback (Savona?), wo sie die Gräfin dem Könige für ein ganzes Land und acht Mark Goldes verkauften. Dieser war hocherfreut über seine Erwerbung und wollte sich von derselben, in der er seine Schwester nicht erkannte, nimmer wieder trennen, gewährte ihr jedoch auf ihre Bitte noch ein Jahr Frist für die Vollziehung ihrer Ehe. Er schrieb hierauf ein Preisrennen aus und liess die Ritter in allen Landen zur Theilnahme auffordern. Unter ihnen fand sich auch der Herr ein, bei dem der Graf in Dienst getreten und der ein Vetter des Königs war. Der Letztere bat jenen,

ihm einen Mann zu leihen, der vor der Dame wohl bestehen könne. Der lombardische Herr gab seinen Dienstmann, da keiner sich tüchtiger gezeigt hatte als dieser. Wie der Graf sich der Dame vorstellte, ward diese freudenvoll, da sie alsbald in ihm ihren Herzliebsten erkannte.

Als am nächsten Morgen das Stechen begann, bat der Graf seinen Herrn um die Erlaubniss, an demselben theilnehmen zu dürfen. Dieser ertheilte ihm solche nicht nur, sondern rüstete ihn auch mit seinem eigenen Harnisch, Schild, Speer und Ross aus. Bei allen Rennen blieb der Graf Sieger; als er hierauf vor seine Gemahlin geführt ward, sprang diese von ihrem Sitze auf, fiel ihm um den Hals und herzte und küsste ihn. Als der darob verwunderte König sie fragte, was dies bedeuten solle, gab sie sich diesem als seine Schwester zu erkennen und erklärte, dass jener ihr von seinen Feinden aus seinem Lande vertriebener Gatte sei. Der König war hocherfreut und dankte Gott, der alles so glücklich gefügt. Er gab dem Grafen nicht nur sein früheres Land zurück, sondern noch mehr dazu, auch Silber und Gold und viel werthe Mannen zum Dienst. Als der Graf und die Gräfin Urlaub nahmen um heimzukehren, küsste der König Beide und wünschte ihnen den Segen Gottes, denn das sei das Beste, was er ihnen wünschen könne. Beide Gatten lebten noch viele Jahre in hohen Ehren.

Das vorerwähnte Gedicht ist, wie schon der Titel ergiebt, in Regenbogens langem Ton gedichtet, von dem bereits bei der Erzählung von der Königin aus Frankreich und dem ungetreuen Marschall gehandelt ist. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man Regenbogen selbst, bekanntlich Heinrich Frauenlobs Zeit- und wetteifernder Kunstgenosse, einer der zwölf alten Meister des Gesanges, der das Gewerbe des Schmids mit dem des Meistersängers vertauschte und hochbetagt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestorben ist, für den Verfasser gehalten hat. Als solchen nennt ihn namentlich Weller (Annal. I. S. 206), ohne jedoch einen Beweis hierüber beizubringen. Auch ist die Richtigkeit dieser Annahme sehr zu bezweifeln. Lessing (Eschenburgs Denkmäler S. 344) bemerkt zwar: „Das Lied ist für einen Meister des 15. Jahrhunderts viel zu gut und wenn die älteren Meister des 13. Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es

für eine Beleidigung aufnahmen, wenn ein anderer in dem ihnen eigenen Ton dichtete, so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser des Liedes sein;" aber schon Eschenburg (l. c. S. 345) meint: dass die Sprache des Liedes, obwohl sie der der Minnesänger sehr nahe komme, doch nicht gestatte, für die Verfertigung desselben einen so frühen Zeitraum anzunehmen; sie müsste denn, wie es fast immer geschah, in der Folge abgeändert und verneulicht sein. Aber von dem weit schlechteren Character der Meistersänger unterscheide sich der dieses Dichters doch sehr auffallend; er gehöre daher wohl in die Zeit des Ueberganges der Minnelieder in die mehr lyrische abgemessene Form des Meistergesanges, die ohne Zweifel in die Mitte und die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts falle. v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 640 Anm. 1) schliesst sich der Ansicht Eschenburgs an, die von den Reimen, sowie von der Sprache und Darstellung bestätigt werde. Dass die vorliegende Dichtung nicht von Regenbogen selbst herrühre, kann man mit ziemlicher Zuversicht annehmen. Denn alle auf uns gelangten beglaubigten Gedichte desselben gehören der lyrischen oder der allegorisirenden Gattung an (v. d. Hagen l. c. S. 633 sqq.); es ist auch nicht ein Dichtwerk epischer Art von ihm bekannt. Darüber, dass spätere Dichter die von früheren erfundenen Singweisen benutzt, kann nicht der mindeste Zweifel obwalten; insbesondere geschah dies in Betreff des sogenannten langen Tons Regenbogens, wie wir ein Beispiel hiervon bereits in der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich kennen gelernt haben.

Wenn wir nun aber auch mit Bestimmtheit annehmen können, dass das Gedicht nicht von Regenbogen herrühre und dass es erst der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts seine Entstehung verdanke, so vermögen wir darüber, wer denn nun der Verfasser sei, auch nicht einmal eine Vermuthung auszusprechen.

Das Gedicht ist nicht nur in einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu München, sondern auch in mehreren Ausgaben auf uns gelangt. Die älteste von diesen dürfte die aus dem 15. Jahrhundert herrührende sein, welche sich in Lessings Besitz befand (1/2 Bogen in kl. 4.) und die Eschenburg in seinen Denkmälern altd. Dichtk. S. 339—362 wieder hat abdrucken lassen; die älteste datirte Ausgabe ist die vorliegende. Sie wurde

von demselben Drucker, 1499 an sant mertiss abent, wiederholt. Dieser letztere Druck stimmt Zeile für Zeile mit dem vorliegenden, nur dass auf dem Titel durch einen Druckfehler Rehenbogen statt Regenbogen steht. (Panzer D. Annal. Suppl. S. 89 nr. 481b.) Andere Ausgaben sind: Ulm J. Zainer 1506. 8. (Aretins Beiträge IX. S. 466) und Nürnberg durch Jobst Gutknecht o. J. (c. 1510) 8 Bl. 8. — In neuerer Zeit ist das Gedicht ausser in Eschenburgs Denkmälern auch im Deutschen Museum 1783 II. S. 237 sqq. abgedruckt. (Vgl. Gödecke Grundr. §. 88. 139.)

Die hier vorliegende Ausgabe desselben ist offenbar sehr incorrect; zum Theil mag dies daher kommen, dass der Drucker die zur Zeit des Erscheinens bereits ein wenig veraltete Sprache modernisiren zu müssen geglaubt hat, zum Theil mag auch die Handschrift, welche dem Abdruck zu Grunde gelegen hat, nicht fehlerfrei gewesen sein. Denn nur so ist es erklärlich: dass das Metrum häufig verletzt ist, die Reime nicht selten verwischt sind und an dem Strophenmass, das 23 Verse erhalten soll, hin und wieder ganze Zeilen fehlen, auf der andern Seite aber das elfte Gesätz davon drei zu viel hat, die sich denn auch in andern Ausgaben nicht finden. Jene Umstände haben wohl dazu Veranlassung gegeben, dass in der hier vorliegenden Ausgabe die Verszeilen nicht abgesetzt, sondern durchlaufend gedruckt und nur die Anfänge des zweiten Stolls und des Abgesangs durch ein Zeichen kennbar gemacht sind. — Zum grossen Theil lassen sich übrigens diese Fehler aus den andern Ausgaben berichtigen, während anderer Seits unser Abdruck auch nicht wenige Lesarten darbietet, welche vor denen der anderen Drucke den Vorzug verdienen, so dass sich bei Benutzung aller Hülfsmittel ein ziemlich correctes Exemplar würde herstellen lassen.

Dass der Verfasser des Liedes den Inhalt desselben nicht erfunden, sondern aus einer älteren Quelle entnommen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Er sagt dies selbst gleich im Eingange. Es fragt sich aber nun, welche ist dies?

Es existirt nämlich eine ganze Reihe von mittelalterlichen Erzählungen, die in sehr wesentlichen Zügen, namentlich in dem Umstande, dass ein Raubvogel ein Kleinod, indem er es für ein Stück Fleisch ansieht, entführt, mit der vorliegenden übereinstimmen. Es sind dies namentlich von altdeutschen das unter

der Bezeichnung die gute Frau veröffentlichte Epos und die Erzählung: Der Busant, die englische metrische Romanze: Sir Isembras und der französische Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, endlich ein orientalisches Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Das erstgenannte Gedicht, was E. Sommer aus einer Wiener Handschrift in Haupt's Zeitschr. II. 385—481 herausgegeben hat, nachdem schon vorher von Ferd. Wolf in den Neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte S. 73—97 ein Auszug geliefert war und v. d. Hagen im Museum für altd. Litteratur I. 576 ein Bruchstück bekannt gemacht hatte (vgl. Gödecke Mittelalter 701—703) ist die Arbeit eines unbekannten Dichters des 13. Jahrhunderts (Gödecke Grundr. I. 32. — Sommer l. c. S. 389 setzt die Abfassung in die Jahre 1230—1240), der sie im Auftrage eines Markgrafen, wie Wolf l. c. S. 74 glaubt eines Markgrafen von Baden, nach einer französischen Urschrift, die von einem markgräflichen Cappelan „der von Munferran*) war“ mitgetheilt worden, in ein deutsches Gedicht gebracht hatte. Der erste Theil (von 21—1458), in welchem erzählt wird, wie der Held des Gedichtes, nachdem er viele Kämpfe ruhmvoll bestanden, zuletzt in den Besitz seiner heissgeliebten Herrin, der Gräfin von Berry und dadurch zugleich in den dieses Landes gelangt, bietet hier kein näheres Interesse dar, wohl aber der Verfolg der Erzählung. Als der Held (seinen Eigennamen Carlman erfährt man erst am Schluss des Gedichts) bei dem gelegentlichen Besuch einer Mühle eine Anzahl armer und bresshafter Leute erblickt und erfährt, dass seine Gemahlin es sei, die für dieselben Sorge tragen lasse, führt er sich zu Gemüthe, wie Gott jenen Unglücklichen gegenüber ihm so viel Gnade erwiesen und er Alles besitze, was er sich nur wünschen könne, dass aber das ewige

*) So lautet das Wort, und sicher richtig, im Abdrucke bei Sommer. Wolf las: Nunfferan (Graf Diutiska III. 849 Numfetran, v. d. Hagen Nunffevran u. s. w.) meint aber selbst, dass darunter Mont-Ferrand, die Vorstadt von Clermont-Ferrand im Departement Puy-de-Dome zu verstehen sei; näher liegt aber wohl noch die Annahme, dass das Dorf Montferrand bei Besançon gemeint sei. Die Eingangsworte: „ain burch lit ze Arle“, sind wohl nur eine poetische Licenz, die noch nicht berechtigen, auf ein provenzalisches Original zu schliessen, wie Wolf dies (l. c. S. 75) halb und halb will, und stehen in Beziehung dazu, dass Arles als die Residenz des einen Sohnes der guten Frau genannt wird.

Heil über das Irdische gehe und dass doch das letztere gar unbeständig sei. Mit diesem Gedanken entschläft er an der Seite seines geliebten Weibes, mit ihm erwacht er. Da steht sein Entschluss fest; er hält es für sündig, länger in Ehren und Ueberfluss zu leben und beschliesst, Hab und Gut, Macht und Ansehn aufzugeben und ein unstätes mühevolles Leben zu führen. Seine Gattin, der er am Morgen diesen Entschluss mittheilt, billigt denselben, will aber das Ungemach mit ihm theilen; Beide verlassen heimlich ihr Schloss und irren als Bettler im Lande umher. Als ihre Noth den höchsten Grad erreicht hat, schlägt die Gräfin vor, sich, ehe sie noch Beide umkommen, zu trennen, und ihr Gemahl, obwohl er sich anfangs sträubt darein zu willigen, entschliesst sich zuletzt, sie als Leibeigene für zwei Pfund zu verkaufen. Das Geld, was er in einem rothen Säckchen aufbewahrt hat, wird ihm aber von einem Adler, der sich vom Hunger getrieben auf dasselbe stürzt, entrissen und alle seine Anstrengung, die Beute diesem abzujagen, bleibt erfolglos (V. 1477—1780, 1849—1864). —

Der dritte Theil des Gedichts (V. 1781—1848, 1865—3058), welcher die Schicksale der Gatten von der Trennung bis zur Wiedervereinigung erzählt, weicht nun wieder erheblich von der Historie vom Grafen von Savoyen ab. Eine sehr wesentliche Abweichung wurde schon dadurch herbeigeführt, dass jenes die Gräfin während ihres Bettlerlebens zwei Söhne gebären lässt, deren Schicksale nun auch mit eingeflochten werden mussten. Der Vater hatte sie bei sich behalten, als die Gatten sich trennten, er verliert sie aber, wie er einen nach dem andern über einen reissenden Fluss tragen will und als er dies in Betreff des einen gethan und den andern nachholen will, sammt dem Stege fortgerissen wird und die Kinder, als er sich endlich wieder aus den Fluthen rettet, von andern Personen, von denen sie verlassen am Ufer gefunden worden, aus Mitleiden mitgenommen sind. Das rothe Säckchen mit dem Gelde geräth in den Besitz der Gräfin, da der Adler, der es entführt hat, durch den Angriff anderer Raubvögel bedrängt, es vor ihren Füssen niederfallen lässt. Sie erhält dadurch die Ueberzeugung, dass ihr Gatte dem Hunger erlegen und seine Leiche von Raubvögeln verzehrt sei. Wie Bertha mit dem grossen Fusse und die Königin Sibille verdient sie sich ihren Lohn durch die Anfertigung kunstvoller Ar-

beiten von Goldfäden und Seide. Sie wird später die Bettgenossin, dann die Gattin des Grafen Thiébaut von Champagne und Blois, nach dessen baldigem Tode seine Erbin, endlich die Gemahlin des Königs von Frankreich. Aber in allen diesen Verhältnissen gelingt es ihr, das eine Mal durch die Dazwischenkunft eines Wunders, das andere Mal mit Hülfe eines Schwarzkünstlers, der den Gemahl impotent macht, ihre eheliche Treue zu bewahren. Als auch der König von Frankreich nach kurzer Ehe gestorben ist, ihr sein Reich hinterlassen hat und sie nun von den zwölf Pairs gedrängt wird, einen andern Gemahl zu nehmen, findet sich gerade an dem zur Entscheidung festgesetzten Tage ein Bettler ein, der sie um ein Almosen bittet, in welchem sie aber an einem gekrümmten Finger ihren Gemahl erkennt. Die Pairs willigen auch, nachdem sie von allem Vorgefallenen in Kenntniss gesetzt sind, darein, dass der Graf den Thron von Frankreich mit seiner Gemahlin theile, und auch die beiden Knaben, welche der Bischof von Rheims und der Graf von Orleans einst an sich genommen und aufs Beste hatten erziehen lassen, werden wieder aufgefunden. Der Dichter berichtet nun (v. 3019 fgg.), dass der, welcher so das Reich gewonnen, Karlman geheissen habe, seine Gattin aber nie anders als la bonne dame genannt worden, und der Name der beiden Kinder Karl und Pipin gewesen sei. Karl sei König zu Arles geworden, Pipin aber, der klein von Gestalt geblieben, weil seine Mutter, die ihn als sie im Spital lag geboren, ihn nicht wohl habe pflegen können, habe das Land gewonnen, „da wir nun inne sind“, in welchem dann der „biedere Karl“ sein Nachfolger gewesen, der so herrliche Pfade angelegt und dem die Schwaben und Franken für seine Wohlthaten immer dankbar sein müssten. Dessen Tochter sei Gertrud gewesen, die heilige Frau, die zu Haspelgau begraben liege. Der Dichter schliesst, dass er, nachdem er so die Märe, um welche der Markgraf ihn gebeten, beendigt, sie aufschreiben lassen wolle, guten Weibern zu Ehren, dass sie merken und schauen an dieser guten Frau, dass es nimmer einem Weibe übel gehe, welche Treue zu ihrem Manne trage.

So treffen wir hier wiederum auf ein Beispiel, dass eine Sage, die schon vorher umging — denn dass dies in Betreff der vorliegenden der Fall ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen — dazu benutzt wurde, um ein episches Gedicht des Karlingi-

schen Sagenkreises daraus anzufertigen oder sie doch wenigstens in ein solches einzuflechten. Hier ist dies auf eine ziemlich ungeschickte Weise geschehen; denn der Zusammenhang ist ein äusserst loser, und wenn der Dichter nicht am Schlusse einige dem Hause der Karolinger angehörende Namen genannt hätte, so würde Niemand ahnen, dass es sich um eine Erzählung von den Schicksalen der Vorfahren Karls des Grossen handle. Daher kommt es denn wohl auch, dass sogar die Heldin namenlos bleibt und sich mit der Bezeichnung: la bonne dame begnügen muss, welche letztere aber wieder darauf hindeutet, dass die Angabe, das deutsche Gedicht sei die Uebertragung eines französischen, der Wahrheit entspreche.

Dass unter diesen Umständen jeder Versuch, historische Anhaltspunkte für die Erzählung aufzufinden erfolglos bleiben muss, liegt auf der Hand. Auch Wolf (l. c. S. 96) bemerkt, „dass er die Anknüpfung derselben an Karl den Grossen, der hier am Ende nebst seinem Vater Pipin als Sohn und Nachfolger eines Karlman und der namenlosen „„guoten Frowe““ erscheine, für willkürlich halte; es ihm aber eben so wenig gelungen sei, einen andern historischen Hintergrund dafür aufzufinden.“ Schliesslich spricht Wolf aber noch die Vermuthung aus, dass gerade gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, in welche Zeit er die Abfassung des Gedichts glaubt setzen zu müssen, in der Vermählung Philipp Augusts, Königs von Frankreich, mit Isabellen, der Tochter des Grafen Balduin V. von Hennegau (1181), durch welche der Stamm Hugo Capets mit einer Abkömmlingin der Karolinger neuerdings sich verbunden und worauf man grosses Gewicht gelegt, und in der gleichzeitigen Verbindung des königlichen Hauses mit den Grafen von Champagne und Blois eine Veranlassung gelegen habe, die Karolingischen Stammsagen auf solche Weise zu erneuern. — Etwas weit hergeholt ist diese Annahme jedenfalls und bei der allgemeinen Neigung der damaligen französischen Dichter, schon vorhandene Sagenstoffe für den Karlingischen Sagencyclus zu verwerthen, auch nicht nothwendig, dagegen ist es immerhin möglich, dass die französische Urschrift der bonne femme schon in dem 12. Jahrhundert entstanden ist, wenn auch, wie schon oben bemerkt worden, die Uebertragung in das Deutsche nicht früher als in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Wolf bemerkt noch — und hierin müssen

wir ihm vollkommen beistimmen —: „Die dieser Sage zu Grunde liegende Idee hat mit jener in dem Romane von Bertha viele Aehnlichkeit; auch hier ist es der Sieg der Demuth und eines christlich frommen Gemüthes über irdischen Glanz und die Versuchungen der Sinnlichkeit, personifizirt in dem Bild eines entsagenden, duldenden, treuen und keuschen Weibes, noch dadurch erhöht, dass die vorausgesehenen Leiden Folge eines freiwillig aufgegebenen, vollkommen glücklichen Zustandes sind. So bizarr uns heutzutage eine solche ascetische Selbstpeinigung auch vorkommen mag, so ist das Mittelalter doch reich an derlei Beispielen, und so einseitig, übertrieben und practisch unwahr diese Weltansicht auch in der That ist, so ging sie doch häufig aus einer grossartigen Verachtung der Nichtigkeit alles Irdischen hervor."

In dem zweiten der obenerwähnten altdeutschen Gedichte, dem Busant (Falco buteo, Busshart, Weihe), das aus einer in Meyers Besitz befindlichen Handschrift in dessen und Mooyers Altdeutschen Dichtungen, Quedlinb. und Leipz. 1833 S. 24—37 und demnächst von v. d. Hagen in den Gesammtabenth. Th. I. nr. 16. S. 331—366 herausgegeben ist, wird im Eingange erzählt, wie der Sohn des Königs von Engeland, als er sich zum Besuch der hohen Schule in Paris aufgehalten, hier mit der Königstochter ein Liebesverhältniss angeknüpft, und dieselbe, da der Vater sie an den König von Marokko vermählen wollte, entführt habe. Das Gedicht berichtet nun weiter: dass, als die beiden Liebenden in einen Wald gelangt wären, das von der Reise ermüdete Fräulein das Bedürfniss gefühlt habe, eine Zeit lang auszuruhen. Beide hätten sich daher niedergelegt und den Knecht vorausgeschickt, um in der nächsten Stadt Herberge für sie zu bestellen. Als die Dame in dem Schoosse ihres Geliebten entschlafen war, nahm dieser zwei Ringe, welche sie trug, um sie näher zu beschauen. Als er den einen zur Seite legte, schoss eine Weihe nieder und entführte denselben. Der Königssohn erhebt sich leise, um dem Vogel den sehr kostbaren Ring wieder abzujagen. Er verfolgt denselben lange mit einem Stocke und Steinwürfen, aber alle seine Bemühungen sind nicht nur erfolglos, sondern er verirrt sich dabei auch so in dem Walde, dass er sich nicht wieder zu seiner Geliebten zurückfinden kann. Als die Letztere

bei ihrem Erwachen ihn nicht sah, hoffte sie zwar anfangs, da sein Pferd noch da war, auf seine baldige Rückkehr, als solche aber nicht erfolgte und auch ihr Bemühen, ihn aufzufinden, vergeblich blieb, entschloss sie sich zuletzt mit schwerem Herzen den Weg allein fortzusetzen. Sie gelangte endlich zu einer Mühle, klagte dem Müller ihren Verlust und fand auch dort wohlwollende Aufnahme. Für die beiden Pferde — sie hatte auch das ihres Geliebten mitgenommen — liess sie von ihrem Wirthe in der nächsten Stadt Seide und Goldfäden einkaufen, aus welchen sie schöne Borten und allerhand Kleiderschmuck verfertigte, durch deren Verkauf sie ihren Lebensunterhalt erwarb. — In der Mühle wird sie nach einiger Zeit von einem Herzoge, dem Bruder des Königs von England, den das Waidwerk dorthin geführt hat, gefunden, und da dieser aus ihrem Wesen und ihren Arbeiten ihre hohe Herkunft erkennt, mitgenommen. Auf dasselbe Schloss wird längere Zeit nachher ein Mann gebracht, der das Ansehn eines wilden Thieres hatte und wie ein solches von den herzoglichen Jägern gefangen war. Es war dies der Königssohn, der aus Schmerz über den Verlust der Geliebten den Verstand verloren und einem Thiere gleich die ganze lange Zeit in dem Walde gelebt hatte. Durch angemessene Behandlung erhält er allmählich menschliches Wesen und seinen Verstand zurück. Ein Busant, den er auf der Jagd fängt und dem er wüthend den Kopf abbeisst, giebt endlich Veranlassung, dass er dem Herzog mittheilt, wie ein solcher Vogel ihn um seine Geliebte und seinen Verstand gebracht, worauf er denn auch von dieser wiedererkannt und mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern die Vermählung der Liebenden mit grösster Pracht begangen wird; das junge Paar soll abwechselnd in Frankreich und England fortan seinen Aufenthalt nehmen.

Der Theil des Gedichts, welcher die Entführung und die Trennung der Liebenden enthält, bietet eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, von dem weiter unten ausführlicher gehandelt werden wird, dar, dass v. d. Hagen der in der Handschrift befindlichen Ueberschrift: Der Busant, noch den: Magelone beifügte, worin er aber jedenfalls zu weit geht, da beide Dichtungen doch auch so wesentliche Verschiedenheiten enthalten, dass von einer Identität nicht die Rede sein kann. Insbesondere weicht der zweite Theil

des Gedichts, von der Trennung bis zum Wiederfinden, völlig vom Roman ab. v. d. Hagen bemerkt selbst (l. c. S. CXXXIX) „Ihr“ (der Königstochter) „verborgenes Leben in der Mühle erinnert theils an die vertauschte Königstochter und Braut Pipins, der auf der Jagd sie auch in der Mühle findet und Karl mit ihr erzeugt; theils durch die feinen weiblichen Arbeiten, woran sie erkannt wird, an die Königin von Frankreich, Karls verstossene Gemahlin. Der Liebeswahnsinn des Helden hat Vorbilder genug, in Iwein, Roland, Amadis, hinter denen Don Quixote nicht zurückblieb; er äussert sich jedoch hier mehr in thierischer Verwilderung, welche nach der Zähmung nochmals beim Anblicke des trennenden Raubvogels ausbricht und die Wiedervereinigung herbeiführt. Diese Verthierung auf eine Zeitlang findet sich auch in dem jüngern Roman von Pipins Söhnen Valentin und Ursson d. i. Bärensohn, weil er im Bärenneste wild aufgewachsen. Eigenthümlich ist das umständlich erzählte Hochzeitsfest, welches die anmuthige Darstellung des Ganzen schön beschliesst. Die Verbindung Englands und Frankreichs durch diese Hochzeit, und der Wohnungswechsel in beiden Reichen weist auf die Zeit, wo Nordfrankreich seit der Normännischen Eroberung noch grossentheils zu England gehörte.“

Dass der Dichter, der der Sprache nach zu urtheilen, sein Werk in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfasst haben dürfte, einer französischen Quelle gefolgt sei, sagt er zwar selbst nicht — doch befindet sich da, wo man dies am ehesten erwarten könnte, zwischen V. 48 und 49 in der Handschrift eine Lücke — es kann aber kaum ein Zweifel darüber obwalten. Es wird weiter unten auf diesen Umstand zurückgekommen werden. Dass der Dichter bei seiner Arbeit immer geschickt verfahren, kann man nicht behaupten. Es ist schon nicht recht motivirt, dass der Sohn des Königs von England bei der grossen Zuneigung, welche die Eltern und übrigen Verwandten seiner Geliebten ihm zeigen, auch nicht einen Versuch macht, auf gütlichem Wege ihre Hand zu erlangen, sondern gleich zur Entführung seine Zuflucht nimmt; eben so unerklärlich ist es, dass er, als er die Geliebte nicht gleich wiederfinden kann, sofort den Verstand verliert, — die von v. d. Hagen angeführten Beispiele können nicht zur Rechtfertigung dienen, da dort überall die Veranlassungen durchaus andere sind — am unbegreiflich-

sten ist es aber, dass der Held, als er nun wieder bei gesunden Sinnen sich befindet, weder seinem Oheim, der so wohlwollend sich seiner angenommen, sich entdeckt, noch irgend einen Versuch macht, die verlorene Geliebte wieder aufzufinden, vielmehr abwartet, bis ein zweiter Busant den Knoten löst, so wie ein erster ihn geschürzt hat.

Die englische metrische Romanze Sir Isumbras (gedruckt in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts, Lond. Will. Copland und nach dieser in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817 Vol. I. p. 73 fgg., nach einer Handschrift in: The Thornton Romances edit. by Halliwell Lond. 1844. p. 88—120, im Auszuge in Ellis Specimens of early engl. metric. romances. Lond. 1848 S. 479—491) ist nach Wolf (l. c. S. 84) gleichfalls unzweifelhaft einem französischen (nach Halliwell wahrscheinlich einem anglo-normännischen) Originale nachgebildet. Im Eingange des Gedichts erscheint, ähnlich wie in der Historie vom Grafen von Savoyen, ein Engel dem in aller Fülle irdischen Glückes lebenden Helden, wirft demselben seine Ueberhebung vor und verkündet ihm: dass er zur Strafe für diese einige Zeit in Niedrigkeit und Noth zubringen werde. Sir Isumbras erkennt die Strafe als gerecht und unterwirft sich ihr nicht nur ohne Murren, sondern mit Dank gegen den Himmel, der ihm das Missgeschick zu einer Zeit sende, wo Jugend und Kraft der Gesundheit ihn in den Stand setzen, solches eher zu ertragen. Alsobald bricht auch mannigfaches Unglück über ihn ein; sein Weib und seine Kinder retten kaum das nackte Leben aus seinem niederbrennenden Schlosse und er tritt nun, zur Sühne aller Sünden, mit ihnen eine Wallfahrt nach Jerusalem an, wobei sie von dem leben, was sie sich unterweges erbetteln. Sie gerathen hierbei in die grösste Noth und sind zuletzt auf die Beeren des Waldes als einzige Nahrung angewiesen. Als sie an einen reissenden Fluss kommen, über den Sir Isumbras seine Kinder einzeln auf seinen Armen hinüber schaffen muss, werden die beiden ältesten, wie im Gedichte von der guten Frau, von ihm getrennt, indem das eine von einem Löwen, das andere von einem Leoparden geraubt wird. Die Gatten gerathen demnächst bettelnd auf ein Schiff, auf dem sich ein heidnischer Sultan befindet, der von der Schönheit der Frau so ergriffen wird, dass er sie ihrem

Gemahl für Hundert Pfund Pfennige abkaufen will. Sir Isumbras weigert sich zwar auf den Handel einzugehen, wird aber nebst seinem jüngsten Kinde zwangsweise von den Schiffsleuten wieder an das Land gesetzt und ihm das Kaufgeld in den Mantel geschüttet, dies wird ihm denn nun von einem Adler entführt, der durch die rothe Farbe des Mantels, in den es gewickelt worden, angelockt ist. Ohne Erfolg bemüht er sich, dem Raubvogel die Beute wieder abzujagen. Als er an die Stelle, wo er das jüngste Kind gelassen, zurückkehrt, sieht er, wie dieses eben von einem Einhorn entführt wird. Sir Isumbras kommt dann zu einem Schmied, bei dem er sieben Jahr arbeitet und seine Freistunden anwendet, um für sich eine Rüstung anzufertigen, da er vernommen, dass die Saracenen immer grössere Fortschritte machen und die Hoffnung nicht aufgeben kann, dass sein Arm dazu auserkoren sei, die Christenheit zu rächen. Er verlässt dann heimlich seine Schmiede, begiebt sich zum Heere der Kreuzfahrer und verhilft diesem durch Wunder der Tapferkeit zum Siege. Auch der Sultan, der ihn einst seiner Gattin beraubt, fällt von seiner Hand. Dann geht er nach dem heiligen Lande, durchpilgert dies sieben Jahre, wobei er sich die grössten Entbehrungen und härtesten Bussen auflegt. Endlich geräth er bettelnd in ein prächtiges Schloss, wo er von einer mildthätigen Königin aufgenommen wird; es ist dies seine Gemahlin, die der Sultan, indem er die Vollziehung der Vermählung mit ihr bis zur Beendigung des Zuges gegen die Christen, auf dem er gerade begriffen war, ausgesetzt, in sein Land vorausgeschickt hat, dessen Regentschaft ihr übertragend, welche letztere ihr auch, nachdem jener in der Schlacht sein Leben verloren, verblieben war. Lange wohnen beide Gatten bei einander ohne sich zu erkennen; endlich wird die Wiedererkennung durch den rothen Mantel herbeigeführt, der mit dem Kaufgelde durch den Adler entführt war und den Isumbras durch einen glücklichen Zufall in dessen Neste gefunden. Die Königin theilt nun den Thron mit ihrem Gemahl. Als Sir Isumbras jetzt aber seine neuen Unterthanen zum Christenthum bekehren will, entsteht eine Empörung; benachbarte saracenische Fürsten kommen den Aufrührern zu Hülfe. Isumbras, blos von seiner Gattin, die sich gleich einem Manne gerüstet, unterstützt, unternimmt den Kampf, ist aber im Begriff, der Uebermacht zu unterliegen, als drei junge Ritter, der eine auf

einem Löwen, der zweite auf einem Leoparden, der dritte auf einem Einhorn ihnen zu Hülfe kommen. Diesen, besonders aber den Thieren, vermögen die Feinde nicht zu widerstehen; drei und zwanzig Tausend derselben bedecken bald mit ihren Leichen das Schlachtfeld, die übrigen entgehen nur durch schleunige Flucht dem gleichen Schicksal. Isumbras wird nun von seinen reuigen Unterthanen, die sich auch nicht ferner sträuben, den christlichen Glauben anzunehmen, mit Jubel empfangen, erobert noch drei andere heidnische Königreiche, die gleichfalls zum Christenthum bekehrt werden, und verleiht diese seinen Söhnen, denn diese waren die drei Ritter — wie dieselben am Leben erhalten sind, gerade so wunderbar in dem entscheidenden Augenblick anlangen und wodurch die Wiedererkennung erfolgt ist, erfahren wir jedoch nicht. — Das Gedicht schliesst mit dem Wunsche, dass uns allen ebenso wie jenen die ewige Seligkeit zu Theil werden möge.

Viel bekannter wie die vorstehend aufgeführten Gedichte ist der Roman von Peter von Provence, dem Ritter mit den Schlüsseln, und der schönen Magelone geworden; es existirt fast keine europäische Sprache, die ihn sich nicht angeeignet hätte. Anscheinend knüpft der Inhalt sich an eine wirkliche Begebenheit, deren Hauptschauplatz die Provence ist, an; denn eine Insel bei Marseille, auf welcher die Heldin Zuflucht gefunden haben soll, führt noch jetzt den Namen Maguelone und der letzteren Grab wird noch gezeigt. Seine erste Bearbeitung, in einem provenzalischen Gedichte, wird denn auch einem Stiftsherrn zu Maguelone, Bernard von Treviez, der im 13. Jahrhundert lebte, zugeschrieben (Raynouard Poés. d. Troubad. II. S. 317. Diez Poesie d. Troubadours S. 206. Nyerup über die dänischen Volksbücher Morskabsläsning. Kopenhag. 1816 S. 134. Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. 506. 507), ein Umstand, der allerdings den Verdacht rege machen kann, dass der Stiftsherr mit Benutzung anderweit umgehender Sagen und ohne beglaubigte historische Grundlage zur Verherrlichung seines Klosters seine Arbeit angefertigt habe. Wie einige (P. Gariel Idée de la ville de Montpellier II. S. 113. Millin Voyage en France IV. p. 354. Müller Bekenntnisse merkw. Männer I. S. 260) behaupten, hat Petrarca dann die Arbeit des Bernard von Treviez verbessert. Von allem diesem ist jedoch

nichts auf uns gekommen. Doch wurde 1457 daraus eine Prosaübersetzung in das Nordfranzösische gemacht, die dann das Vorbild für alle anderen Bearbeitungen dieses Stoffes geworden und bereits 1480 gedruckt ist. (Die grosse Anzahl von Ausgaben, Bearbeitungen und Auszügen in französischer Sprache, sowie die Uebersetzungen und Nachbildungen in das Spanische, Catalonische, Niederländische, Dänische, Isländische, Böhmische, Russische, Ungarische siehe bei Grässe l. c. S. 386. 387, v. d. Hagen l. c. I. pag. CXXXVI—CXXXIX.)

Auch das deutsche Volksbuch, was den Gegenstand behandelt, ist aus dem Französischen übertragen durch Veit Warbek, und zuerst, durch den als Beförderer der Reformation bekannten Georg Spalatin mit einer Vorrede versehen, Augsburg 1535, seitdem aber fast unzählige Male gedruckt (Hagen l. c. S. CXXXVII. Gödecke Grundriss I. S. 121; bereits 1539 wurde die Geschichte auch dramatisch von einem Studenten bearbeitet. Koberstein l. c. I. S. 421), auch in die neuesten Sammlungen der deutschen Volksbücher, so in die von Marbach (nr. 5), in die von Simrock (Nr. VII.) u. s. w. aufgenommen, am bekanntesten aber durch die Bearbeitung von Tieck (zuerst in den Volksmärchen von Pet. Lebrecht, dann im Phantasus) geworden.

Da ich unter diesen Umständen den Inhalt im Allgemeinen als bekannt voraussetzen kann, so werde ich mich hier auf diejenigen Züge beschränken, welche von besonderem Interesse für den vorliegenden Gegenstand sind.

Nachdem Peter seine Geliebte entführt hatte — eigentlich ohne rechte Veranlassung, da ihm, wenn er sich als den Sohn des mächtigen Grafen von Provence zu erkennen gegeben hätte, von ihren Eltern schwerlich ihre Hand verweigert sein würde, und der Umstand, dass der alte provenzalische Ritter Castellanos es Petern einst als ehrenvoll gepriesen, sich blos durch seine Tapferkeit die Braut zu erwerben, als eine solche Veranlassung kaum angesehen werden kann — gelangt er gegen Tagesanbruch mit der Geliebten in einen dichten Wald. Er hebt die schöne Magelone von ihrem Pferde und setzt sich mit ihr in den Schatten der Bäume. Nachdem sie einige Zeit von ihren Angelegenheiten gesprochen, wird das Fräulein müde, legt ihr Haupt in Peters Schoss und schläft ein. Als dieser sie so recht nach Lust betrachtet, bemerkt er ein Büchschen von rothem Sandel-

holz in ihrem Busen, öffnet dasselbe und findet darin die drei Ringe, die er ihr früher selbst gegeben hatte. Als er das Büchschen dann neben sich hingelegt, stürzt ein Sperber, der es für ein Stück Fleisch hält, auf dasselbe, ergreift es und fliegt damit fort. Peter sucht es ihm wieder abzujagen und verfolgt ihn deshalb mit Steinwürfen, wodurch der Vogel auch wirklich zuletzt genöthigt wird, das Büchschen los zu lassen, das aber, da er inzwischen sich auf einen im Meere stehenden Felsen gesetzt hatte, auf diesen fällt. Peter versucht in einem kleinen Kahne, den er am Ufer findet, den Felsen zu erreichen, wird dabei aber von einem plötzlich sich erhebenden Sturme gefasst, auf die hohe See getrieben, von Piraten gefangen und von diesen dem Sultan von Egypten zum Geschenk gemacht. — Magelone gelangt nach mühevoller Wanderung nach Aigues-mortes, dem Wohnort von Peters Eltern, und gründet auf einer daneben liegenden Insel ein Spital, das sie St. Peter von Magelon nennt, in das auch Peter geräth, als er krank und elend in der Heimath wieder anlangt und wo die Wiedererkennung vor sich geht. Die Vermählung wird hierauf unter Zustimmung der beiderseitigen Eltern aufs Prächtigste begangen.

Das oben in Bezug genommene orientalische Märchen ist die Geschichte der Liebe des Prinzen Kamaralsamam von der Insel Chaledan und der Prinzessin Badur von China in der arabischen Märchensammlung: Tausend und Eine Nacht (221—238ste Nacht der Uebersetzung von M. Habicht, v. d. Hagen u. K. Schall). Auch hier beschränken wir uns auf denjenigen Theil der Erzählung, welcher einen Paralellismus mit der abendländischen Benutzung des Stoffes darbietet. Nachdem die beiden Liebenden China verlassen, um sich in das Vaterland Kamaralsamans zu begeben, gelangen sie eines Tages auf eine schöne mit schattigen Bäumen besetzte Wiese, auf der sie sich lagern, um die übergrosse Hitze vorübergehen zu lassen. Als die Prinzessin Badur eingeschlafen ist, setzt der Prinz sich zu ihr und betrachtet einen Gürtel, den sie, um es sich bequemer zu machen, abgenommen und neben sich hingelegt hatte. Er bemerkt daran einen kleinen Beutel, fühlt in diesem etwas Hartes, öffnet denselben, um zu sehen, was dies sei, und findet einen Karneol, in dem Bilder und unbekannte Schriftzeichen eingeschnitten waren — es war ein Talisman, der

dem, welcher ihn bei sich trug, Glück brachte —; wie er denselben, um ihn besser betrachten zu können, auf der flachen Hand liegen hat, schiesst plötzlich ein Vogel aus der Luft nieder, ergreift den Stein und fliegt damit fort. Der Prinz verfolgt nun den Vogel, der den Stein verschluckt hatte, in der Hoffnung ihn durch einen Steinwurf tödten zu können, zehn Tage hindurch und verliert am elften, als er an eine grosse Stadt gelangt, zuletzt denselben aus den Augen. — Als die Prinzessin bei ihrem Erwachen sich von ihrem Geliebten verlassen sieht und derselbe auch nach längerem Warten nicht zurückkehrt, zieht sie die diesem gehörige Kleidung an und giebt sich für ihn aus. Für einen Mann gehalten wird sie zuletzt Gemahl der Tochter des Königs der Ebenholzinsel und Regent dieses Landes. Dorthin gelangt auch Kamaralsaman als armer Mann und Gefangener; er wird von seiner Geliebten wieder erkannt, die nun nicht nur ihren Thron mit ihm theilt, sondern ihm auch gestattet, neben ihr selbst noch ihre Gattin zur Frau zu nehmen.

Alle bisher aufgeführten Erzählungen haben das Gemeinsame, dass zwei Liebende getrennt werden, beide nachher mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen haben, die Frau in eine günstige, meist glänzende Lage kommt, der Mann dagegen in einem kläglichen Zustande ohne eine Ahnung davon zu haben, in ihre Nähe gelangt, sie ihn aufnimmt, für ihn Sorge tragen lässt und nachdem zuerst sie ihn wieder erkannt, sich nun auch ihm zu erkennen giebt und die glückliche Lage, in der sie sich befindet, mit ihm theilt. In der Regel ist es ein Thron, den sie erlangt hat, wie in dem Grafen von Savoyen, der guten Frau, dem Sir Isumbras und dem Prinzen Kamaralsaman; in mehreren Fällen sind es Verwandte, namentlich des Geliebten, wo das Schicksal sie hingeführt hat, wie im Grafen von Savoyen, dem Busant und der Magelone. Daneben spielt in allen jenen Erzählungen ein Raubvogel eine wichtige Rolle, der eine Kostbarkeit, weil er sie der rothen Farbe wegen für ein Stück Fleisch gehalten hat, entführt.

Unter diesen Erzählungen lassen sich aber zwei Reihen deutlich unterscheiden, die wegen ihrer besonderen charakteristischen Züge eigene Gruppen bilden. In der einen verzichten die beiden Liebenden, die hier bereits mit einander vermählt

sind, auf irdisches Wohlergehen, um die ewige Seligkeit zu erlangen; sie werden durch die Noth zuletzt dahin gebracht, dass der Mann ein Kaufgeld für seine Gattin annimmt und dass dies es ist, was von dem Vogel geraubt wird; doch sind die beiden Gatten stets schon getrennt, als das Letztere geschieht. Der Mann erhält später Gelegenheit, sich durch seine Tapferkeit auszuzeichnen, und dieser Umstand ist es, der mittelbar oder unmittelbar die Wiedervereinigung der Gatten herbeiführt. Diese Reihe von Erzählungen besteht aus dem Grafen von Savoyen, der Guten Frau und dem Sir Isumbras. In der zweiten Reihe, zu welcher der Busant, die Magelone und der Prinz Kamaralsaman gehören, ist das, was der Vogel entführt, ein Kleinod, welches der Mann bei der in seinem Schosse schlafenden Geliebten erblickt und zur näheren Betrachtung abgenommen hat. Dieser Raub und die Bemühung des Helden, dem Vogel seine Beute wieder abzujagen, geben die Veranlassung dazu, dass beide Liebende getrennt werden.

Darüber, dass die Erzählungen jeder der beiden Reihen eine gemeinschaftliche Quelle haben, kann kein Zweifel obwalten. Am unwiderlegbarsten tritt dies bei der Magelone und dem arabischen Märchen hervor. Bestände deren Uebereinstimmung allein in der durch einen ein Kleinod entführenden Vogel herbeigeführten Trennung der beiden Liebenden, so könnte man es allenfalls immer noch für möglich halten, dass dasselbe dichterische Gebilde zweimal und unabhängig von einander entstanden sei, aber es sind noch zwei andere nicht weniger charakteristische Züge, denen wir in beiden Dichtungen in fast völlig gleicher Weise begegnen. In der Magelone birgt Peter die Schätze, die er vom Sultan erhalten hat, in 14 Fässern, schüttet aber oben und unten Salz auf das Gold und nimmt die Fässer so als eine zum Verkauf bestimmte Salzladung, wie er seine Fahrt in die Heimath antritt, mit auf das Schiff. Als Peter demnächst allein auf der Insel Sagona zurückbleibt, weil er versäumt hat, sich bis zum Abgang des Schiffes einzufinden, übergiebt der Schiffspatron die vierzehn Fässer als eine mildthätige Gabe dem von Magelone gestifteten Hospitale, die, als sie einmal Salz braucht, jene öffnen lässt und nun zwischen dem Salz eingepackt den Schatz findet. — In dem arabischen Märchen schüttet Kamaralsaman in den oberen Theil von funfzig halb mit Goldstaub

gefüllten Krügen, die er in einem Gewölbe gefunden, Oliven, als er sich zu Schiffe begeben will, um in seine Heimath zurückzukehren und übergiebt die Gefässe, als lediglich jene Frucht, die er auf der Ebenholzinsel, dem nächsten Reiseziel, verkaufen wolle, enthaltend, dem Schiffspatrone. Als Kamaralsaman sich verspätet hat und in Folge dessen das Schiff ohne ihn abgesegelt ist, gelangen die Krüge in den Besitz seiner von ihm getrennten Geliebten, die, als sie um die Oliven zu versuchen, einen von jenen ausschüttet, das Gold darin findet. Man sieht, dass im Wesentlichen beide Erzählungen Zug für Zug übereinstimmen. Wenn in der Magelone an die Stelle der Oliven Salz getreten ist, so kann dies nicht auffallen, denn Oliven von weit her zum Verkaufe nach der Provence, dem Vaterland derselben, bringen, hätte doch gar zu sehr geheissen: Eulen nach Athen tragen. — Der dritte Punkt, worin die in Rede stehenden Dichtungen übereinstimmen, beruht darin, dass das von dem Vogel geraubte Kleinod zuletzt wieder zu der zurückgelassenen Geliebten gelangt und diese daraus glaubt abnehmen zu müssen, dass ihr Geliebter sein Leben eingebüsst habe. In der Magelone wird ein Fisch, der das von dem Raubvogel fallengelassene rothe Büchschen verschluckt hat, gefangen und zum Grafen von Provence gebracht; als man jenen öffnet, findet man das Büchschen, was die Gräfin nun Magelonen überbringt. Im arabischen Märchen wird der Vogel, der den Carneol verschlungen, vor Kamaralsamans Augen von zwei andern Vögeln zerfleischt, dabei kommt etwas Rothes zum Vorschein, worin jener bei näherer Untersuchung den ihm vor langer Zeit entführten Carneol erkennt. Als er die fünfzig Krüge mit Goldstaub und Oliven füllt, packt er in einen derselben den Edelstein mit ein, um ihn ja nicht zu verlieren; so gelangt dieser denn zugleich mit den Krügen in die Hände der Prinzessin Badur, und wird von ihr, als sie deren Inhalt untersucht, gefunden.

Diese Uebereinstimmungen in mehreren völlig von einander unabhängigen und unter sich in keinem nothwendigen Zusammenhang stehenden Zügen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die eine Erzählung die Quelle der andern ist, oder beiden dasselbe Vorbild zu Grunde liegt. Dass das Letztere der Fall sei, ist nicht wahrscheinlich, da sonst wohl von diesem Vorbilde

eine Spur auf uns gelangt sein würde*). Dagegen spricht sehr viel für die Annahme, dass der Verfasser der Magelone das arabische Märchen gekannt und benutzt habe. In Tausend und Einer Nacht ist die Liebesgeschichte Kamaralsamans und der Prinzessin Badur gerade diejenige Erzählung, bis wohin die Handschriften zusammenstimmen, während das Weitere in den verschiedenen Fortsetzungen sehr von einander abweicht; sie gehört also zu den ächten alten Nachtmärchen. (Vgl. v. d. Hagen Uebersicht der ersten 13 Bände seiner, Habichts und Schalls Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht. Bd. XIII. zu XLIX.)

Dieselben sind jedenfalls älter als die erste Abfassung der Magelone, da bereits Al Masudi (zu Anfang des 4. Jahrhunderts der Hedschra, im 10. Jahrhundert nach Chr. Geb.) sie kannte. So wie man weiss, dass es schon in sehr früher Zeit in der Provence, dem Lande, wo der Roman von der schönen Magelone entstanden ist, Personen gegeben hat, welche der arabischen Sprache kundig waren — wie sich denn namentlich der 1078 verstorbene Bischof von Maguelone, Arnold, in der Kenntniss derselben auszeichnete (Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. p. 316) — so kann auch darüber kein Zweifel obwalten, dass die unter dem Namen der Tausend und Einen Nacht bekannte Märchensammlung zu der Zeit, wo Bernard von Treviez sein Gedicht verfasste, im Abendlande, insbesondere in den am mittelländischen Meere belegenen Ländern, bekannt gewesen ist. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts hatte der Spanier Petrus Alphonsus in seiner Disciplina clericalis (der Unterweisung eines Vaters für seinen Sohn), dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve im südlichen Frankreich sie auszugsweise übersetzt und so den provenzalischen Troubadours wie den nordfranzösischen Trouvères und Jongleurs einen willkommenen und vielfach zu Nutze gemachten Stoff dargeboten. Fauriel (l. c. p. 335) sagt: „Allem Anscheine nach

---

*) Dass das arabische Märchen wahrscheinlich selbst nicht Original, sondern aus dem Indischen oder Persischen übersetzt ist, bleibt hierbei ohne Einfluss, da die Vorbilder in diesen Sprachen ganz sicher dem abendländischen Dichter nicht bekannt geworden sind. — Der türkische Roman: Abenteuer des Abdul-Selam und der Schelnissa, dessen Gegenstand der nämliche ist, wie der des arabischen Märchens, bleibt schon deshalb ausser Frage, weil seine Entstehungszeit eine spätere ist, wie die des provenzalischen Gedichts.

waren es die Araber Spaniens, von denen die Troubadours die ersten Vorbilder der Erzählungskunst erhielten, einer Kunst, in welcher sie nicht sehr hinter ihren Meistern zurückblieben. Mehrere Sammlungen jener geistreichen Erzählungen, in denen der tiefste Sinn sich oft unter den natürlichsten Formen der Erfindung birgt, wurden im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts theils in das Lateinische, theils in das Romanische übersetzt. So die, welche unter dem Namen der sieben weisen Meister und der Unterweisung eines Vaters an seinen Sohn in die Literaturen aller Völker Europas Aufnahme erhalten haben. Ich bin hin und wieder in den provenzalischen Dichtungen auf Anspielungen auf andere Erzählungen und andere arabische Geschichten gestossen, welche in gleicher Weise in dem Süden Frankreichs in Umlauf waren, und von denen sich gegenwärtig keine Spur mehr vorfindet.“ —

Es kann unter diesen Umständen nicht befremdlich erscheinen, wenn Bernard von Treviez dem Beispiele seiner Sangesgenossen gefolgt ist, als er daran ging, eine Legende über die Gründung seines Klosters anzufertigen. Und er hat jenes gethan, so weit der letztgedachte Zweck, der ihm immer die Hauptsache blieb, es irgend gestattete. „Petrarca“, sagt Pet. Gariel (l. c. II. p. 113, vergl. I. p. 71 und 129), „der Vater und Fürst der Dichter Italiens, als er, wie er es selbst bezeugt, vier Jahre hindurch zu Montpellier dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, benutzte, um sich bei dieser Geistesanstrengung einige Ruhe und Abwechselung zu gewähren, seine Erholungsstunden dazu, den alten Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone zu bessern und zu verschönern, welchen Bernard von Treviez zu seiner Zeit unter den Damen in Umlauf gesetzt hatte (avait fait couler), um sie auf eine sich leichter Eingang verschaffende Weise für die Werke der Barmherzigkeit und die Unterstützung der frommen Stiftungen zu gewinnen.“

Auch Hagen bemerkt (Gesammtabenth. I. S. CXXXV.): der Roman hat neben der romantisch abenteuerlichen Ritterlichkeit einen gewissen frommen, ja kirchlichen Anstrich, schon im Namen des Helden, der zu Ehren desselben die beiden St. Petersschlüssel zum Wappen nimmt, sowie Magelone bei der Trennung nach Rom wallfahrt, in der Peterskirche und auch sonst andächtig

betet und in ihrer milden Stiftung auf der Insel Magelona mit dem Petersaltare verharrt, bis diese die Geliebten wieder vereinigt, bis zum Grabe darin, so dass beide ein schönes Beispiel treuer Liebe sind.“

So wie das arabische Märchen das Vorbild der Magelone, so war die Letztere wieder ohne Zweifel das des den Titel: Der Busant führenden deutschen Gedichts. In beiden begiebt sich ein Fürstensohn an den Hof eines benachbarten Königs, in dem einen, um sich durch ritterliche Thaten Ruhm zu erwerben, in dem andern, um adlige Sitten und Kenntnisse sich anzueignen. Der Fürstensohn verliebt sich nun in die Tochter des Königs, an dessen Hof er sich aufhält, erhält deren Gegenliebe, entführt sie, in beiden Dichtungen gleichmässig ohne dringende Veranlassung, auf schnellen Rossen, geräth mit ihr in einen Wald, wo die ermüdete Schöne in seinem Schosse einschläft. Während sie sich noch im Schlafe befindet, nimmt er einige Ringe, die er an ihr wahrnimmt — in einem Gedicht sind es drei, im andern zwei — um sie näher zu beschauen; da schiesst ein Raubvogel hinab und entführt sie ihm, er eilt ihm nach, um sie mit Stöcken und Steinen ihm abzujagen. Aber all sein Bemühen bleibt erfolglos, er wird sogar, da er sich nicht zurückfinden kann, ganz von seiner Geliebten getrennt. Diese hofft anfangs, als sie beim Erwachen ihn vermisst, auf seine baldige Rückkehr, geräth, als diese nicht erfolgt, in Verzweiflung, entschliesst sich aber endlich, allein ihren Weg fortzusetzen.

So weit findet zwischen beiden Dichtungen eine beinahe vollständige Uebereinstimmung statt, wenn der zweite Theil der Erzählungen eine solche nicht darbietet, so erklärt sich dies ganz natürlich daraus, dass der deutsche Dichter lediglich ein Liebesabenteuer erzählen, nicht aber eine Klosterlegende abfassen wollte, also auch einen andern Schluss brauchte. Eine Analogie bieten beide Dichtungen aber auch hier dar, denn in beiden gelangen die verlassenen Damen zu Angehörigen ihres Geliebten, in der einen zu den Eltern, in der andern zu dem Oheim. — Dass dem Dichter des Busant der nordfranzösische Prosaroman Magelone bekannt gewesen sei, ist chronologisch sehr wohl möglich; dagegen hat eine direkte Benutzung des provenzalischen Gedichts sicher nicht stattgefunden, da die deutschen Dichter

des Mittelalters ihre Stoffe mit seltenen Ausnahmen nicht unmittelbar von den Provenzalen, desto mehr aber von den Nordfranzosen entlehnt haben.

Ebenso unzweifelhaft ist es, dass die drei Gedichte der andern Reihe, der Graf von Savoyen, die Gute Frau und Sir Isumbras zusammengehören und ihrem wesentlichsten Bestandtheile nach einer gemeinschaftlichen Quelle ihren Ursprung verdanken, sowie dass die Letztere ein nordfranzösisches Gedicht ist. Das erstgenannte weicht von den andern nur darin ab, dass die vom Vogel geraubten Kleinode nicht wieder zum Vorschein kommen, dass aus dem, was in der Guten Frau und dem Sir Isumbras nur Ein Vorfall ist, der Raub des Kaufgeldes, das der Gatte für seine Frau erhalten hatte, durch einen Vogel, in jenen zwei geworden sind: die Entführung der Kleinodien, welche die Gräfin mit sich genommen, durch den Raubvogel und das Verlieren des Kaufgeldes dadurch, dass dasselbe ins Meer fällt. In allen drei Gedichten entscheiden sich die Gatten dahin, lieber zeitliches Ungemach zu erdulden, als auf die ewige Seligkeit zu verzichten, aber nur in der Guten Frau erfolgt die Ausführung aus freiem Antriebe; es ist dies offenbar consequenter wie in den beiden andern Gedichten, wo die Ehegatten durch äussere Veranlassung ins Elend gerathen. Die Gute Frau kommt mit dem Grafen von Savoyen darin, dass die Gräfin schliesslich die Gemahlin des Königs von Frankreich wird, mit dem Sir Isumbras aber darin überein, dass zwei Söhne verloren gehen, als der Vater sie einzeln über einen Fluss tragen will, dieselben sich aber am Schlusse wieder einfinden. Dagegen erfolgt in diesem Gedichte eben so wie im Grafen von Savoyen der Verkauf der Frau auf einem Schiffe, aus dem der Gatte hinausgestossen wird, nachdem ihm das Kaufgeld für seine Frau aufgedrungen worden. — Welche von diesen verschiedenen Gestaltungen, die die Erzählung erhalten, der ursprünglichen Quelle entspreche, wird sich kaum mehr ermitteln lassen, da das altfranzösische Gedicht, was solche gebildet hat, bis jetzt nicht aufgefunden ist. Die Chanson de geste, die in der Guten Frau ins Deutsche übersetzt worden, ist dies schwerlich gewesen. Es ist sogar wahrscheinlich, dass der Graf von Savoyen, der sich vor den beiden andern Gedichteu durch Gedrungenheit und Einheitlichkeit aus-

zeichnet, in dem namentlich sich das Häufen der Abenteuer, ein charakteristisches Merkmal der Umarbeitung eines älteren Dichtwerks, noch nicht findet, der ursprünglichen Quelle am nächsten stehe. In dem Original der Guten Frau wurde diese zu einem Epos des Kärlingischen Sagenkreises verwendet, im Sir Isumbras mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht und für christlich ascetische Zwecke benutzt.

Noch bleibt die Erörterung der Frage übrig, ob man dieselbe Abstammung für die Dichtungen der ersten, wie für die der zweiten Reihe anzunehmen habe. Gemeinsam ist beiden eigentlich nur der Umstand, dass zwei Liebende getrennt und nach mancherlei Drangsalen wieder zusammengeführt werden, sowie der, dass ein Vogel eine Kostbarkeit, die er für ein Stück Fleisch ansieht, dem Helden der Dichtung entführt. Diese Züge allein dürften aber nicht ausreichen, um die Annahme ein und derselben Quelle als nothwendig erscheinen zu lassen. Wir begegnen denselben auch in Erzählungen, die im Uebrigen mit den hier besprochenen nicht die mindeste Uebereinstimmung darbieten, so namentlich dem letzteren unter andern in der Geschichte des Kodjah Hassan Alhabbal (Tausend und Eine Nacht, 369ste Nacht Th. X. S. 115 der Ausg. Wien 1826) wo erzählt wird, dass sich ein Hühnergeier auf Kodjah gestürzt habe, um demselben ein Stück Fleisch, das er in den Händen trug, zu entreissen und als in dem hierüber entstandenen Kampfe dem Kodjah sein Turban, in welchem er die ihm geschenkten 190 Goldstücke, seine ganze Habe, sorgsam verwahrt trug, entfallen sei, der Geier diesen gepackt und sich damit in die Lüfte geschwungen habe, alle Anstrengungen Kodjahs, den Vogel zu erhaschen und wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen aber erfolglos geblieben wären. Liebrecht (Pfeiffers Germania I. S. 260) erinnert auch noch an eine altindische Sage. „In einer Erzählung des Somadewa Bhatta (aus dem Sanskrit übers. von Brockhaus 1843) I. 83 sqq. wird erzählt, dass die Königin Mrigavati, um ihrer Blässe abzuhelfen, in einem mit rothen Färbestoffen angefüllten Teich badet, aber von einem gewaltigen Vogel, der sie für ein Stück blutiges Fleisch hält, fortgeführt und auf einem Berggipfel niedergesetzt wird, wo ein Einsiedler sie aufnimmt und sie einen Sohne gebärt. Dieser erhält, herangewachsen, von seiner Mutter einen Ring mit dem

Namen seines Vaters und kauft dafür später eine schöne von einem wilden Waldbewohner gefangene Schlange, mit der er Mitleiden hat, los. Der Waldbewohner begiebt sich in die Stadt, um den Ring zu verkaufen, woselbst Letzterer von den Dienern des Königs erkannt wird und so diesen auf die Spur seiner Gemahlin bringt, so dass er endlich wieder in den Besitz derselben gelangt. — In diesem indischen Märchen finden sich, wie mir scheint, die Grundzüge der Geschichte des Peter und der schönen Magelone, wenn auch in manchen Umständen verschieden. Denn so wie im Volksbuche der Rabe den rothen Zindel mit den Ringen entführt, ihn für ein Stück Fleisch haltend, und auf diese Weise die Trennung der Liebenden bewirkt, so führt in dem Märchen der Vogel aus demselben Grunde die Königin selbst fort, bei deren Wiederfindung ein Ring die Hauptrolle spielt. Der Einsiedler des Märchens ferner entspricht dem Mühlmeister im Busant, oder der frommen Frau zu Aigues-Mortes, welche Magelone in ihr Haus aufnimmt, im Volksbuch und in allen Versionen finden sich endlich die Getrennten nach langer Zeit wieder.“ — Die hier hervorgehobenen Aehnlichkeiten sind aber doch nur so entfernt, dass wir sie weniger einer Gemeinsamkeit der Quelle, als dem Umstande beimessen möchten, dass es Ideen und Gebilde der Einbildungskraft giebt, welche selbstständig und unabhängig von einander bei den verschiedensten Völkern entstehen können.

Nach den oben angeführten Ansichten Uhlands über Sagenverwandtschaft, die wir auch hier zur Anwendung zu bringen zu müssen glauben, vermögen wir auch nicht anzuerkennen, dass jene beiden Reihen der voraufgeführten Erzählungen aus einer Quelle entsprossen sind. Für die Magelone und den Busant war diese sicher das arabische Märchen, für das Vorbild der Guten. Frau und des Sir Isumbras aber schwerlich. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass dem Verfasser des Grafen von Savoyen der Roman von der schönen Magelone bekannt gewesen ist und er aus diesem den Raub der Ringe durch einen Vogel, der bei ihm eine fast ganz müssige und auf den Gang der Begebenheiten im Allgemeinen durchaus einflusslose Episode bildet, aufgenommen hat, während er den Verlust des für die Frau gezahlten Kaufgeldes aus seiner Hauptquelle beibehielt, ihn aber nun freilich, da er den Vogel doch nicht zweimal auftreten lassen konnte, etwas

anders motiviren musste. — Auch die Aufnahme des Grafen durch den lombardischen Herrn und das Wohlwollen, welches der Letztere ihm zuwendet, das wesentlich zur Wiedervereinigung der Liebenden beiträgt, bietet einige Aehnlichkeit mit dem dar, was der Sultan von Egypten für Peter von Provence thut. — Der Graf von Savoyen bildet daher gewissermassen das Verbindungsglied zwischen jenen beiden Gruppen von Dichtungen.

Andererseits bietet aber auch der Busant einen Vergleichungspunkt mit der Reihe dar, der er im Uebrigen nicht angehört. Denn die Art, wie die Königstochter aus Frankreich in der einsam im Walde belegenen Mühle Aufnahme findet, hier durch kunstvolle Handarbeiten ihren Unterhalt erwirbt, in derselben von einem Grafen gefunden und mitgeführt wird, findet sich mit fast vollkommener Uebereinstimmung auch in der Guten Frau. Beide Dichtungen mögen, wie schon früher angedeutet wurde, diesen Zug aus der Sage von Berta, der Mutter Karl's des Grossen, entnommen haben. — Die Gute Frau bietet zwar auch mit noch einer andern Erzählung der zweiten Reihe, dem Märchen vom Prinzen Kamaralsaman, eine Analogie dar — dort wird der Adler, welcher das Säckchen mit dem Gelde geraubt, durch den Angriff anderer Vögel so bedrängt, dass er jenes zu den Füssen der Heldin niederfallen lässt und es auf diese Weise in deren Hände geräth; im arabischen Märchen beissen vor den Augen des Helden andere Vögel den Räuber des Kleinods todt, und es gelangt so dieses wieder in den Besitz von jenem — doch ist diese Analogie eine so entfernte, dass sie noch nicht berechtigen kann, aus ihr eine gemeinsame Quelle zu folgern.

Die von Eschenburg und v. d. Hagen ausgesprochene Vermuthung, dass dem Gedichte vom Grafen von Savoyen eine italienische Novelle zu Grunde liegen möge, hat sich bei einer eigens zu diesem Behufe vorgenommenen Durchsicht der älteren Novellensammlungen der Italiener nicht bestätigt gefunden; es ist diese Nation sogar beinahe die einzige Europas, deren Literatur sich den Roman von der schönen Magelone nicht angeeignet hat.

Der Bauern Lob.

Das nachstehende Gedicht ist, wenn es gleich wie demnächst dargethan werden soll, ausser in der vorliegenden, von keinem Bibliographen bis jetzt erwähnten, Ausgabe wahrscheinlich auch anderweit gedruckt ist, doch so gut wie ganz unbekannt geblieben. — Da es nun aber nicht gut einen Auszug gestattet, wenigstens bei einem solchen einen grossen Theil seines Reizes einbüssen würde, es aber wegen seines volksthümlichen Gepräges, seiner Naivetät und seines schlagfertigen, wenn auch etwas derben Witzes, sowie als ein Beitrag zur Kenntniss der geistigen Bewegung in der Zeit, der es seine Entstehung verdankt, einer Erneuerung wohl werth ist, so bedarf es wohl kaum noch einer Rechtfertigung, wenn hier ein wortgetreuer Wiederabdruck — nur die Interpunktion ist etwas gleichmässiger gemacht und die Abbreviaturen sind aufgelöst — erfolgt.

Einen förmlichen Titel hat das Büchlein nicht, vielmehr enthält statt eines solchen die Stirnseite des ersten Blattes die Anfangszeilen in gothischen Majuskeln.

UNs ſagt die geſchrifft . Wer der erſt Edelman geweſt . iſt wie Er vnd ſin . nach kumen die : lant habē gezwungē ſider adams zit ſo ist Weder arm noch rich vor der herſchafft gefreit :

Die unteren zwei Drittheile des Titelblattes werden durch einen Holzschnitt eingenommen.

Die Schlussschrift lautet: Gedruckt zu Erffort bey sant paulss pfarr In dē | weissē lilgenberge Jm XCvij Jahre (1497). — Ohne Blatt- und Seitenzahlen, Signaturen und Custoden. 6 Blatt in Quart, von deren letztem nur die vordere Seite bedruckt ist.

Uns sagt die geschrift: Wer
der erst Edelmann gewest ist, wie Er
und sin nachkumen
die lant haben gezwungen,
sider adams zit;
so ist Weder arm noch rich vor der herschaft gefreit. 5

Nu wolt ich wissen also geren:
wann die Edelleut herkumen weren;
Seintemal das die pösen und die frumen,
nit mer dan von Adam und Eva sind kumen. 10
Da Adam reutet und Eva span,
wer was die zeit da ein Edelman?
So will ich euch hie bedeuten:
von wann kumen sind die Edelleuten.
Ich will euch daran nit liegen, 15
man vindt es in der Bibel geschrieben.
In einem Buch genant Genesis
an dem zehenden Capitel ich also lis:
Das Nemroht sich nam gewalt an,
Und ist gewest der erst Edelman. 20
Er was treg vnd auch faul,
darumb setzt er sich vuff einn gaul,
Vnd nam sein freunde kelber vnd küe,
Dartzu dorfft er nit grosser müe,
Wann er pawet ym in schlos so gut, 25
Darinnen was er gar wol behut.
Und wolt nit arbeiten,
darumb betzwang er die armen Leuten,
Das sy ym zinss musten geben,
wolten sy behalten ire güter eben. 30
Und gaben ym das iars ein antzal
von iren früchten überal.
Derselbig Nemrot kinder gewan,
die namen sich ihrs vaters weis an,
Und kopten alle in die art, 35
darumb so lags den armen hart.
Und da ir vater Nemrot starb,
Der eltest sun ein weib erwarb,
Und setzt sich in das schlos hinein,
vnd thet gleich als der Vater sein, 40
Und nam zinss von den armen,
es mochte wol got im Himmel erbarmen:
Das arm leut die Herren müssen ernern,
können sich oft kaum des Hungers erweren.

Also ist es kumen in ein gewonheit, 45
und zwar es ist den Paurn leit,
Das es dartzu ist kumen;
sy habentz yetz cleinen frummen.
Nun red ich das on allen zoren:
es ist sunst nyemant Edel geporen, 50
Den wen sein tugent Edel macht,
und der mit frümkeit sich besacht.*)
So ist denn och kein Fürst so lobeleich,
der sich dem Paurn mag gleich.
Der Paur ist wol ein Edelman, 55
wer das rechtlich erkennen kann.
Wan alles, das in der werlt lebt,
alles nach des Paurn arbeit strebt.
Die würmlein in der erden clein
und in dem wasser die visch gemein 60
Auch in dem wald die wilden thierlein
Die solten dem Paurn gehorsam sein;
Auch die Vögel auff den zweigen,
Die solten dem Paurn von recht neigen.
Ich lob den Edeln Paur 65
über alle creataur.
Wan Hertzogen, Fürsten und die Herren
Die muss der Paur all erneren;
Die Edlen und die stoltzen
die muss der Paur all beholtzen.**) 70
Mit herter arbeit und übel essen,
muss er das getreid in casten messen.
Es erschlach der Hagel oder der schaur,
so mus der Hecker und der Paur
den Adel und die Burger erneren. 75
von arbeiter hande muss got bescheren.***)
Ir meidlein und ir knaben
ir solt den paursman lib haben,

*) Versorgen, berathen, Grimm Wörterbuch I. 1539.

**) Mit Holz versorgen, das Wort kommt, soviel sich hat ermitteln lassen, anderweit in dieser Bedeutung nicht vor.

***) Durch die Hand des Arbeiters muss u. s. w.

Dan er mus uns die wissen meen,*)
das feld pawen und seen; 80
Wer uns der Paur nit geborn,
wer pawet uns den weitz vnd das korn,
Und auch dartzu den guten wein,
darbey wir offt gar fröhlich sein?
Darumb ir herren ritter und knecht: 85
ir solt den Paurn beschirmen von recht;
Ir mönch, nunnen und pfaffen,
got hat euch auch erschaffen;
Ir solt nit davon wencken,**)
ir solt des armen Paurs still gedencken. 90
Ir Burger tragt gegen den Paurn kein neit;
für war es möcht noch kummen die Zeit,
Das ir des Paurn nit möcht geraten,***)
wiewol ir offt est hüner und praten.
Ir Hantwerksleut ich rat euch das: 95
tragt gegen den Paurn keinen has,
Wen er gen marckt begund zu lauffen,
so begert ir allerley von im zu kaufen
So spricht der erst : libes Peuerlein
hastu nit ein jungs par hünlein? 100
Die wolt ich gerne haben,
Das ich möcht füllen meinen kragen;
Das rindtfleisch das bekumbt mir nicht,
wan es ist grob und gantz entwicht.****)
Ya spricht der Paur : ich unseliger man 105
das ich das rindtfleisch nit genug han;
Ich wölt mich des gern vermessen,
und wolt mein lebtag kein hünerfleisch essen;
Und wolt wasser trinken aus einem krug,
Das ich nur het des rindtfleisch genug. 110
Ach ewiger got von himmelreich
wie ist es so gar ungeleich,

*) Wiesen mähen.

**) Wanken.

***) Entrathen, entbehren können.

****) Nichtnutzig, werthlos, Grimm l. c. III. 657.

Das ich übel essen mus und trincken,
vor onmacht möcht ich zu der erden sincken.
Ich ertzüch die hüner vnd iss sy selten, 115
dennoch muss ichs offt entgelten
Gegen manchen Edelman,
der mir nit vil gutz gan.*)
Yedoch so thut es mir nit ant,**)
ich hab des schotten und der milch gewant,***) 120
Daraus so macht mir mein fraw ein prey,
füllt mich pas dan wern der Hühner drey.
Er steht mir im pauch recht sam ein mauer,
und darff nit kawens****) und wird mir nit sauer.
Der ander spricht: ach lieber meyer 125
Hast Du nit neu gelegte eyer?
Ich hab das in den püchern gelessen:
wen einer sey im pad gewesen,
So sol er des nit vergessen,
er sol neugelegte eyer nach dem pad essen. 130
Der Paur spricht: ich sag die warheit,
mein fraw hat sy heut in Kreben†) geleit,
Und hat mirs auch gar eben getzelt.
Wer sach das es mir um eins velt††)
So schlüg sy mich zu hand 135
Das ich muss lauffen aus dem land.
Doch so treib ich meinen schimpff;†††)
pit euch nembtz nit auff in vngelimpff.
Sy sein in zweien tagen geleit,
Das sag ich euch auff meinen eit, 140
den ich meinen herren hab geschworn.
ich red auch das on allen Zorn,
Vnd ob ich euch hat gelogen,
so würd ich von euch gar schon betrogen;

---

*) Gutes gönnt.
**) Es thut mir nichts, v. Grimm s. v. ant und anthun I. 495 und 498.
***) Genug.
****) Bedarf nicht des Kauens, cf. Grimm V. 656.
†) Krebe = Korb. Ziemann mittelhochd. Wörterb. S. 194.
††) Wenn sie sähe, dass mir eins fehlt.
†††) Scherz.

Findet ir in ein ein jungs hönlein darin, 145
so habt ir gar ein guten gewin.
Ir müst mir sunst vmb eins neun pfenning geben,
wer es euch noch als uneben.
Der drit der spricht: ach lieber Paur,
mus ich als lang auff dich laur, 150
bis ich dich hab gefunden:
hast zu dein Pürlein*) aufgepunden?
Ich wolt gern gute puttern han;
hast du ir, lass michs verstan.
Ich wil dir gebn par gelt, 155
ist es sach das mir die puter gefelt.
Ya spricht der Paur : ich hab ir wol,
seind ich die warheit sagen sol;
die puter ist gut und dartzu rein,
als mir hat gesagt die Hausfraw mein. 160
Sie hat mich hereingeyagt nach saltz.
ich sag euch : es ist gut meienschmaltz.
Der viert spricht : liebster vetter mein,
pist du erst heut kummen herein?
Neugerauft federn het ich gern, 165
wan ich mag ir gar übel entpern.
Ich wolt ein gut peth lassen machen,
ich mus die nacht wol halbe wachen,
Und mag nicht han mein rechten schlaff,
ich gen recht sam ein taubes schaff. 170
Der Paur spricht : ich hör es wol,
seind ich die warheit sagen sol,
Erbeit des Tags als sere als ich,
ir schlafft des nachtz gar gerüglich,**)
Sam ich in meinem stadel thue; 175
des nachtz hab ich gar gute rue.
Also werden wir***) von Paurn gespeist,
wolt got das man die Paurn darauff weist:
das sy ire kinder liessen halten den pflug;
der hantwercksleut seint sunst genug. 180

*) Pürlein = Bürlein = Bündel. Grimm l. c. II. 544.
**) Gut, nach Belieben. Ziemann l. c. S. 111.
***) Wir Menschen.

Es wer not das die Paurn möchten wachssen
in aller welt und auch in sachssen.
So wil der ackerleut zerinnen;*)
Wo yetz die Paurn sün gewinnen,**)
Machentz all zu hantwercksleuten. 185
wer wil dan Hacken oder reuten?
Lieben Paurn freut euch meins wortz,
es ist mancher grober knortz,***)
die in den steten Bürger werden,
und meint er sey ein Fürst auff erden, 190
Und spottet vil der acker leut,
der ein schelm ist yn seiner heut.****)
Es wer gut das mancher ein Paur blib,
vil grosser sünd er vermid,
Die sunst all werden volpracht, 195
bey tag und auch bey nacht,
Mit müssig geen, trincken und mit essen;
darmit wirt got des Herren vergessen.
Die Paurn kumen gen kirchen selten,
doch lest sichs †) got nit entgelten; 200
Für ir arbeit gibt er yn lon,
gesunden leib und die ewige kron.

Der Drucker des vorstehenden Werkchens ist, wie dies das angegebene Druckhaus ergiebt, eben so wie bei den übrigen voraufgeführten Gedichten, Hans Sporer. Allem Anscheine nach hat er eben dasselbe auch schon an seinem früheren Wohnorte Bamberg vorher veröffentlicht. Panzer sagt nämlich (Deutsch. Annal. I. 208) bei der Erwähnung des gleichfalls von Hans Sporer 1493 zu Bamberg gedruckten Königs im Bade: „Noch besitze ich ein Lied, unter dem Titel: Der paurn lob, ohne Anzeige des Druckortes etc. in 4°, das vermuthlich ebenfalls zu Bamberg um diese Zeit gedruckt worden ist. Ist 1 Bogen stark, und hat auf dem Titel einen Holzschnitt.“ Sprenger, der in der

*) Aufhören.
**) Söhne bekommen.
***) Knotiges Stück Holz. Grimm l. c. V. 1492.
****) Haut.
†) Sie es.

ältesten Buchdruckergesch. von Bamberg S. 64 unter Nr. 44 die Schrift, aber nur nach Panzer anführt, fügt hinzu: „sie sei ohnfehlbar aus Hannss Buchdruckers Werkstätt hinter St. Martin.“ Wir halten nicht nur dies für richtig, sondern wir siud auch überzeugt, dass trotz der Verschiedenheit des Titels oder vielmehr des Fortlassens desselben, der Inhalt der nämliche sei, wie in dem hier vorliegenden Druck. Dafür spricht nicht nur der Umstand, dass auch dieser im Wesentlichen nichts enthält, als das Lob des Bauernstandes, sondern auch, dass Ausstattung und Format die nämlichen sind, und dass Hans Sporer, wie wir bereits gesehen haben, die meisten Büchlein, die aus seiner Presse in Erfurt hervorgingen, schon vorher in Bamberg gedruckt hatte. — Eine andere Ausgabe des Gedichts als die beiden aufgeführten hat eben so wenig ermittelt werden können wie eine Handschrift. In einem Manuscript der Königlichen Bibliothek zu München Nr. 774 Bl. 23. 24. 37. 38) findet sich zwar ein Gedicht: Der bawrn lob, dies ist aber, wie die von Keller (Fastnachtsp. III. S. 1375) mitgetheilten Verse darthun, völlig von dem vorliegenden verschieden.

Das Letztere, was in die Kategorie derjenigen Dichtungen gehört, welche die Bezeichnung: Reimsprüche führen (Uhland Schriften II. S. 504), weisst eben so seiner Sprache wie seinem Inhalte nach auf den Schluss des 15. Jahrhunderts als Entstehungszeit hin, denn es giebt sich als einen Vorläufer der geistigen Bewegung kund, die durch die Bauernaufstände ihren Abschluss erhielt. Die Sprache desselben deutet auf Mitteldeutschland, namentlich Franken. Die Erwähnung von Sachsen v. 182 wird wohl nur dem Reim auf wachsen zu Liebe erfolgt sein.

Das Gedicht muss zu seiner Zeit eine gewisse Popularität besessen haben. Fugger (Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnb. 1668. S. 1384) erzählt: als Kaiser Maximilian durch Jac. Manlius Nachforschungen über den Ursprung seines Geschlechts habe anstellen lassen, wären durch einen Spötter an seinem Hofe folgende Reime an eine Wand geschrieben:

Da Adam hackt und Eva spann,
wer war damals ein Edelmann?

die der Kaiser sofort beantwortet habe, indem er darunter schrieb:

Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann
nur dass mir Gott die Ehre gan.

Jener Reim ist nun offenbar aus dem vorliegenden Gedichte, wo er fast übereinstimmend lautet (V. 11. 12)

Da Adam reutet und Eva spann
wer was die Zeit da ein Edelmann?

entnommen.

Die Verse 50 sqq. „es ist sunst nyemant Edel geporen u. s. w.“ erinnern an eine Stelle in Seb. Brandts Narrenschiff (Von grossem Rühmen, fol. C. der Ausgabe Basel 1509):

Wer noch gut sytt, ern, tugent kan
Den halt ich für eyn edelman,
Aber wer hett keyn tugent nitt
Keyn zucht, scham, ere noch gute sytt
Den halt ich alles adels lär
Ob joch ein fürst syn vatter wer.
Adel allein by tugent stat
Vss tugent aller adel gat u. s. w.

Da aber das Narrenschiff nicht früher als 1494, und unser Gedicht schon 1493 im Druck erschienen ist, so kann davon, dass der Verfasser des Letzteren jenes benutzt habe, nicht füglich die Rede sein.

Inhalt.

Berichtigung

zu Seite 319 und 326 der vorstehenden Abhandlung.

Als ich angab: dass das von mir zum Wiederabdruck gebrachte Gedicht „Der Bauern Lob“ so gut wie ganz unbekannt geblieben und, abgesehen von dem Bamberger und Erfurter Drucke, keine Ausgabe desselben habe ermittelt werden können, habe ich übersehen: dass E. Weller es bereits aus einem in der Hof-Bibliothek zu München befindlichen Bamberger Druck im Serapeum Jahrg. XXIV. S. 231—235 republicirt hat. Nur die Eingangsworte sind wesentlich verschieden; sie lauten bei Weller: „Ein newes gedicht“, im Erfurter Druck dagegen: „Uns sagt die geschrift.“ Sonst stimmen, abgesehen von unwesentlichen Abweichungen in der Orthographie, beide Ausgaben meist Wort für Wort überein. Als etwas wesentlichere Varianten sind anzusehen: dass V. 90 statt „fiel“ (viel) — so hat der Erfurter Druck und nicht „still“, wie im Wiederabdruck in Folge eines Druckfehlers steht — bei Weller sich „seel“ und V. 144 statt „schon“, wohl richtiger „schen“ (schön), findet.

Weller's Angabe: das Stück sei gänzlich unbekannt, bedarf in sofern einer Einschränkung, als es, wie von mir bemerkt worden, bereits Panzer und Sprenger erwähnt haben.

Die Ausgabe, aus der Weller den Abdruck besorgt hat, kann mit der in Panzers Besitz befindlich gewesenen nicht identisch sein, da die letztere keine Angabe des Druckers enthielt, die Münchener aber die Schlussschrift trägt: „Zu Bamberg in der loblichen stat, Meister Hanns hinder sant Martein das gedruckt hat“. — Meine Annahme: dass Hans Sporer, wie die meisten übrigen aus seiner Erfurter Presse hervorgegangenen Schriften, auch das in Rede stehende Gedicht schon vorher in Bamberg gedruckt habe, findet hierdurch ihre Bestätigung, wie auch das aus dem Fortlassen des Titels des Panzerschen Exemplars „der pauren lob“ etwa gegen die Identität herzunehmende Bedenken dadurch an Gewicht verliert, dass auch die in München befindliche Ausgabe bei sonstiger Uebereinstimmung eine andere Titelaufschrift hat, wie der Erfurter Druck. In Abrede stellen lässt sich hierbei übrigens nicht: dass der Titel „Der Bauern Lob“ mehr dem Inhalte entspricht, als der, welchen Weller seinem Abdruck vorgesetzt hat: „Gedicht vom ersten Edelmann.“ Denn die Angaben über die Entstehung des Adels bilden doch nur die Einleitung zu dem Hauptgegenstande.

W. von Tettau.

Ueber die am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Von

Dr. Gustav Jenzsch,

Bergrath in Gotha.

(Gelesen zu Erfurt in der Sitzung der Königlichen Akademie vom 12. Februar 1868 und mit einigen Zusätzen gedruckt.)

Wenn sich zwischen zwei oder mehreren zusammengewachsenen Krystallen eine krystallonomische Gesetzmässigkeit ihres Zusammengewachsenseins nachweisen lässt, so kann man mit Recht sagen, dass diese Krystalle einem Gesetze regelmässiger Verwachsung folgen. Ich habe den Versuch gemacht, bei Charakterisirung solcher Gesetze von den nach der herkömmlichen Anschauungsweise der Zwillingsbildung unvermeidlichen Zwillingsflächen Abstand zu nehmen, und hoffe, dass dieses Abweichen von einer eingebürgerten Gewohnheit seine Rechtfertigung finde: in der sich in der Natur häufig kund gebenden Nichtexistenz solch' gedachter, oft nur theoretisch construirter Flächen, für die sich zuweilen sogar nicht einmal rationelle Ausdrücke berechnen lassen.

Da bekanntlich die meisten Krystallflächen mannichfache, zum Theil auf innere Structurverhältnisse zurückzuführende Unebenheiten zeigen, und sich nur äusserst selten als vollkommene Ebenen erweisen, so darf man sich durchaus nicht wundern, wenn bei Zwillingskrystallen das von den üblichen Theorien der Zwillingsbildung geforderte völlige Zusammenspiegeln der betreffenden Flächen beider mit einander regelmässig verwachsenen Krystalle nicht zugleich an allen Stellen stattfindet.

Zwei unebene Krystallflächen können nie und unter keiner Richtung überall völlig zusammenspiegeln. Das Zusammenspiegeln findet immer nur für einzelne Stellen statt. Je nachdem man den zu beobachtenden Zwillingskrystall hin und her wendet, wird man finden, dass bald diese, bald jene Stelle des einen Krystalles bald mit dieser, bald mit jener Stelle des an-

deren Krystalles zusammenspiegelt, und es nimmt auf den ersten Anblick nicht selten den Anschein, als ob die betreffenden Flächen statt in einer Ebene zu liegen, unter geringen Neigungen ein-, beziehentlich aus-springende Winkel bildeten.

Will man nicht Alles als gesetzlose Zufälligkeiten betrachten, so ist man genöthigt, die Zwillingsflächen-Dreh-Theorie g a n z e r Krystalle aufzugeben. Ebenso wie jeder Krystall als aus einer, oft ungemein grossen Anzahl kleiner Krystallindividuen constituirt zu betrachten ist, so dürften in der Regel die Zwillingskrystalle aus einer grösseren Anzahl nach bestimmten gesetzmässigen Richtungen angeordneten Krystallindividuen bestehen.

In nachfolgenden Blättern werde ich die am Quarze ganz unzweifelhaft vorkommenden sieben Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen in der Kürze besprechen und die einfachen krystallonomischen Beziehungen, welche zwischen ihnen bestehen, andeuten. Das in dem Sitzungsprotocolle der deutschen geologischen Gesellschaft vom 6. Februar 1861 (Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft Band XIII., Seite 139) erwähnte Zwillingsgesetz, auf welches Herr H. Wedding aufmerksam machte und bei welchem die Zwillingsebene 3 P und daher der Winkel der Hauptaxen 29° 24′ sein würde, blieb hier unberücksichtigt, da für dasselbe nur ein rauhes, zur Messung wenig geeignetes Exemplar spricht, auch bemerkt Herr G. Rose a. a. O., dass, bevor dieser Fall als Gesetz hingestellt werde, er einer Bestätigung an glattflächigeren Krystallen bedürfe.

Der speciellen Beschreibung der hier abgehandelten Gesetze sei nur noch die Bemerkung vorausgeschickt, dass ich unter E b e n e d e r H a u p t a x e n eine Ebene verstehe, in welcher die Hauptaxen beider, einem Zwillinge zugehörigen, gekreuzten Krystalle liegen. Dieser Ebene der Hauptaxen entspricht bei sämmtlichen Figuren die Projectionsebene der Zeichnung. Die auf der Kupfertafel neben den Figuren angebrachten kleinen Striche sollen das Aufsuchen des bestehenden Parallelismus, so-

wohl zwischen den bezüglichen Flächen, als auch zwischen den betreffenden Kanten, erleichtern. Auch wurde bei den Figuren entweder unmittelbar oder dicht neben denselben der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen der beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Zahlen angegeben.

Für die Charakteristik dieser sieben Gesetze war es bei dem von mir eingeschlagenen Wege nicht nöthig, zu complicirten Flächen-Ausdrücken Zuflucht zu nehmen. Die gewöhnlich am Quarze vorkommenden Gestalten, nach denen auch die Blätterbrüche gehen: Dihexaëder (beziehentlich Rhomboëder und Gegenrhomboëder) und die gewöhnliche Quarzsäule sind dazu ausreichend.

I^stes (Zinnwalder) Gesetz.

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und zweimal: zwei Dihexaëder-Flächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.

Jedermann kennt die weiss überrindeten, häufig geborstenen Rauchquarzkrystalle von Zinnwald, die von Aussen, ebenso wie auf ihren Bruchflächen mit zahlreichen parallel angeordneten Quarzkryställchen überdrust sind.

Ich besitze ein dergleichen etwa 15 cm. langes, schmales, oberflächlich schmutzig-rothbraun und ockergelb überzogenes Bruchstück, welches zum Theil mit Scheelspath bedeckt ist und an welchem von den Krystallflächen des ursprünglichen grossen Rauchquarzkrystalles noch zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule vertreten sind.

An diesem unscheinbaren Stücke sind namentlich die beiden ursprünglichen Flächen des weiss überrindeten Rauchquarzkrystalles mit zahlreichen parallel der krystallographischen Hauptaxe des Stammkrystalles angeordneten Quarzkryställchen besetzt. Letztere sind immer flachgedrückt und langsäulenförmig. Da sie jedoch bald etwas dicker, bald etwas dünner sind, so sieht man längs des ganzen Stückes hin zahlreiche kleine, sowol dem oberen als dem unteren Pole angehörende Dihexaëder-Flächen. Mitten auf der grösseren der beiden Säulenflächen des vorliegenden Handstückes ragt nur ein einzelner Quarzkrystall in widersinniger Richtung dergestalt hervor, dass seine grösst'

ausgedehnte Dihexaëder-Fläche *) mit den, der grösseren der beiden ursprünglichen Rauchquarzflächen parallel liegenden Flächen der sie ganz überdeckenden, zahlreichen kleinen Quarzkrystalle zusammenspiegelt.

Die Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, auf welche die erwähnte grösst' ausgedehnte Dihexaëder-Fläche des hervorragenden Krystalles gerad aufgesetzt ist, liegt mit den kleinen Dihexaëder-Flächen, welche auf die der grösseren Säulenfläche des ursprünglichen Rauchquarzkrystalles parallel liegenden hexagon-prismatischen Flächen gerad aufgesetzt sind, parallel.

Die Figur 1 stellt in idealer Weise das am Zinnwalder Quarze beobachtete Gesetz dar. Bei diesem I[sten], ebenso wie bei allen übrigen auf der zugehörenden Figurentafel zur Darstellung gebrachten Gesetzen regelmässiger Verwachsung habe ich der leichteren Uebersichtlichkeit wegen die beiden mit einander zu Zwillingen verbundenen Krystalle langsäulenförmig, ringsum ausgebildet und einander gegenseitig durchdringend dargestellt.

Beim Entwerfen der Figuren 1, 2, 5, 6 und 7 wurde absichtlich die rhomboëdrische Bauweise des Quarzes unberücksichtigt gelassen und die Krystallpole einfach als Dihexaëder gezeichnet. Die Ebene, in welcher die Hauptaxen beider, dem in Fig. 1 dargestellten Zwillinge zugehörenden, gekreuzten Krystalle liegen, ist parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und zweimal sind: zwei Dihexaëder-Flächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel. Die Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen betragen

$$38^0\ 13' \text{ und } 141^0\ 47'.$$

Der spitze Winkel der Hauptaxe der beiden Krystalle entspricht daher dem Neigungswinkel einer Fläche des Quarz-Dihexaëders gegen die Hauptaxe. Je vier Dihexaëder-Flächen und je zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule gehören einer Zone an, deren Zonenlinie der Combinationskante einer Fläche dieses Prisma's und der darauf gerad aufgesetzen Dihexaëder-Fläche parallel ist.

---

*) oder auch Fläche des Hauptrhomboëders

II[tes] (Reichensteiner) Gesetz [G. Rose].

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und je zwei Dihexaëder-Flächen *) mit einander parallel.

Herr G. Rose beschrieb im Jahre 1851 (Poggendorff's Annalen Bd. LXXXIII. Seite 461 sq.) ein neues, von ihm auf einer Quarzdruse aus dem Serpentin von Reichenstein in Schlesien aufgefundenes Zwillingsgesetz und charakterisirt dasselbe wie folgt:

„Die Zwillingsebene ist eine Hauptrhomboëder-Fläche; die „Krystalle sind aber nicht mit dieser, sondern mit einer „darauf senkrechten Fläche verbunden."

Auf die weiteren Gruppirungs-Verhältnisse solcher Zwillinge gehe ich hier nicht ein und verweise auf Herrn Dr. Eck's Abhandlung über die Reichensteiner Quarzzwillinge (Geol. Zeitschrift. Berlin 1866, Seite 426 sq.).

Für je zwei mit einander verwachsene Krystalle behält das G. Rose'sche Gesetz seine volle Gültigkeit.

Durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsrath Rose gelangte ich in den Besitz eines Exemplars des Reichensteiner Vorkommens. An den daran befindlichen Zwillingen erscheinen die zusammenspiegelnden Dihexaëder- (Rhomboëder-) Flächen und die mit ihnen in einer Zone liegenden Flächen der Quarzsäule ganz ausserordentlich in die Breite gezogen, und das gezahnte Aussehen der Krystallpole lässt keinen Zweifel, dass diese breiten Zwillingskrystalle immer aus mehreren unter einander parallelen, längs der Zwillingszonen-Linie reihenförmig an einander gelagerten Zwillingen bestehen. Die Aneinanderreihung dieser Zwillinge erfolgt demnach in einer zur Ebene der Hauptaxen rechtwinkeligen Richtung.

In Fig. 2 liegt die Projectionsebene der Zeichnung einer die gewöhnliche Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche parallel. Aus dieser Figur wird ersichtlich, dass in ähnlicher Weise wie bei dem I[sten] (dem Zinnwalder) Gesetze, je vier Dihexaëder-Flächen und je zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule einer Zone angehören, deren Zonenlinie der Combinationskante

*) oder auch: je zwei Hauptrhomboëder-Flächen

einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und der auf sie gerad aufgesetzten Dihexaëder-Fläche parallel ist. Da in Fig. 2 je zwei Dihexaëder- (Rhomboëder-) Flächen in einer Ebene liegen, so entspricht der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen dem Complementswinkel der doppelten Neigung einer Dihexaëder-Fläche gegen die Hauptaxe, ist also bei Zugrundelegung der Kuppfer'schen Messungen

103° 34′.

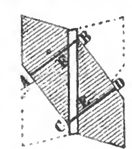
Der von den einander kreuzenden Hauptaxen der beiden Quarzkrystalle eingeschlossene spitze Winkel beträgt dagegen

76° 26′

und entspricht daher dem doppelten Neigungswinkel einer Dihexaëder- (Rhomboëder-) Fläche gegen die Hauptaxe. Der spitze Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen ist also beim vorliegenden II^ten^ Gesetze gerade doppelt so gross als bei dem I^sten^ Gesetze.

Obgleich nun das G. Rose'sche Gesetz mit Evidenz bis jetzt nur von Reichenstein in Schlesien bekannt ist, so zweifle ich durchaus nicht, dass dasselbe doch vielleicht öfters vorkomme.

Denkt man sich den in der Fig. 2 rechts liegenden Krystall zu einer dünnen Lamelle zusammengedrückt und im anderen Krystalle eingelagert, wie es der Holzschnitt (ein durch den Zwillingskrystall gelegter Hauptschnitt)



zeigt, so müsste sich eine daraus geschnittene Platte A B C D ähnlich verhalten, wie eine rechtwinkelig zur Axe geschnittene Platte Isländischen Doppelspathes mit einer eingelagerten Zwillingslamelle und demnach unter dem Polarisationsmikroskope eine ähnliche Erscheinung zeigen, wie solche aus Herrn Dove's künstlichen Calcitzwillingsplatten, bei denen ein Glimmerblättchen eingeschaltet wurde, allgemein bekannt ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die von Herrn Dove in Poggendorff's Annalen 1837, Bd. XL. Seite 619 und Farbenlehre, Seite 257 beschriebene merkwürdige Quarzplatte, welche unter dem Polarisationsmikroskope ein derartiges Verhalten zeigte, hierher zu rechnen sei. Als ich nach Anleitung des beigedruckten Holzschnitts, in der, dem zusammengedrückt gedachten Krystalle

entsprechenden Richtung ein ganz dünnes parallel zu einer Dihexaëder-Fläche geschnittenes Quarzplättchen FBEC zwischen zwei, im Holzschnitte als Dreiecke ACF und BED erscheinende Quarzkeile einschaltete, so erhielt ich die von Herrn Dove beschriebene Erscheinung zwar nicht ganz rein, aber immerhin ziemlich deutlich. Besser glückte mir der Versuch bei Einschaltung eines Glimmerblättchens, dem man durch vorsichtiges Abspalten leichter die zum Gelingen erforderliche Dicke geben kann. Der im mehr besprochenen Holzschnitte abgebildete Fall liesse sich unter Umständen zwar, wollte man der vielfach üblich gewordenen Auffassungsweise der Zwillingsbildung folgen, durch das Gesetz: Drehungsaxe normal auf einer Dihexaëder-Fläche, Drehungswinkel = 180° deuten, für alle Fälle bleibt aber dennoch gültig das oben aufgestellte Gesetz: Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche und je zwei Dihexaëder-Flächen mit einander parallel.

III[tes] Gesetz [Q. Sella].

Ebene der Hauptaxen parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche, und je zwei Rhomboëder-Polkanten mit einander parallel.

Herr Q. Sella beschrieb in seiner Abhandlung: Studii sulla mineralogia Sarda, Torino 1856, Seite 35, ein neues Quarzzwillingsgesetz, welches er an einem im Königlichen Museum zu Turin befindlichen Stücke unbekannten Fundortes beobachtet hatte. Zur Erläuterung dieses Gesetzes gebe ich die in der Ebene einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche liegende ideale Projection zweier einander durchdringender Quarzkrystalle (Fig. 3).

Die Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen betragen

64° 50′ und 115° 10′

und es entspricht demnach der stumpfe Winkel derselben dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante eines Quarzrhomboëders [beziehentlich einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders *)] gegen die Hauptaxe. Da dieses Gesetz in der That

*) Bei hexagonaler Deutung entspricht die Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders ($-\frac{1}{2}R$) einer Fläche der hexagonalen Pyramide $\frac{1}{2}P$, welche letztere man bekanntlich erhält durch Abstumpfung der Pol-

einen guten Beweis für die rhomboëdrische Bauweise der Quarzkrystalle abgiebt, so wurde auch in der Figur der rhomboëdrischen Ausbildung der Krystallpole Rechnung getragen.

Aus der Zeichnung erkennt man leicht, dass die in der Projectionsebene liegenden Polkanten der Hauptrhomboëder beider Krystalle in eine gerade Linie zusammenfallen, mit welcher sich die Zwillings-Zonenlinie der betreffenden zu 4 Spiegelebenen vereinigten 8 Hauptrhomboëder-Flächen in Parallelismus befindet. In der Figur spiegeln die rechts liegenden, ebenso wie auch die links liegenden beiden Hauptrhomboëder-Flächen zusammen.

Die noch übrigen 4 (in der Figur als Linien erscheinenden) Hauptrhomboëder-Flächen liegen ihrerseits mit den Säulenflächen, auf welche sie gerad aufgesetzt sind, auch in einer Zwillingszone. Die Zwillings-Zonenlinie dieser ist, analog dem I[sten] und II[ten] Gesetze, der zur Projectionsebene der Figur rechtwinkeligen Combinationskante einer Hauptrhomboëder-Fläche mit einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, auf welche sie gerad aufgesetzt ist, parallel.

Die Ebene beider Zwillings-Zonenlinien steht winkelrecht auf der Ebene der Hauptaxen und entspricht einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders.

IV[tes] Gesetz [Des Cloizeaux-Sella].

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.

Herr C. S. Weiss beschrieb 1829 in den Abhandlungen der Berliner Akademie vorstehend genanntes Gesetz an einem Quarzzwillinge aus dem Dauphiné. Beide mit einander verwachsene Krystalle haben als Grenzebene gemeinschaftlich eine Fläche des ersten stumpferen Dihexaëders, d. i. eine gerade Abstufungsfläche der Endkanten des gewöhnlichen Dihexaëders, und die Axen beider Krystalle liegen gegen diese gemeinsame Ebene umgekehrt. Dasselbe Gesetz wurde später auch von den Her-

kanten der hexagonalen Pyramide $\frac{2}{3}$P2, einer Gestalt, die durch Herrn Websky's wichtige Arbeit (Geol. Zeitschr. Berlin 1865, Seite 348 sqq.) für den Quarz von so hohem Interesse geworden ist.

ren Brooke *) und Dufrénoy **) beschrieben und ist jetzt in jedem Lehrbuche der Mineralogie zu finden. Vor 14 Jahren berichtete ich ***) über neue Fundorte solcher herzförmiger Quarzzwillingskrystalle, beschrieb die von mir auf Arsenkies von Munzig bei Meissen (Sachsen) angetroffenen und erwähnte, dass dergleichen Zwillinge von Herrn Brücke in Schreibershau (Schlesien) und von Herrn Huyssen zu Hasley in Westphalen beobachtet worden sind. Fast gleichzeitig und von einander unabhängig haben die Herren Q. Sella ****) und Des Cloizeaux †) dergleichen Zwillinge eingehend besprochen, aber auch darauf aufmerksam gemacht, dass die beiden zu einem Zwilling vereinigten Krystalle mit Rücksicht auf die Lage der P und z Flächen, bald gleichartig, bald ungleichartig orientirt sind, und damit dargethan, dass, wenn man die rhomboëdrische Anordnung im Baue der Quarzkrystalle beachtet, beide Fälle nicht auf ein gemeinsames Gesetz der Hemitropie zurückgeführt werden können.

Beide Fälle habe ich neuerlich gleichzeitig an ein und demselben Handstücke eines älteren Vorkommens beobachtet und zwar auf weingelbem Flussspath aufsitzend. Zur Charakteristik dieses ohne Fundortsangabe in meinen Besitz gekommenen Stükkes sei erwähnt, dass die weingelben Flussspath-Hexaëder von etwa 15 MM. Seite ganz mit kleinen Quarzkrystallen überdeckt sind, von denen viele mit einer Säulenfläche auf den Hexaëderflächen des Flussspathes aufliegen. Unter diesen Quarzkrystallen finden sich die erwähnten beiden Zwillinge, an denen beiden die kleinen etwa 1½ MM. langen und 1 MM. breiten Kry-

---

*) The London and Edinburgh phil. Mag. by Brewster X. 1837, p. 369. Phillips Mineralogy by Brooke and Miller. London 1852.

**) Dufrénoy, Traité de Minéral.

***) Zeitschr. der deutsch. geolog. Gesellsch., Jahrg. 1854, Seite 245 sq., wo auf Seite 246 bei der oberen Figur im liegenden Krystalle das r zu streichen ist.

****) 1. Gazzette Piemontese del 12 Juglio 1855.
2. Studii sulla mineralogia sarda, Estr. delle Memoire della R. Academia delle scienze di Torino, serie II., tom. XVII. Torino 1856.
3. Quadro delle forme cristalline dell' argento Rosso, del Quarzo e del Calcaro. Torino 1856.

†) Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz, Paris 1855, pp. 131 sq.

stalle unter dem entsprechenden stumpfen Winkel zusammenstossen.

Die in der Ueberschrift zu diesem Abschnitte gebrauchte Formulirung ist, wie ich mir durchaus nicht verhehle, eigentlich nur ein specieller Fall des im nächstfolgenden Abschnitte erläuterten V^ten^ Gesetzes. Dem IV^ten^ Gesetze [Des Cloizeaux-Sella] sind zuzurechnen: der von Herrn Des Cloizeaux beschriebene Dauphiné'er Zwilling (Fig. 69 seines Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz, Paris 1855) und die von Herrn Q. Sella besprochenen Zwillinge von Traversella (Fig. 51 bis 54 auf Taf. VI. seiner Abhandlung: Studii sulla mineralogia Sarda, Torino 1856).

Beim IV^ten^, ebenso wie beim V^ten^ Gesetze kreuzen die Hauptaxen beider Krystalle einander unter Winkeln von

$$84^0\ 34' = 42^0\ 17' \times 2,$$

entsprechend dem doppelten Neigungswinkel der Combinationskante einer Hauptrhomboëder-Fläche mit einer Nebenrhomboëder-Fläche gegen die Hauptaxe.

Der Complementwinkel davon, oder mit Worten: der stumpfe Winkel, unter welchem in Fig. 4 die Hauptaxen einander schneiden, beträgt dagegen

$$95^0\ 26'.$$

Ihm gegenüber liegen: je zwei in eine gerade Linie zusammenfallende Combinationskanten einer Fläche des Hauptrhomboëders und einer Fläche des Nebenrhomboëders. Es bilden daher die bezüglichen Kantenflächen mit den der Projectionsebene parallelen prismatischen Flächen eine Zone, deren Zonenlinie selbstredend den in der Hauptaxenebene liegenden Combinationskanten des Haupt- und des Nebenrhomboëders parallel ist.

V^tes^ Gesetz [C. S. Weiss].

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und je zwei Dihexaëder-Polkanten *) mit einander parallel.

Wenn an einem Zwillinge die P und z Flächen der beiden mit einander verbundenen Krystalle derart orientirt sind, wie dies z. B. an dem von Herrn C. S. Weiss im Jahre 1829 a. a. O.

*) Oder auch: zweimal je zwei Dihexaëder-Flächen.

beschriebenen und abgebildeten, aus einem links und einem rechts drehenden Krystalle bestehenden Zwillinge aus dem Dauphiné, an dem in Fig. 68 des Mémoire sur la cristallisation et la structure intérieure du Quartz par M. Des Cloizeaux, Paris 1855, abgebildeten, im Besitz des Herrn Brooke befindlichen, aus zwei links drehenden Krystallen gebildeten Zwillinge de la Gardette en Dauphiné und an dem von Herrn von Kokscharoff in seinen Vorlesungen über Mineralogie, Petersburg 1865, Seite 301, abgebildeten und im Britischen Museum zu London aufbewahrten, wahrscheinlich aus dem Dauphiné stammenden Quarz-Zwillinge der Fall ist, und für alle die Fälle, wo man nicht mit Sicherheit die P und z Flächen von einander zu unterscheiden vermag, kann füglich das im vorhergehenden Abschnitte beschriebene IV^te^ Gesetz Anwendung nicht finden.

Es ist nöthig, ein allgemeiner gehaltenes Gesetz aufzustellen, welches für alle Fälle Geltung hat und in welchem daher eigentlich auch das oben abgehandelte IV^te^ Gesetz mit inbegriffen ist.

Damit nun das Gesetz für alle Fälle gelte, mögen

P Flächen und P Flächen, oder
z „ „ z „ oder
P „ „ z „

mit einander verwachsen, oder mögen sonst wie nur immer beide Krystalle aneinander, übereinander oder durcheinander gewachsen sein, so formulire ich dasselbe: Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und je zwei Dihexaëder-Polkanten mit einander parallel.

Aus dieser Fassung ersieht man schon auf den ersten Blick die grosse Analogie, welche zwischen diesem und dem II^ten^ Gesetze (dem Gesetze von G. Rose) besteht. Während im II^ten^ Gesetze, wie man weiss, die Ebene, in welcher beide gekreuzte Krystalle liegen, parallel einer der Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche ist, und der spitze Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen beider Krystalle dem doppelten Neigungswinkel einer Fläche des Quarz-Dihexaëders gegen die Hauptaxe entspricht, ist er in vorliegendem V^ten^ Gesetze, dem Gesetze von Des Cloizeaux-Sella, wo die gemeinsame Hauptaxen-Ebene der beiden Krystalle parallel der gewöhnlichen Quarzsäule liegt, gleich dem doppelten

Neigungswinkel einer Polkante des Quarz-Dihexaëders zur Hauptaxe und beträgt bei Zugrundelegung der Kuppfer'schen Messungen

84° 34′;

der stumpfe Winkel ist

95° 26′.

Beim Vergleichen der Fig. 5 mit Fig. 2 sieht man, während in Fig. 2 die dem stumpfen Winkel gegenüberliegenden Dihexaëder-Flächen in einer Ebene liegen und daher zusammenspiegeln, bei Fig. 5 die dem stumpfen Winkel gegenüberliegenden Dihexaëder-Polkanten der beiden mit einander verwachsenen Quarzkrystalle in der gemeinsamen Projectionsebene in eine gerade Linie zusammenfallen.

Die Kantenflächen dieser Polkanten, also 8 Dihexaëder-Flächen, liegen selbstverständlich mit den 4 der Projectionsebene parallelen Prismen-Flächen in einer Zone.

Vor einiger Zeit acquirirte ich in der Königlichen Mineralien-Niederlage zu Freiberg einige kleine Gruppen von Quarzkrystallen mit Antimonglanz, von denen Herr Faktor Wappler vermuthete, dass sie von Wolfsberg im Harz stammen. Charakteristisch für diese Krystalle ist, dass fast sämmtliche Kanten durch eingeschlossene filzig zusammengehäufte sehr zarte Antimonglanznadeln dunkel gefärbt erscheinen und dass sämmtliche Flächen derelben einen eigenthümlichen metallisirenden Glasglanz zeigen. Die nicht sonderlich glatten Dihexaëder-Flächen erreichen mehr mehr oder weniger eine gleiche Ausdehnung, die prismatischen Flächen sind stark gestreift, und von Rhomben- und Trapez-Flächen ist nichts zu bemerken. Die Krystalle sind klein, erscheinen öfters bis auf die Anwachsungsstellen ringsum ausgebildet, finden sich aber stets zu Gruppen zusammengehäuft. Als ich sie neulich wieder besichtigte, wurde ich überrascht, dass an einer solchen kleinen Gruppe das Vte Gesetz in sehr instructiver Weise auftritt. Um eine Vorstellung von dem besprochenen Stücke zu erlangen, braucht man blos die Fig. 5 zu betrachten und anzunehmen, dass die gezeichneten vier Krystallpole vier Krystallen (anstatt der gezeichneten zwei einander gegenseitig durchdringenden) angehören. Das betreffende Exemplar ist im Quadrat etwa 20 mal kleiner als die Figur.

Dieses neue Vorkommen eines immerhin etwas seltenen Gesetzes hat insofern auch noch ein besonderes Interesse, da die hier zusammengewachsenen Krystalle nicht breitgedrückt erscheinen. Bekanntlich beobachtete man an den meisten derartigen, dem V^ten^ und IV^ten^ Gesetze zuzurechnenden Zwillingen ein, wie bereits Herr Des Cloizeaux angeführt hat, durch wiederholte Nebeneinanderwachsung mehrerer Krystalle bedingtes Breitgedrückterscheinen der Zwillinge in der gemeinsamen Ebene, in welcher die zusammengewachsenen Krystalle liegen. Ich erinnere an die a. a. O. von den Herren Weiss, Des Cloizeaux, Q. Sella und von Kokscharoff gegebenen Beschreibungen und Abbildungen der regelmässigen Verwachsungen von Quarzkrystallen aus dem Dauphiné und von Traversella, sowie an meine Quarzzwillinge von Munzig, deren neueste Beschreibung Herr Scharff in seiner Abhandlung über den Zwillingsbau des Quarzes *) gab.

Während bei dem II^ten^, dem G. Rose'schen Gesetze, in die Breite gezogene Krystalle zu Zwillingen vereinigt sind, hat man bei dem V^ten^ und IV^ten^, dem Weiss'schen und Des Cloizeaux-Sella'schen Gesetze oft breitgedrückte Zwillinge. Im II^ten^ Gesetze erklärt sich dies durch Aneinanderreihungen mehrerer Zwillinge in einer zu der Ebene ihrer einander kreuzenden Hauptaxen rechtwinkeliger Richtung; wogegen im IV^ten^ und V^ten^ Gesetze die Aneinanderreihung der einzelnen zwillingsartig verwachsenen Krystalle in der Ebene ihrer einander kreuzenden Hauptaxen stattfindet.

VI^tes^ (Zwickauer) Gesetz.

Ebene der Hauptaxen parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule, und zweimal: zwei Dihexaëder-Polkanten des einen, mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des andern Krystalls parallel.

Bei Untersuchung der die Hohlräume des Melaphyrs von Nieder-Cainsdorf bei Zwickau auskleidenden, oft etwas Nadeleisenerz umschliessenden Quarzkrystalle fand ich einen etwa 2 CM. im grössten Durchmesser habenden, kurzsäulenförmigen, nur an einem Pole ausgebildeten Krystall, welcher mit einem anderen, etwa 6 MM. grossen, ebenfalls nur an einem Pole aus-

*) Leonhard und Geinitz, N. Jahrb. 1864, Seite 532.

gebildeten, kurzsäulenförmigen Quarzkrystalle derart verwachsen ist, dass man an beiden Krystallen je eine Säulenfläche mit einander spiegeln sieht. Die Dihexaëder-Flächen namentlich des grösseren Krystalles sind etwas gerundet und setzen der genauen Messung mittelst des Reflexions-Goniometers Schwierigkeiten entgegen. Bei einem ersten vorläufigen Versuche, die Zonenverhältnisse des Quarzzwillinges am Wollaston'schen Goniometer festzustellen, schien es mir, als ob je zwei Dihexaëder-Flächen in einer Zone lägen. Der Messung zu Folge findet dies jedoch nicht statt und ich erhielt im Mittel mehrerer Beobachtungen für den sich zu 61° 53′ berechnenden Winkel, welchen die rechts und links von den auf die zusammenspiegelnden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen mit einander bilden, 180° — 118° 5′ = 61° 55′. Neuerdings habe ich auch den Winkel, unter welchem die auf die zusammenspiegelnden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëder-Flächen zusammenstossen, am Reflexions-Goniometer bestimmt. Um bei der oben erwähnten Unebenheit der Flächen dennoch ein möglichst genaues Resultat zu erzielen, wurden die Krystallflächen geschwärzt und nur zwei kleine gutspiegelnde ebene Stellen in der Nähe der prismatischen Flächen frei gelassen. Die Messung ergab mir 180° — 25° 48′ = 154° 12′, was mit der Rechnung übereinstimmt.

Endlich wurde noch mittelst des Anlegegoniometers, der sich zu

42° 17′ und 137° 43′

berechnende Winkel, unter welchem beide Quarzkrystalle in der Ebene der Hauptaxe einander kreuzen, zu $42\frac{1}{3}$° gefunden.

In der schematischen Fig. 6 sind beide Krystalle als vollkommen ausgebildet und einander durchdringend dargestellt. Projectionsebene der Figur ist die einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule parallele Ebene der einander kreuzenden Hauptaxen.

Der spitze Winkel, unter dem letztere einander schneiden, entspricht dem Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe und ist also bei dem vorliegenden VIten (dem Zwickauer) Gesetze gerade halb so gross, als bei dem Vten und IVten Gesetze [Weiss und Des Cloizeaux-Sella].

Ein Blick auf die Figuren 6 und 1 zeigt, dass das VIte (Zwickauer) Gesetz ein Pendant zum Iten (Zinnwalder) Gesetze

ist, denn während, wie die neben den bezüglichen Figuren angebrachten Richtungspfeile andeuten, bei diesem

zweimal:
zwei Dihexaëderflächen
des einen mit
zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule
des anderen Krystalles
parallel

sind, findet man bei jenem

zweimal:
zwei Dihexaëderpolkanten
des einen mit
zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule
des anderen Krystalles
parallel.

Bei dem VI^ten^ (dem Zwickauer) Gesetze hat man es mit zwei Zwillingszonen zu thun, deren jeder 4 Dihexaëder-Flächen und 8 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule angehören.

Die beiden Zwillingszonenlinien sind parallel zur Ebene der Hauptaxen und schneiden einander unter 137° 43′, d. i. dem Complementswinkel der Neigung einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.

An dem schon, der daran vorkommenden Zwillinge des IV^ten^ und V^ten^ Gesetzes wegen besprochenen Stücke von Flussspath beobachtete ich an zwei Hexaëderflächen noch je einen Quarzzwilling nach dem VI^ten^ Gesetze. Bei jedem derselben stossen zwei etwa $1\frac{1}{2}$ MM. lange und 1 MM. breite Quarzkrystalle unter dem diesem Gesetze entsprechenden stumpfen Winkel knieförmig zusammen und die den in der Ebene der Hauptaxen liegenden prismatischen Flächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen bilden an den Zusammenwachsungsstellen einspringende Winkel.

VII^tes^ Gesetz.

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und zweimal je zwei Dihexaëder-Polkanten mit einander parallel.

Herr Breithaupt erwähnt in seinem vollständigen Handbuche der Mineralogie Band III., S. 666: „Noch giebt man ein anderes Gesetz an, Drehungsaxe senkrecht auf $\frac{3}{2}$ R′, Drehungswinkel = 180°.“

Die Realität dieses interessanten Gesetzes, bei welchem die in so vieler Hinsicht wichtige Rhombenfläche ($\frac{3}{2}$ R′ Breithaupt's, 2 P 2 Naumann's) als Zwillingsfläche aufgeführt wird und über welches ich in der mir zu Gebote stehenden Quarz-Literatur weitere Angaben nicht finden konnte, wird verbürgt durch einen in meinem Besitze befindlichen kleinen Zwilling, welcher ebenfalls von der bereits wegen der daselbst beobachteten Quarzzwillinge nach dem IV^ten^, V^ten^ und VI^ten^ Gesetze beschriebenen Flussspathstufe stammt.

Der kleine von dem Stücke abgebrochene Zwilling besteht aus zwei herzförmig zusammengewachsenen 1$\frac{1}{4}$ MM. langen und 1 MM. breiten Krystallen. An beiden Krystallen spiegelt je ein Säulenflächenpaar mit einander und das Reflexions-Goniometer lehrt mir, dass bei ihnen je zwei Dihexaëderflächen in einer Zone liegen. Ausser den bei beiden Krystallen auf die erwähnten zusammenspiegelnden Säulenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen, welche man bei jedem der beiden Krystalle als die mittlere Dihexaëderfläche betrachten möge, ist es am grösseren Krystalle die ihr links, am kleineren dagegen die ihr rechts anliegende Dihexaëderfläche, welche dieser einer Dihexaëder-Polkante parallelen Zone angehören. Gleichzeitig liegen an dem Zwillinge noch in derselben Zone je eine der nicht in der Ebene der Hauptaxen liegenden Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule.

Der Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen wurde mittelst des Fadenkreuz-Goniometers zu 49° bestimmt und das Wollaston'sche Reflectionsgoniometer ergab für den von den beiden auf die in der Hauptaxenebene liegenden Prismenflächen gerad aufgesetzten Dihexaëderflächen eingeschlossenen Winkel 29° 35′, was mit der Rechnung, welche 29° 34′ erfordert, übereinstimmt.

In der schematischen Figur 7 sind beide Krystalle als vollkommen ausgebildet und einander durchdringend dargestellt. Projectionsebene der Figur ist die einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule parallele Ebene der unter Winkeln von 48° 54′ und 131° 6′ einander kreuzenden Hauptaxen.

Eine zwischen dem von letzteren eingeschlossenen spitzen Winkel und dem 42° 17′ betragenden Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe bestehende nahe Beziehung verdient erwähnt zu werden. Es ist nämlich

$$\operatorname{tg} \frac{48^{0}\ 54'}{2} = \frac{\operatorname{tg}\ 42^{0}\ 17'}{2}$$

$$0{,}4547 = \frac{0{,}9094}{2}$$

Der 48° 54′ betragende Winkel der einander kreuzenden Hauptaxen entspricht daher dem Doppelten von dem Winkel, dessen Tangente die halbe Tangente des Neigungswinkels einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe ist.

Bei diesem VII^ten Gesetze hat man es mit zwei Zwillingszonen zu thun, deren beiderseitige Zwillingszonenlinien in der Ebene der einander kreuzenden Hauptaxen zu einer geraden Linie projicirt erscheinen, wie dies durch die zu beiden Seiten der Figur 7 angebrachten mit Pfeilspitzen versehenen Richtungslinien angedeutet ist. Beide Zwillingszonenlinien liegen je einer Dihexaëder-Polkante parallel und schneiden einander, wie leicht ersichtlich, unter 108° 43′, d. i. dem Complementswinkel der doppelten Neigung der in Parallelismus befindlichen Dihexaëder-Polkanten zur Ebene der Hauptaxen.

Einer jeden Zone gehören 8 Dihexaëderflächen und 4 (zwei einspringende Winkel bildende) Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule an.

Die Ebene der Zwillingszonenlinien steht winkelrecht auf der Ebene der Hauptaxen und entspricht einer Rhombenfläche s.

Während

Gesetz IV und Gesetz III,
— „ V „ — „ II,
— „ VI „ — „ I

grosse Analogien darbieten, steht Gesetz VII isolirter, denn einen Pendant *) — bezogen auf die, einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche entsprechende Ebene der Hauptaxen — aufzustellen, ist nicht wohl zulässig, da beide Krystalle sich völlig in Parallelismus befinden würden, wie es auf der Tafel die beiden rechts neben der zum VII^ten Gesetze gehörigen Figur (Fig. 7) parallel neben einander gestellten Quarzkrystalle (Fig. 8) veranschaulichen sollen.

*) Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule und zweimal je zwei Dihexaëder-Flächen mit einander parallel.

Um eine Uebersicht der gegenseitigen Beziehungen, welche unter den am Quarze vorkommenden Gesetzen regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen bestehen, zu ermöglichen, habe ich in nachstehenden vier Tabellen

1. die Winkel der gekreuzten Hauptaxen,
2. die ein- und ausspringenden Winkel der terminalen Polkanten und Flächen,
3. die Flächen der Zwillingszonen,
4. die Zwillingszonenlinien

in schematischer Weise zusammengestellt.

Schematische Darstellung der am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Tabelle 1: Die von den Hauptaxen der mit einander verwachsenen Krystalle eingeschlossenen Winkel.

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Qnarzsäule:	**Die von den Hauptaxen senen Kry- schlossenen**
IV. Gesetz. [Des Cloizeaux-Sella.] Je zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen 84° 34′ = 42° 17′ × 2, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel der Combinationskante einer Hauptrhomboëderfläche mit einer Nebenrhomboëderfläche gegen die Hauptaxe.
V. Gesetz. [C. S. Weiss.] Je zwei Dihexaëderpolkanten *) mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen 84° 34′ = 42° 17′ × 2, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VI. (Zwickauer) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderpolkanten des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.	Winkel der Hauptaxen 42° 17′, entsprechend dem Neigungswinkel einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VII. Gesetz. [Breithaupt's Min. III. 666.] Zweimal je zwei Dihexaëderpolkanten mit einander parallel.	Winkel der Hauptaxen 48° 54′, entsprechend dem Doppelten von dem Winkel, dessen Tangente die halbe Tangente des Neigungswinkels einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe ist, denn es ist $\mathrm{tg}\,\frac{48^\circ\,54'}{2} = \frac{\mathrm{tg}\,42^\circ\,17'}{2}$

*) oder auch: zweimal je zwei Dihexaëderflächen.

der mit einander verwach- stalle einge- Winkel.	Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche:
Winkel der Hauptaxen 115° 10′ = 57° 35′ × 2, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Polkante eines Quarzrhomboëders gegen die Hauptaxe.	**III. Gesetz.** [Q. Sella.] Je zwei Polkanten *) des Hauptrhomboëders mit einander parallel.
Winkel der Hauptaxen 76° 26′ = 38° 13′ × 2, entsprechend dem doppelten Neigungswinkel einer Fläche des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.	**II. (Reichensteiner) Gesetz.** [G. Rose.] Je zwei Dihexaëderflächen mit einander parallel.
Winkel der Hauptaxen 38° 13′, entsprechend dem Neigungsmittel einer Fläche des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.	**I. (Zinnwalder) Gesetz.** [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderflächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.
Winkel der Hauptaxen 0°, wenn sich die beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Parallelismus befinden.	

*) oder auch: zweimal je zwei Hauptrhomboëderflächen.

Schematische Darstellung der am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Tabelle 2: Ein- und aus-springende Winkel der terminalen Polkanten und Flächen.

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule:	Die Flächen der	
IV. Gesetz. [Des Cloizeaux - Sella.] Je zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.	In einer Zwillingszone: 4 Hauptrhomboëderflächen, 4 Nebenrhomboëderflächen, 4 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule;	
V. Gesetz. [C. S. Weiss.) Je zwei Dihexaëderpolkanten **) mit einander parallel.	In einer Zwillingszone: 8 Dihexaëderflächen, 4 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule;	
VI. (Zwickauer) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderpolkanten des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.	In zwei Zwillingszonen: 4 Dihexaëderflächen, 8 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule	und 4 Dihexaëderflächen, 8 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule;
VII. Gesetz. [Breithaupt's Min. III. 666.] Zweimal je zwei Dihexaëderpolkanten mit einander parallel.	In zwei Zwillingszonen: 8 Dihexaëderflächen, 4 (zwei einspringende Winkel bildende) Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule	und 8 Dihexaëderflächen, 4 (zwei einspringende Winkel bildende) Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule.

**) oder auch: zweimal je zwei Dihexaëderflächen.

Zwillingszonen.	Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche:
In zwei Zwillingszonen: 8 Hauptrhomboëderflächen und 4 Hauptrhomboëderflächen, 4 Nebenrhomboëderflächen, 4 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule;	**III. Gesetz.** [Q. Sella.] Je zwei Polkanten *) des Hauptrhomboëders mit einander parallel.
In einer Zwillingszone: 8 Dihexaëderflächen, 4 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule;	**II. (Reichensteiner) Gesetz** [G. Rose.] Je zwei Dihexaëderflächen mit einander parallel.
In einer Zwillingszone: 8 Dihexaëderflächen, 4 Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule.	**I. (Zinnwalder) Gesetz.** [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderflächen des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.
Die Zwillingszonen entsprechen den Krystallzonen, wenn sich die beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Parallelismus befinden.	

*) oder auch: zweimal je zwei Hauptrhomboëderflächen.

Systematische Darstellung der am Quarze vorkommenden Gesetze regelmässiger Verwachsung mit gekreuzten Hauptaxen.

Tabelle 4: Die Zwillingszonenlinien.

Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer Fläche der gewöhnlichen Quarzsäule:	**Die Zwillings-**
IV. Gesetz. [Des Cloizeaux - Sella.] Je zwei Flächen des Hauptrhomboëders mit einander parallel.	**Zwillingszonenlinie parallel zur Ebene der Hauptaxen.**
V. Gesetz. [C. S. Weiss.] Je zwei Dihexaëderpolkanten **) mit einander parallel.	
VI. (Zwickauer) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderpolkanten des einen mit zwei Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.	**Zwei Zwillingszonenlinien parallel zur Ebene der Hauptaxen,** schneiden einander unter 137° 43′ d. i. dem Complementswinkel der Neigung einer Polkante des Quarzdihexaëders gegen die Hauptaxe.
VII. Gesetz. [Breithaupt's Min. III. 666.] Zweimal je zwei Dihexaëderpolkanten mit einander parallel.	**Zwei Zwillingszonenlinien** liegen je einer Dihexaëder-Polkante parallel und schneiden einander unter 108° 43′, entsprechend dem Complementswinkel der doppelten Neigung der in Parallelismus befindlichen Dihexaëder-Polkanten zur Ebene der Hauptaxen. — Die einer Rhombenfläche entsprechende Ebene beider ist winkelrecht zur Ebene der Hauptaxen.

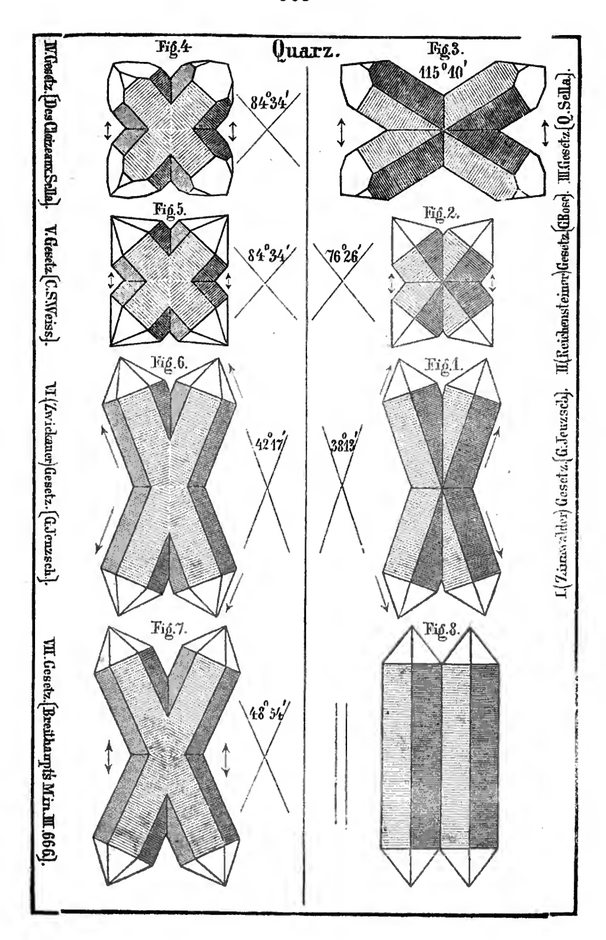
**) oder auch: zweimal je zwei Dihexaëderflächen.

zonenlinien.	Ebene der Hauptaxen beider Krystalle parallel einer die Kanten der gewöhnlichen Quarzsäule gerad abstumpfenden Fläche:
Zwei Zwillingszonenlinien: rechtwinkelig und parallel } zur Ebene der Hauptaxen. Die einer Fläche des ersten stumpferen Rhomboëders entsprechende Ebene beider ist winkelrecht zur Ebene der Hauptaxen.	**III. Gesetz.** [Q. Sella.] Je zwei Polkanten *) des Hauptrhomboëders mit einander parallel.
Zwillingszonenlinie rechtwinkelig zur Ebene der Hauptaxen.	**II. (Reichensteiner) Gesetz** [G. Rose.] Je zwei Dihexaëderflächen mit einander parallel.
	I. (Zinnwalder) Gesetz. [Jenzsch.] Zweimal: zwei Dihexaëderflächen des einen mit zwei Flächen der gewöhnlichen Quarzsäule des anderen Krystalles parallel.
Die Zwillingszonenlinien entsprechen den Krystallzonenlinien, wenn sich die beiden mit einander verwachsenen Krystalle in Parallelismus befinden.	

*) oder auch: zweimal je zwei Hauptrhomboëderflächen.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 330 Z. 1 v. u. lies Pfeile statt Striche.
S. 332 Z. 3 v. u. lies aufgesetzten statt aufgesetzen.
S. 340 Z. 16 v. u. lies derselben statt derelben.
S. 340 Z. 14 v. u. ist nach „erreichen“ zu setzen: an ihnen und das Wort „mehr“ einmal wegzulassen.
S. 340 Z. 6 v. u. statt besprochenen: eben erwähnten.
S. 340 Z. 5 v. u. ist das Wort die vor Fig. 5 wegzulassen.
S. 340 Z. 1 u. 2 v. u. lies: ist linear etwa $4\frac{1}{2}$ mal kleiner als die Figur, statt: ist im Quadrat etwa 20 mal kleiner als die Figur.
S. 344 Z. 14 v. o. lehrt statt lehrt mir.
S. 344 Z. 14 v. u. Reflexionsgoniometer statt Reflectionsgoniometer.


Quarz.
Fig.4.
84°34'
Fig.3.
115°40'
Fig.5.
84°34'
Fig.2.
76°26'
Fig.6.
42°17'
Fig.1.
38°13'
Fig.7.
48°54'
Fig.8.
IV. Gesetz. (Des Cloizeaux. Sella).
V. Gesetz. (C. S. Weiss).
VI. (Zwickauer) Gesetz. (G. Jenzsch).
VII. Gesetz. (Breithaupts Min. III. 666).
III. Gesetz. (Q. Sella).
II. (Reichensteiner) Gesetz. (G. Rose).
I. (Zinnwalder) Gesetz. (G. Jenzsch).

Bericht

über die

Thätigkeit der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt

vom 1. Januar 1866 bis 31. December 1869.

Gelesen wurde:

1) am 31. Januar 1866 vom Herrn Professor Dr. Unger über „die Bemühungen der neuesten Zeit zur Herstellung der Einheit der Maasse“;
2) am 21. Februar 1866 vom Herrn Oberlehrer Dr. Kayser über „die Grundzüge der atomistischen Theorie in der neueren Naturwissenschaft“;
3) am 22. März 1866 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Dr. Boxberger über „Friedrich Rückert als Sprachforscher und Dichter“;
4) am 18. April 1866 vom Herrn Professor Dr. Unger über „die Bemühungen der neuesten Zeit zur Herstellung der Einheit des Geldes“;
5) am 25. Juli 1866 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „zwei wichtige Wendepunkte in Moses Mendelssohn's Jugendleben“;
6) am 31. October 1866 vom Herrn Gymnasial-Direktor Hartung über „den Charakter der ältesten römischen Religion und deren spätere Veränderungen unter Einflüssen aus der Fremde“;
7) am 12. December 1866 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „den lokalen Ursprung der Sage von Alexander's Zuge nach der Quelle des Lebens“;

8) am 27. Februar 1867 vom Herrn Dr. med. Axmann über „das Wesen der Cholera“;
9) am 22. März 1867 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Professor Dr. Weissenborn über „die Verfassung des Erfurter Raths-Gymnasiums im 17. Jahrhundert“;
10) am 1. Mai 1867 vom Herrn Major Gauby aus Weimar über „thüringische Ortsnamen“;
11) am 19. Juni 1867 vom Herrn Staatsrath Bergfeld aus Weimar über „die Bedeutung des Bauernstandes für die Dauer unseres Volkslebens“;
12) am 28. August 1867 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „die Geschichte der Juden in Erfurt“;
13) am 25. September 1867 vom Herrn Professor Dr. Schirlitz über „den Apostel Paulus, gezeichnet nach der heiligen Schrift, 1. Abtheilung“;
14) am 16. October 1867 vom Herrn Professor Dr. Schirlitz über „den Apostel Paulus, gezeichnet nach der heiligen Schrift, 2. Abtheilung“;
15) am 13. November 1867 vom Herrn Dr. med. Wolff über „das Alter des Menschengeschlechts“;
16) am 18. December 1867 vom Herrn Dr. med. Axmann über „die Formgesetze der thierischen Zelle“;
17) am 8. Januar 1868 vom Herrn Dr. Boxberger über „zwei neuerdings veröffentlichte dramatische Entwürfe Schillers“;
18) am 12. Februar 1868 vom Herrn Bergrath Dr. Jenzsch aus Gotha über „regelmässige Krystallverwachsungen“;
19) am 21. März 1868 in öffentlicher Sitzung zur Vorfeier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Professor Dr. Buchholz: „Niobe, eine Tragödie nach den Grundlinien der äschyleischen Trilogie“;
20) am 13. Mai 1868 vom Herrn Oberlehrer Dr. Dittrich über „die ersten Anfänge der englischen Literatur“;
21) am 10. Juni 1868 vom Herrn Oberlehrer Dr. Weissenborn aus Eisenach über „Tschirnhaus in seinem Verhältniss zu Spinoza und Thomasius“;
22) am 5. August 1868 vom Herrn Kreisgerichtsrath Keferstein: „Betrachtungen über meine Schmetterlings-Sammlung“;

23) am 28. October 1868 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „Wesen und Inhalt des Talmud“;
24) am 2. December 1868 vom Herrn Oberstlieutenant Gauby aus Weimar über „thüringische Ortsnamen“, Fortsetzung;
25) am 16. December 1868 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „Wesen und Inhalt des Talmud“, Fortsetzung;
26) am 13. Januar 1869 vom Herrn Dr. Jacoby über „das Seelenleben der Thiere“;
27) am 17. Februar 1869 vom Herrn Ober-Regierungsrath Freiherrn v. Tettau über „einige hier aufgefundene seltene Drucke aus dem 15. Jahrhundert“;
28) am 22. März 1869 in öffentlicher Sitzung zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm vom Herrn Gymnasial-Direktor Dr. Dietrich über „die neuere Entwickelung der griechischen Sprachforschung“;
29) am 14. April 1869 vom Herrn Ober-Regierungsrath Freiherrn v. Tettau über „einige seltene Drucke aus dem 15. Jahrhundert“, Fortsetzung;
30) am 26. Mai 1869 vom Herrn Professor Dr. Unger: „Betrachtungen über das Wesen der Mathematik zur Begründung der Methode für den Unterricht in derselben“;
31) am 25. August 1869 spricht der unterzeichnete Sekretär über das Leben und die Verdienste des verstorbenen Ministerial-Direktors Dr. Johannes Schulze und Herr Dr. Boxberger über das Leben v. Dahlbergs bis 1781, weil an diesem Tage die Marmorbüste v. Dahlbergs, welche Herr Stadtgerichtsrath Max Schulze in Berlin nach testamentarischer Verfügung seines am 20. Februar 1869 verstorbenen Herrn Vaters der Akademie geschenkt hatte, in dem Sitzungs-Saale der hiesigen Königlichen Regierung als dem Orte für die gewöhnlichen Versammlungen der Akademie aufgestellt wurde;
32) am 24. November 1869 vom Herrn Dr. Jaraczewsky über „das Salböl bei den Pharisäern und den Evangelisten“;
33) am 15. December 1869 vom Herrn Dr. Boxberger über „die Entstehungsgeschichte von Klopstock's Messias“.

Zu Mitgliedern der Akademie wurden erwählt:

1) Durch Circular d. d. 28. Mai 1866:
   Herr Dr. Adolph Jaraczewsky, Prediger der hiesigen jüdischen Gemeinde, zum ordentlichen Mitgliede;
2) durch Circular d. d. 12. März 1867:
   a) Herr Regierungs-Präsident von Kotze hier zum ordentlichen Mitgliede,
   b) Herr Dr. Theod. Gerding, Dirigent des Technikums in Göttingen, zum correspondirenden Mitgliede;
3) durch Circular d. d. 27. April 1867:
   Herr Dr. Giseke, Rektor der höheren Töchterschule hier, zum ordentlichen Mitgliede;
4) durch Circular d. d. 19. August 1867:
   a) Herr Major Wolf von Hagen hier,
   b) Herr Gymnasial-Professor Dr. Eduard Buchholz hier zu ordentlichen Mitgliedern;
5) durch Circular d. d. 28. April 1868:
   a) Herr Oberstlieutenant Crusius hier,
   b) Herr Gymnasial-Direktor Dr. Dietrich hier zu ordentlichen Mitgliedern;
6) in der Senatssitzung vom 5. August 1868:
   a) Herr Regierungs- und Medizinalrath Dr. Schuchardt in Gotha,
   b) Herr Archivrath Dr. August Beck in Gotha zu ordentlichen Mitgliedern;
7) durch Circular vom 26. September 1868:
   Herr Dr. Juris Oscar Stickel in Weimar zum ordentlichen Mitgliede;
8) durch Circular vom 1. December 1868:
   Herr Departements-Thierarzt Dr. Ferd. Andr. Jacoby zum ordentlichen Mitgliede;
9) durch Circular vom 15. December 1868:
   Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Alfred Breysig zum ordentlichen Mitgliede;
10) durch Circular vom 14. October 1869:
   Herr Dr. Hugo Trommsdorff zum ordentlichen Mitgliede.

An Geschenken von auswärtigen wissenschaftlichen Gesellschaften und Privatpersonen wurden der Akademie vorgelegt:

A. in der Sitzung vom 31. Januar 1866:

1) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
   a) Zeitschrift des Vereins Band X. Heft 3 und 4,
   b) Zeitschrift des Vereins 9. und 10. Supplement,
   c) Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins Nro. 12—19,
   d) Verzeichniss der Mitglieder des Vereins;
2) Report of the commissioner of patents for the year 1862. Arts & Manufactures Vol. I. and II. Washington 1865;
3) Leopoldina Heft V., October und November 1865;
4) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, December 1865;
5) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, Bericht 11 und 12, 1865;
6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
   a) philosophisch - historische Klasse, Sitzungsberichte 28 und 29 des Jahres 1865 und Anzeiger 2. Jahrgang 1865 1—29, ferner Nro. 2, 1866,
   b) mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Sitzungsbericht 29, Anzeiger 2. Jahrgang 1865 1—29, ferner Nro. 1 und 2, 1866;
7) von der Hofstaats-Kasse S. K. Hoheit des Prinz-Präsidenten sind 10 Frd'or. für die Akademie an Herrn Dr. Bucholz gezahlt und bereits quittirt.

B. in der Sitzung vom 21. Februar 1866:

1) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien:
   a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 3—5,
   b) der philosophisch-historischen Klasse 2—4;
2) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Januar 1866;
3) vom Hennebergischen Alterthumsforschenden Verein: Hennebergisches Urkundenbuch, herausgegeben von G. Brückner, V. Theil (1 Supplement-Band);
4) von der K. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen: die Nachrichten des Jahres 1865;
5) durch die Keysersche Buchhandlung hier:
   Amtlicher Bericht über die 39. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Giessen, September 1864. Herausgegeben von Werner und Leuckart;

6) von Herrn Oberlehrer Dr. Tobias in Zittau einige ältere und neuere Abhandlungen und einige Bracteaten.

C. in der Sitzung vom 18. April 1866:

1) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften:
   a) Neues Lausitzisches Magazin, 42. Band, 1. u. 2. Hälfte. Herausgegeben von Dr. Th. Wilde,
   b) Metrische Uebersetzung einiger Psalmen. Festschrift zum Jubiläum des Pfarrers C. W. Dornick;
2) Sitzungsberichte der K. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München. 1865 II. Heft 3 und 4;
3) von Herrn H. Ad. v. Keller: „Un Miracle de nostre Dame d'un enfant, qui fu donne au diable, quant il fu Engendre.“ Tübingen 1865;
4) vom Herrn Geh. Rath Neigebaur: „Die constitutionelle Unabhängigkeit Siebenbürgens von A. Papin Ilarianu.“ Breslau 1862;
5) von der Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde: „Die Rubenow-Bibliothek“, herausgegeben von Dr. Th. Pyl. Greifswald 1865;
6) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, der Bericht 26. Jahrgang 1 und 2;
7) von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 6—9,
   Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse 5–9;
8) Leopoldina, Januar, Februar und März 1866;
9) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Februar und März 1866;
10) vom Thüringer Gartenbau-Verein in Gotha 28. Bericht 1865;
11) Breslauer Gewerbeblatt 1866, 1;
12) von der the Boston Society of natural history: „The celebrated theory of parallels by Matthew Ryan.“ 1866;
13) vom hiesigen Prediger Dr. Jaraczewsky:
   „Die Ethik des Maimonides und ihr Einfluss auf die Schulen des 13. Jahrhunderts“,
   Vortrag über Tod und Unsterblichkeit in der Chewra hier.

D. in der Sitzung vom 25. Juli 1866:
1) Mittheilungen des Historisch - Statistischen Vereins in Frankfurt a. O. 5. Heft 1865;
2) Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. 6. Band 3. und 4. Heft. Altenburg 1865;
3) Zeitschrift des Historischen Vereins für das würtembergische Franken. VI. Band 3. Heft 1864. Weinsberg. VI. Band 2. Heft. 1863. Künzelsau;
4) Leopoldina Heft V. Nro. 12 und 13;
5) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit April und Mai 1866;
6) Breslauer Gewerbeblatt 1, 2, 3 1866;
7) Bericht vom Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol, 3 und 4, 1866;
8) Erster Jahresbericht des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen vom November 1864 bis März 1866;
9) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1866 I. Heft 1 und 2;
10) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte
a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 10—14 und 16,
b) der philosophisch-historischen Klasse 10—14 und 16;
11) 33. Jahresbericht der Baruch Auerbach'schen Waisen-Erziehungs-Anstalt für jüdische Knaben, 1866 Berlin;
12) vom Herrn Archivar Ernst v. Braun „Die ausgestorbenen Adelsfamilien des Osterlandes von H. C. von der Gabelentz."
13) „Fliegende Blätter". Kulturgeschichtliche Zeichnungen von Dr. Back in Altenburg.

E. in der Sitzung am 31. October 1866:
1) vom Germanischen National-Museum in Nürnberg:
a) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit Juni, Juli und August,
b) XII. Jahresbericht bis ultimo December 1865;
2) Leopoldina 14 und 15, Juni bis September 1866;
3) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte beider Klassen 17—21;
4) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München Sitzungsberichte 1866. I. Heft 3;

5) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol Bericht Mai und Juni 1866;
6) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 5—13 1866;
7) The transactions of the Academy of science of St. Louis Vol. II. Nro. 2. St. Louis 1866;
8) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1864, Washington 1866;
9) von dem Verein von Alterthums-Freunden im Rheinlande: Heft 37—40 der Jahrbücher, Bonn 1865 und 1866;
10) von der Kaiserlich Königlichen Geographischen Gesellschaft in Wien: Mittheilungen VIII. Jahrgang 1864, Heft 2, Wien 1864;
11) vom Herrn Professor Dr. Ed. Pasch in Altenburg „Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius," Altenburg Pierer 1866;
12) von dem Historischen Verein für das würtembergische Franken: Zeitschrift, VII. Bandes 1. Heft 1865, Weinsberg;
13) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde „Baltische Studien" XXI. Jahrgang, 1. und 2. Heft, Stettin 1866;
14) von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur:
   a) Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaften und Medizin 1865 und 1866,
   b) Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung 1866,
   c) 43. Jahresbericht.

F. in der Sitzung vom 12. December 1866:
1) Mittheilungen der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft, IX. Jahrgang 1865, redigirt von Franz Fötterle;
2) vom Historischen Verein von und für Oberbayern:
   a) Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 26. Band 3. Heft,
   b) 27. Jahresbericht für 1864;
3) Bericht des Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Vereins gegen die Vergiftung durch Alkohol, 7 und 8, 1866;
4) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
   Sitzungs-Berichte beider Klassen 22—24.

G. in der Sitzung vom 27. Februar 1867:

1) vom Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung:
   a) Denkmäler aus Nassau, IV. Heft „Die Abteikirche zu Marienstatt bei Hachenburg“ von Görz, Wiesbaden 1867, 11 Tafeln,
   b) Annalen des Vereins VIII. Band mit 8 Tafeln, 1866,
   c) Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau, von Dr. Rossel, 2. Band 1. Abtheilung Heft 2, 1865;
   d) Geschichte und Genealogie der Dynasten von Westerburg von Lehmann, Wiesbaden 1866,
   e) Mittheilungen des Vereins Nro. 20—22;
2) von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-August's-Universität Berichte aus dem Jahre 1866, Göttingen 1866;
3) vom Historischen Verein für Krain, redigirt von August Dimitz, die „Mittheilungen aus den Jahren 1864 u. 1865.“
4) vom Verein für hamburgische Geschichte die Zeitschrift. Neue Folge 2.—4. Heft;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften „Neues Lausitzisches Magazin 43. Band 1. Heft“ von Dr. T. Wilde, Görlitz 1866;
6) von der Naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg Abhandlungen 3. Band 2. Hälfte, Nürnberg 1866;
7) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde:
   a) Jahrbücher und Jahresbericht von Lisch und Bayer 31. Jahrgang, Schwerin 1866,
   b) ferner Register über die ersten 30 Jahrgänge von Ritter, Schwerin 1866;
8) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen 1. Band 1. Heft, Bremen 1866;
9) vom Breslauer und Schlesischen Central-Gewerbe-Verein das Breslauer Gewerbeblatt 15—21, 1866;
10) von der Kaiserlich Königlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
    Sitzungsberichte
    a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1866 25. 26 und 28,

b) der philosophisch-historischen Klasse 1866 25—28,
c) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1867 1, 3, 4, 5,
d) der philosophisch-historischen Klasse 1867 1—5, Register zu den Berichten 1866 von beiden Klassen 1—28;

11) vom Historischen Verein für das würtembergische Franken Zeitschrift VII. Band 2. und 3. Heft, Weinsberg 1866 und 1867;
12) vom Naturforschenden Verein in Brünn: Verhandlungen IV. Band 1865;
13) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:
   a) Verzeichniss der Bücher,
   b) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge 1. Band 1. Heft,
   c) Urkundenbuch des Klosters Germerode von Julius Schmincke;
14) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
   a) Sitzungsberichte 1866 I. Heft 4 und II. Heft 1,
   b) Gottesurtheile der Indier von Emil Schlagintweit,
   c) Die Bedeutung moderner Gradmessungen, von Bauernfeind,
   d) Die Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft, von J. v. Liebig,
   e) Beiträge zur Geschichte der Jacobaea von Bayern, von Franz Löher, 2. Abtheilung,
   f) Beiträge zur Geschichte des Würmthales und seiner Umgebung, von Kunstmann;
15) vom Haupt- und Berlin-Märkischen Central-Verein gegen die Vergiftung durch Alkohol einige Schriften;
16) vom Literarischen Verein in Stuttgart: „Altdeutsche Handschriften“ von H. A. v. Keller;
17) von D. Bodde, Notaire à Batavia, „Essai que le Pétrole peut être employé avec avantage pour l'industrie“;

H. in der Sitzung vom 1. Mai 1867:
1) Breslauer Gewerbeblatt 22—25;
2) von der Kaiserl. Akademie in Wien:

a) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse 6—8 und 11,
b) Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 6—9 und 11 zwei mal;

3) Leopoldina 1867 Nro. 1;
4) vom Verein für Naturkunde in Pressburg Verhandlungen 8. und 9. Jahrgang 1864—1866;
5) von der K. Bayrischen Akademie in München Sitzungsberichte 1866 II. Heft 2—4;
6) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen Abhandlungen 1. Band 2. Heft;
7) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften „Neues Lausitzisches Magazin" 43. Band 2. Doppelheft;
8) vom Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums „Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschung", 11. Band;

I. in der Sitzung am 19. Juni 1867:
1) vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Axmann „Zur Cholerafrage";
2) von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig: Schriften Neue Folge I. Band 1. und 2. Heft;
3) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
Sitzungsberichte 1867 I. Heft 1, 2 und 3;
4) von Herrn Dr. Michaelis in Berlin:
a) XII. bis XIV. Jahrgang der Zeitschrift für Stenographie,
b) Denkschrift über die Stolze'sche Stenographie,
c) Nachruf an Wilhelm Stolze;
5) Breslauer Gewerbeblatt XII. Nro. 26 und XIII. 1—3;
6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien:
Sitzungsberichte beider Klassen 12—15.

K. in der Sitzung am 28. August 1867:
1) Breslauer Gewerbeblatt 1867 4—10;
2) vom Henneberger Alterthumsforschenden Verein „Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums" (herausgegeben von Brückner), 3. Lieferung, Meiningen 1867;
3) von dem Historischen Verein von und für Oberbayern:
a) 28. Jahresbericht für 1865,
b) Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte 27. Band 1. Heft;

4) vom Voigtländischen Alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben der 37. Jahresbericht;
5) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 16—21;
6) vom Verein für siebenbürgische Landeskunde:
   a) Flora Transsilvaniae excursoria,
   b) Jahresberichte des Vereins für 1864/65 und 1865/66,
   c) Archiv des Vereins. Neue Folge. 7. Band 1. und 2. Heft, 6. Band 3. Heft,
   d) Plan zu Vorarbeiten für ein Idiotikon der siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache von Josef Baltrich,
   e) Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprüchwörter, Kinderdichtungen etc. von Fr. W. Schuster,
   f) Die römischen Inschriften in Dacien von Ackner und Müller,
   g) drei Programme des Gymnasiums in Hermannstadt, ein Programm des Gymnasiums in Mediasch, ein Programm des Gymnasiums in Bistritz;
7) vom Herrn Sanitätsrath Dr. Axmann: „Die indische Cholera und das Ganglien-Nervensystem";
8) vom Herrn Dr. Alfred Kirchhoff: „Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und Göthe".

L. in der Sitzung vom 25. September 1867:
1) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde (Abtheilung in Greifswald): „Pommersche Geschichts-Denkmäler von Dr. Th. Pyl." Greifswald 1867;
2) von der K. Bayrischen Akademie in München: Sitzungsberichte I. 4 und II. 1 1867;
3) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 11;
4) 44. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur enth.: Generalbericht über die Arbeit im Jahre 1866. Breslau 1867.

M. in der Sitzung vom 16. October 1867:
1) vom Herrn Sanitäts-Rath Dr. Reumont in Aachen: „Ueber Winter-Kuren in Aachen";
2) von den Herren Grafen Stillfried und Dr. Märker den Registerband zu Band II. bis VII. der Monumenta Zollerana;
3) vom Herrn Dr. Th. Gerding: „Geschichte der Chemie";

4) von der Boston Society of natural history:
   a) Proceedings of the Society Vol. II. bis Vol. X. 1848 bis 1866 (dazu einige lose Bogen der Proceedings),
   b) Condition and drings of the Boston Society of natural history as exhibited by the annual reports of the custodian, librarian etc. Mai 1865 und Mai 1866 (also 2 Hefte),
   c) Memoirs read before the Boston Society of natural history; being a new series of the Boston Journal of natural history. Vol. I. pars I. und II.,
   d) Annual report of the trustees of the museum of comparative zoology, at Harvard College in Cambridge, together with the report of the Director 1866;

5) von der Smithsonian Institution in Washington:
   a) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution. Washington 1866,
   b) List of the coleoptera of North America by John Leconte. pars I.,
   c) New species of north american coleoptera by John Leconte. pars I.

N. in der Sitzung vom 13. November 1867:

1) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
   a) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge. 1. Band Heft 2—4,
   b) Mittheilungen des Vereins 1, 2, 23, 24,
   c) Zeitschrift des Vereins. Neuntes Supplement. Statistische Aufnahme über die Vertheilung der Bevölkerung Kurhessens nach Verschiedenheit der Religion. 2. Lieferung;

2) vom Oberlehrer Herrn Dr. v. Dalen: Methode Toussaint-Langenscheidt. Englisch. Kursus I. und II.;

3) Programm des Victoria-Instituts zu Falkenberg in der Mark. Michaelis 1867;

4) vom Herrn Dr. Alfred Kirchhoff:
   a) Zur Lehre vom Generations-Wechsel im Pflanzenreich und von den organologischen Analogien der phanerogamischen und kryptogamischen Blüthe. In Mohl's botanischer Zeitung Nro. 42;
   b) Ueber den Ort der Ungarnschlacht 933;

5) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
   a) der mathematischen Klasse 22 und 23,
   b) der philosophischen Klasse 22;
6) Breslauer Gewerbeblatt 12—14;
7) vom Herrn Oberlehrer Tobias in Zittau: „Geschichte der preussischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz.“ 4 Hefte;
8) von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes: Mittheilungen VII. Band 1. Heft. Altenburg 1867.

O. in der Sitzung vom 18. December 1867:
1) Sitzungsberichte der Akademie in Wien
   a) der philosophisch-historischen Klasse 23—28,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 24—28;
2) Breslauer Gewerbeblatt 15—17;
3) Leopoldina, Heft VI., März bis November 1867;
4) Jahresbericht des Vereins gegen die Vergiftung durch Alkohol, erstattet 18. November 1867.

P. in der Sitzung vom 8. Januar 1868:
1) vom Herrn Geh. Sanitätsrath Dr. H. W. Berend:
   a) Zur Casuistik der Ellenbogen- und Oberarm-Resektionen nach Schlussverletzungen und Erfahrungen über Heilung des Lupus,
   b) Das Gymnastisch-Orthopädische Institut in Berlin;
2) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 29 und 30, ferner Anzeiger zu den Sitzungsberichten beider Klassen 1867.

Q. in der Sitzung vom 12. Februar 1868:
1) Breslauer Gewerbeblatt Nro. 18—23;
2) von der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München:
   a) Sitzungsberichte 1867 II. Heft 2 und 3,
   b) Ueber die Brauchbarkeit der Resultate des Rekrutirungs-Geschäftes zur Beurtheilung des Entwickelungs- und Gesundheitszustandes der Bevölkerung von Dr. Th. L. W. Bischoff,
   c) Ueber die sogenannte Leukothea in der Glypthotek von Dr. H. Brunn,

d) Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit von Dr. W. v. Giesebrecht,
e) Kurze urkundliche Geschichte des gräflich Zweibrückischen Hauses von J. G. Lehmann,
f) Neue Beiträge zur Geschichte des Würmthales von Dr. Fr. Kunstmann,
g) Churfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung 1550—51 von C. A. Cornelius,
h) Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. Historische Einleitung von Dr. J. H. Plath,
i) Regesten zur deutschen Geschichte aus den Handschriften der Markusbibliothek in Venedig von J. Valentinelli. II.;

3) vom Verein für hamburgische Geschichte: „Geschichte des hamburger Rathhauses“;
4) vom Herrn Major a. D. A. W. Fils: „Barometer-Höhenmessungen von dem Herzogthum Sachsen-Gotha“;
5) von dem Herrn Sanitätsrath Dr. Friedrich:
   a) Geschichte der Wohlthätigkeits-Anstalten Wernigerode's von Friedrich,
   b) Beiträge zur Alterthumskunde der Grafschaft Wernigerode: 1) Kunstdenkmäler aus der Kirche des St. Georgs-Hospitals von Friedrich,
   c) Festschrift zur 25jährigen Feier des Wissenschaftlichen Vereins in Wernigerode (Sporleder, Pflanzen-Verzeichniss);
6) vom Herrn Grafen Uetterodt zu Scharffenberg: „Ernest Graf zu Mansfeld 1580—1626.“ Gotha 1867, Perthes;
7) Montan-Handbuch des Kaiserstaats Oesterreich für 1867 von Joh. Baptist Kraus, Rechnungsrath;
8) von der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin 44. Band 1. Heft.“

R. in der Sitzung vom 13. Mai 1868:
1) von der Société Royale des Antiquaires du Nord in Copenhagen:
   a) Clavis poëtica antiquae linguae septemtrionalis, quam redigit Benedictus Gröndal. Hafniae 1864,
   b) Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1845—1849,

c) Mémoires de la Société Royale des Antiqu. du Nord 1866,
d) Tillaeg til aarborger for nordisk oldkyndighed of Historie. Aargang 1866;

2) vom Naturforschenden Verein in Brünn: Verhandlungen V. Band 1866;
3) vom Naturhistorischen Vereine Lotos in Prag (Redacteur Dr. Weitenweber): Lotos, Zeitschrift für Naturwissenschaften, 15.—17. Jahrgang. Prag 1865—1867;
4) von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität: Nachrichten aus dem Jahre 1867. Göttingen 1867;
5) vom Historisch-Statistischen Verein in Frankfurt a. O.: Jahresbericht und Mittheilungen VI. und VII. Heft. Frankfurt a. O. 1867;
6) vom Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen: Abhandlungen I. Band 3. Heft. Bremen 1868;
7) von der Naturhistorischen Gesellschaft in Hannover:
   a) 15. Jahresbericht, Michaelis 1864 bis Michaelis 1865,
   b) 16. und 17. Jahresbericht, bis Michaelis 1867,
   c) Die Veränderungen im Bestande der hannoverschen Flora vom Oberlehrer L. Mejer. Hannover 1867,
   d) Verzeichniss der im Sollinge und Umgegend wachsenden Gefässpflanzen von v. Hinüber,
   e) Nachtrag zu diesem Verzeichnisse;
8) vom Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von Lisch und Beyer. 32. Jahrgang. Schwerin 1867;
9) vom Germanischen National-Museum in Nürnberg: Jahresbericht und Anzeiger 1—12, 1867;
10) Report of the commissioner of patents for the year 1863. Arts and Manufactures. Vol. I. und II. Washington 1866;
11) Report of the commissioner of patents for the year 1864. Arts and Manufactures. Vol. I. und II. Washington 1866;
12) Besondere Beilage zu Nro. 98 und 92 des preussischen Staats-Anzeigers;
13) Bericht des Comités der vaterländischen Geschichts-Vereine zu Berlin über die im Winter 1868 zu Berlin gehaltenen Vorträge über preussische Geschichte und Landeskunde;

14) Jahresbericht des Gustav-Adolphs-Vereins im Herzogthum Sachsen-Altenburg für das Jahr 1867. Altenburg 1867;
15) Leopoldina, Heft VI., März 1868;
16) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
   a) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1—10,
   b) der philosophisch-historischen Klasse 3—12. 1868;
17) Breslauer Gewerbeblatt XIII. Band 24 und 26, XIV. Band 1—3;
18) von Herrn Dr. Michaelis in Berlin: Zeitschrift für Stenographie und Orthographie. 15. Jahrgang. Leipzig 1867;
19) vom Herrn Professor Kranichfeld: Statistische Chronik der Alkoholvergiftung. 28. Jahrgang;
20) vom Herrn Dr. Kirchhoff:
   a) Der Rath der Stadt Erfurt im 13. Jahrhundert,
   b) Erfurts Verfassungszustände im Mittelalter. Eine Kritik der Lambertschen Ansichten;
21) vom Herrn Archivar E. v. Braun: Geschichte der Burggrafen von Altenburg. Altenburg 1868;
22) vom Herrn Oberlehrer Dr. Schlapp: Grundzüge der systematischen Zoologie und vergleichenden Anatomie. Erfurt 1868;
23) von Herrn J. Rothschild: Les Promenades de Paris;
24) vom Herrn Gymnasial-Director Dr. Dietrich:
   a) Reden zum 150jährigen Jubelfest des Gymnasiums in Hirschberg,
   b) Commentationis de Clisthene Atheniensi particula,
   c) Programm zur Feier des 150jährigen Jubelfestes des Gymnasiums in Hirschberg,
   d) Commentationes grammaticae duo. Lipsiae 1846.

S. in der Sitzung vom 10. Juni 1868:
1) vom Herrn Oberstlieutenant Crusius: Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern 1813 und 1814 von Crusius. Luxemburg 1865;
2) von der K. Bayrischen Akademie in München: Sitzungsberichte 1868 I. Heft 1 und 1867 II. Heft 4;
3) von dem Historischen Verein für Krain: Mittheilungen, redigirt von Aug. Dimitz. 21. Jahrgang 1866 und 22. Jahrgang 1867;

4) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte
   a) der philosophisch-historischen Klasse 13 und 14,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 12 bis 14;
5) Breslauer Gewerbeblatt 1868 5;
6) von Dr. A. Petermann in Gotha: „Die deutsche Nordpol-Expedition 1868“;
7) Statistische Chronik der Alkoholvergiftung. 28. Jahrgang 3 und 4;
8) von Herrn Peter Merian in Basel: „Ueber die Grenze zwischen Jura- und Kreideformation.“ 1868;
9) vom Herrn Geh. Sanitätsrath Dr. Berend: „Zur differentiellen Diagnosis der Kyphosis“;
10) vom Herrn Geh. Regierungsrath Dr. Zitelmann in Berlin: „Die Verhandlungen des Markgrafen Johann von Küstrin mit König Ferdinand und Kaiser Carl V. wegen Annahme des Interims 1548“;
11) einige Schriftstücke vom Herrn Geh. Rath Dr. Back in Altenburg;
12) von Herrn Dr. Jaraczewsky: Geschichte der Juden in Erfurt.

T. in der Sitzung vom 5. August 1868:
1) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München 1868 I. Heft 2 und 3;
2) vom Verein für siebenbürgische Landeskunde:
   a) Programm des evangelischen Gymnasiums in Schässburg 1866/67,
   b) Programm des evangelischen Gymnasiums in Bistritz 1866/67,
   c) Programm des evangelischen Gymnasiums in Bistritz 1864/65,
   d) Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Jahr 1866/67,
   e) Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. VII. 3 und VIII. 1,
   f) Programm des Gymnasiums zu Hermannstadt 1866/67;
3) von der Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde:

a) Pommersche Genealogien von Dr. Th. Pyl. II. Band Heft 1,
b) Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer und die Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance von Dr. Th. Pyl;

4) Breslauer Gewerbeblatt, XIII. Band 25 (3. März 1868) und XIV. Band 6, 7, 8, 9;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 44. Band 2 und 3;
6) vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande: Internationaler Congress für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn, 14—21, September 1868;
7) von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig:
   a) Schriften der Gesellschaft. Neue Folge. II. 1,
   b) Separat-Abzug aus der Hedwigia Nro. 12. 1867;
8) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Sitzungsberichte beider Klassen 15—17;
9) von Herrn Dr. Back in Altenburg einige Schriftstücke, z. B.: Quaestionum Theocritearum particula quinta, quae agitur de risu Veneris Idyll. 1. 95 von Professor Zetsche;
10) Statistische Chronik der Alkoholvergiftung;
11) von Herrn Dr. Müller in Berlin eine Uebersetzung der holländischen Abhandlung von Baumhauer: „Ueber die Mittel, das zu Seeschiffen und Wasserbauten zu verwendende Holz gegen die Zerstörung des Holzwurms zu bewahren.“

U. in der Sitzung vom 28. October 1868:

1) aus Amerika:
   a) Annual report of the commissioner of patents for the year 1865. Vol. I.—III.,
   b) Report of the commissioner of agriculture for the year 1866,
   c) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1866,
   d) Monthly report of the departement of agriculture for the year 1866 & 1867. (J. R. Dodge, Editor),
   e) The transactions of the Academy of science of St. Louis. Vol. II. 1861—68,

f) Memoirs read before, the Boston Society of natural history; being a new series of the Boston Journal of natural history. Vol. I. Part III.,

g) Condition and doings of the Boston Society of natural history, as exhibited by the annual reports of the custodian, treasure, librarian and curators. May 1867 & May 1868,

h) Annual of the Boston Society of natural history. 1868—69. I.,

i) Proceedings of the Boston Society of natural history. Vol. XI. pag. 97—486;

2) von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur:

a) Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaft und Medicin 1867/68,

b) Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung 1867 und von 1868 Heft 1,

c) 45. Jahresbericht der Gesellschaft aus dem Jahre 1867,

d) Verzeichniss der in den Schriften der Gesellschaft von 1804—1863 enthaltenen Aufsätze;

3) Mittheilungen der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft in Wien. Neue Folge. 1868;

4) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München 1868 I. 4 und II. 1;

5) Breslauer Gewerbeblatt 1868 Nro. 11—15;

6) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien aus beiden Klassen 18—21;

7) 30. Bericht des Thüringischen Gartenbau-Vereins zu Gotha 1867;

8) von Herrn Dr. A. Petermann: Die deutsche Nordpol-Expedition;

9) vom Herrn Archivrath E. v. Braun in Altenburg: „Geschichte der Burggrafen von Altenburg";

10) vom Herrn Major a. D. A. W. Fils: Barometer-Höhenmessungen von dem Kreise Ziegenrück;

11) vom Herrn Dr. jur. Stickel in Weimar:

a) Die Statuten der Stadt Meiningen vom 8. October 1565,

b) Die Statuten der Stadt Dornburg an der Saale vom Jahre 1625;

12) vom Herrn Medizinalrath Dr. Schuchardt in Gotha: Inaugural-Dissertation: Quaedam de effectu, quem privatio singularum partium nutrimentum constituentium exercet in organismum ejusque partes;

13) vom Herrn Medizinalrath Dr. J. Müller in Berlin: Ueber die eigenthümlichen Eigenschaften der arabischen Pferde vom Emir Abd-El-Kader;

14) vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde:
   a) Zeitschrift des Vereins. Neue Folge. II. Band Heft 1 u. 2,
   b) Mittheilungen des Vereins Nro. 3 und 4.

V. in der Sitzung vom 2. December 1868:

1) vom Herrn Dr. Jacoby:
   a) Katechismus der Pferdezucht. 2. Auflage. Wittenberg, Kölling, 1861,
   b) Anleitung zur gründlichen Kenntniss und Beurtheilung des Pferdes. 3. Auflage. Erfurt 1861, Gebhardi,
   c) Das kranke Pferd durch Hausmittel auf die einfachste Art zu heilen. Wittenberg, Reichenbach, 1863,
   d) Die französischen Pferde-Racen. Erfurt, Keyser, 1867;

2) vom Herrn Professor Dr. Schirlitz: Neutestamentliches Personen-Lexikon für Schule und Haus. 3 Lieferungen. Stuttgart, Besser, 1868;

3) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Magazin. 45. Band, 1 Doppelheft. Redigirt von Professor Struve. Görlitz 1868;

4) vom Herrn Oberlehrer Dr. C. A. Tobias in Zittau: Beiträge zur ältesten Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und deren Diener in Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel, sowie der heutigen lutherischen Gemeinde zu Reichenberg in Böhmen. Reichenberg 1868;

5) Breslauer Gewerbeblatt, XIV. Band 16—18;

6) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte
   a) der philosophisch-historischen Klasse 22—24,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 22–25;

7) vom Herrn Dr. Johannes Müller in Berlin:
   a) über die Anwendung desinficirender Mittel, um die Verbreitung von Krankheiten zu verhindern,
   b) die Heilmittel der Aerzte im ostindischen Archipel;

8) Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg. IV. Band. Nürnberg, Schmid, 1868.

W. in der Sitzung vom 16. December 1868:

1) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Register über die 30 ersten Jahrgänge der Jahrbücher und Jahresberichte. 14. Register 2. Heft;
2) vom Voigtländischen Alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben: Mittheilungen aus dem Archive nebst dem 38. und 39. Jahresbericht;
3) Breslauer Gewerbeblatt 19;
4) vom Herrn Dr. A. Breysig:
   a) Germanici Caesaris Aratea cum scholiis,
   b) Emendationen zum Scholiasten des Germanicus,
   c) Auszug aus der deutschen Grammatik für untere und mittlere Klassen höherer Lehranstalten.

X. in der Sitzung vom 13. Januar 1869:

1) Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie zu München 1868 II. Heft 2;
2) Leopoldina, Heft VI., December 1868, Nro. 11;
3) Breslauer Gewerbeblatt 1868 Nro. 20 und 1869 Nro. 1;
4) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien: 25—29 der philosophisch-historischen Klasse, 26—29 der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und Register 1868.

Y. in der Sitzung vom 17. Februar 1869:

1) vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens zu Münster: Zeitschrift, von Dr. Giefers und Geisberg herausgegeben. Neue Folge. V., VI., VII. 1 und 2;
2) von Herrn Jühlke, Königl. Gartenbau-Direktor: „Ueber die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Kulturpflanzen“;
3) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 1869 1—3 und der philosophisch-historischen Klasse 1 und 2;
4) Breslauer Gewerbeblatt 2 und 3;
5) Vierteljahrshefte des Königlich Preussischen Staatsanzeigers. I. Jahrgang. 4. Heft. October bis December 1868;
6) vom Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung:

a) Annalen des Vereins. IX. Band. Wiesbaden 1868,
b) Mittheilungen des Vereins 5 und 6. Wiesbaden 1867.

Z. in der Sitzung vom 14. April 1869:

1) vom Germanischen Museum:
   a) 14. Jahresbericht des Museums,
   b) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1868, Januar bis December;
2) von der K. Akademie in Göttingen die Nachrichten aus dem Jahre 1868;
3) Sitzungsberichte der K. Bayrischen Akademie. 1868 II. Heft 3 und 4;
4) vom Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht. 33. Jahrgang;
5) vom Historischen Verein für das württembergische Franken: VII. Bandes 3. Heft (1867) und VIII. Bandes 1. Heft (1868);
6) Breslauer Gewerbeblatt 1869 Nro. 4 bis 7;
7) Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie in Wien:
   a) der philosophisch-historischen Klasse 3—9,
   b) der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse 4—8;
8) Leopoldina, Februar 1869, Nro. 12;
9) vom Herrn Dr. Petermann: 1. Quittung über die Beiträge zur 1. und 2. Nordpol-Expedition 1868 und 1869/70.

AA. in der Sitzung vom 26. Mai 1869:

1) Breslauer Gewerbeblatt 8—10. 1869;
2) von der Kaiserlichen Akademie in Wien: Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 10 und 11, der philosophischen Klasse 10;
3) von der Königlich Bayrischen Akademie:
   a) Almanach der Akademie für das Jahr 1867,
   b) Denkrede auf H. August v. Vogel von August Vogel;
   c) Ueber die Theorie der Ernährung der thierischen Organismen von Carl Voigt,
   d) Vorarbeiten von Kaiser Ludwigs oberbayrischem Landrechte von Ludw. Bockinger,
   e) Grösse und Schicksale der Entschädigungen, welche dem Hause Wittelsbach für die Abtretung der Mark Brandenburg von Karl IV. verschrieben sind,

f) Beiträge zur Feststellung der historischen Ortsnamen in Bayern von Fr. H. Grafen Hundt,
g) Die Kunst bei Homer von H. Brunn,
h) Die metrische Ueberlieferung der pindarischen Oden von Dr. W. Christ,
i) Ueber die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache, von Conrad Maurer;

4) von dem Gründungs-Comité der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde: 10 Exemplare der chronologischen Uebersicht der Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats unter der Herrschaft der Hohenzollern und des norddeutschen Bundes zur Vertheilung;
5) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin“ von Dr. E. E. Struve. 45. Band 2. Heft;
6) von Dr. Hugo Schramm in Dresden: „Handbuch der Alkoholometrie von Dr. Adolph v. Kupffer in Petersburg“;
7) vom Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben: Verhandlungen. Neue Reihe. 1. Heft. Ulm 1869;
8) vom Naturforschenden Vereine in Brünn: Verhandlungen VI. Band. 1867;
9) vom Naturhistorischen Vereine Lotos zu Prag: Zeitschrift. 18. Jahrgang;
10) vom Künstler-Verein für bremische Geschichte und Alterthümer: Bremisches Jahrbuch. IV. Band. 1. u. 2. Hälfte;
11) von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde: Baltische Studien. 22. Jahrgang;
12) vom Naturwissenschaftlichen Vereine in Bremen: Abhandlungen. 2. Band. 1. Heft;
13) vom Vereine für siebenbürgische Landeskunde:
    a) Archiv. Neue Folge. VIII. Band. 2. Heft,
    b) Programm des Gymnasiums in Schässburg,
    c) Programm des Gymnasiums in Bistritz;
14) Herder's Cid und seine französische Quelle von Reinhold Köhler. Leipzig, Vogel, 1867;
15) durch die Keyser'sche Buchhandlung gekauft: Karmarsch Supplemente von v. Prechtl's Encyclopädie. V. Band. Schluss nebst Tafeln.

BB. in der Sitzung vom 24. November 1869:

1) Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn. VI. Band. 1867;
2) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft von Danzig. Neue Folge. II. Band. 2. Heft;
3) Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern. XIII. 1.—4. Heft. Landshut 1868;
4) von der Kaiserlich Königlich Geographischen Gesellschaft in Wien:
   a) Mittheilungen X. Jahrgang 1866 und 1867, redigirt von Franz Foetterle,
   b) Mittheilungen XII. Band oder Neue Folge 2. Band 1869;
5) Sitzungsberichte der Königlich Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München. 1869. I. Heft 1 und 2;
6) Breslauer Gewerbeblatt 11 und 12, 14—23;
7) Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes VII. 2. Altenburg 1869;
8) Mittheilungen des Historisch-Statistischen Vereins Frankfurt a. O. 8. Heft 1868;
9) von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: „Neues Lausitzisches Magazin." 46. Band. 1. und 2. Abtheilung. Görlitz 1869;
10) Pommersche Geschichts-Denkmäler. 3. Band. „Dr. Heinrich Rubenow's Leben" von Dr. Th. Pyl. Greifswald 1870;
11) Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. Neue Folge. 3. Bandes 1. Heft. 1869;
12) Jahresbericht des Vereins gegen Vergiftung durch Alkohol. 1869. 2 Exemplare;
13) von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien:
   a) Sitzungsberichte der mathematischen Klasse 12 bis 24,
   b) Sitzungsberichte der historischen Klasse 11 bis 23;
14) vom Herrn Professor Buchholz hier: „Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos." Leipzig, Teubner, 1869;
15) vom Herrn Dr. Boxberger hier: „Der jetzige Standpunkt der Kritik und Erklärung Schiller's";

16) vom Herrn Major Fils in Ilmenau: „Bad Ilmenau und seine Umgegend";
17) Niccolo Machiavelli nel suo principe ossia il Machiavellismo ed i politici del nostro secolo per Andrea Angelini. Milano 1869;
18) On hydro-fluoric acid by G. Gore. Birmingham;
19) vom Herrn Dr. Trommsdorff: „Die Statistik des Wassers und der Gewässer." Erfurt 1869;
20) vom Herrn Dr. A. Petermann: Die wissenschaftlichen Ergebnisse der ersten deutschen Nordfahrt 1868 von W. v. Freeden, ferner Instruction für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition 1869 und 1870, ferner neueste Nachrichten über die Nordpolar-Expedition 1869.

CC. in der Sitzung vom 15. December 1869:
1) Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur:
   a) philosophisch-historische Abtheilung, 1869 und 1868 II.,
   b) Abtheilung für Naturwissenschaft und Medizin, 1868/69,
   c) 46. Jahresbericht vom Jahre 1868;
2) von dem House of Representatives in North Amerika (Washington):
   a) Annual report of the commissioner of patents for the year 1866. Vol. I. II. III.,
   b) Report of the commissioner of agriculture for the year 1867,
   c) Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1867,
   d) Monthly report of the department of agriculture for January—December 1868,
   e) Letter of the Vice-President of the National Academy of sciences for the year 1866,
   f) Letter of the President of the National Academy of sciences for the year 1867;
3) von der Boston Society of natural history:
   a) Memoirs read before the Boston Society of natural history. Vol. I. part. IV.,
   b) Occasional papers of the Boston Society of natural history. Nro. I. (Harris entomological correspondence),

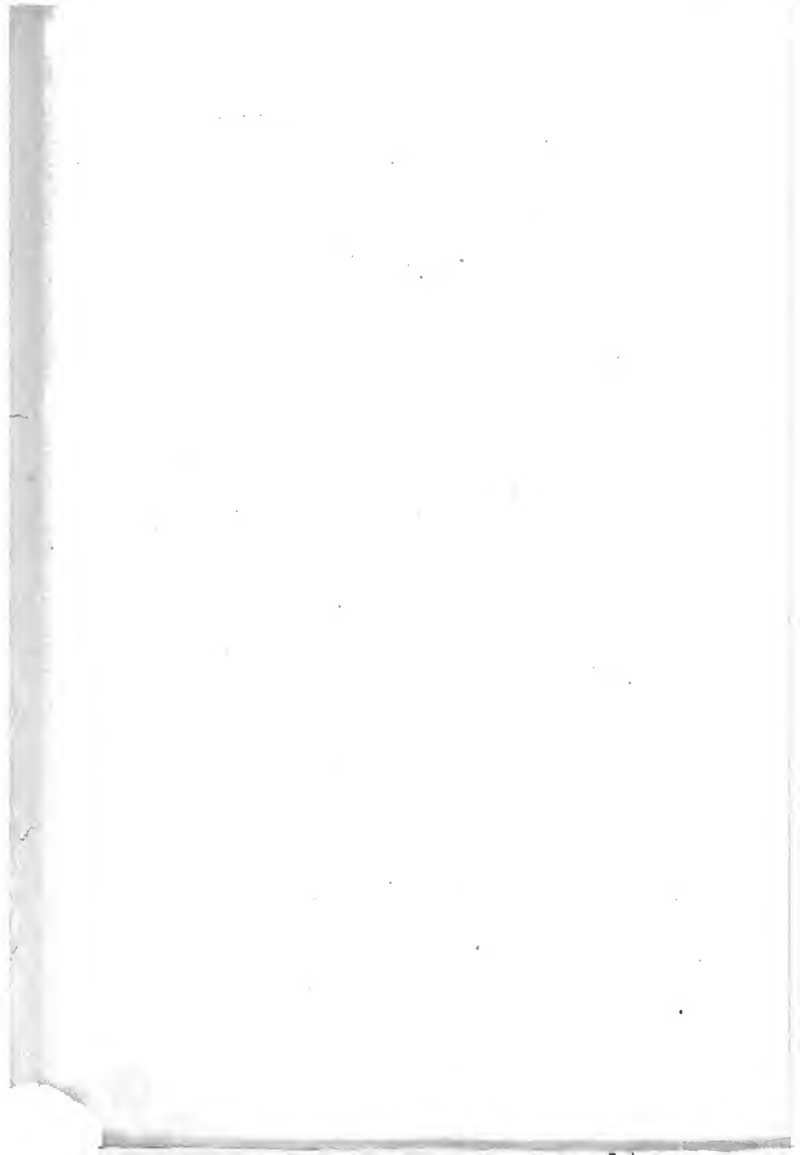
c) Proceedings of the Boston Society of natural history (annual meeting Mai 1868),
d) Annual report of the trustees of the museum of comparative zoology (1868);

4) von der Königlichen Vetenskaps Academie in Stockholm:
a) Oefversigt af Kongl. Vetenskaps Academiens förhandlingar. Aergängen 1865, 1866, 1867, 1868,
b) Kongliga Svenska Vetenskaps Academiens handlingar. Ny följd. V. B. 2. Häftet 1864, VI. B. 1. Häftet 1865, VI. B. 2. Häftet 1866, VII. B. 1. Häftet 1867,
c) Lefnadsteckningar öfver Kongl. Svenska Vetenskaps Academiens efter är 1854 aflidna Ledamöter. B. I. H. 1. Stockholm 1869,
d) Die Thierarten des Aristoteles (Säugethiere, Vögel, Reptilien und Insekten) von Carl Sundevall. Uebersetzung aus dem Schwedischen. Stockholm,
e) Conspectum avium picinarum edidit Carolus Sundevall. Stockholm 1866;

5) vom Herrn Major a. D. Fils: Höhenschichten-Karte vom Thüringerwalde. Nördlicher Theil.

Dr. Koch,
Sekretair der Akademie.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



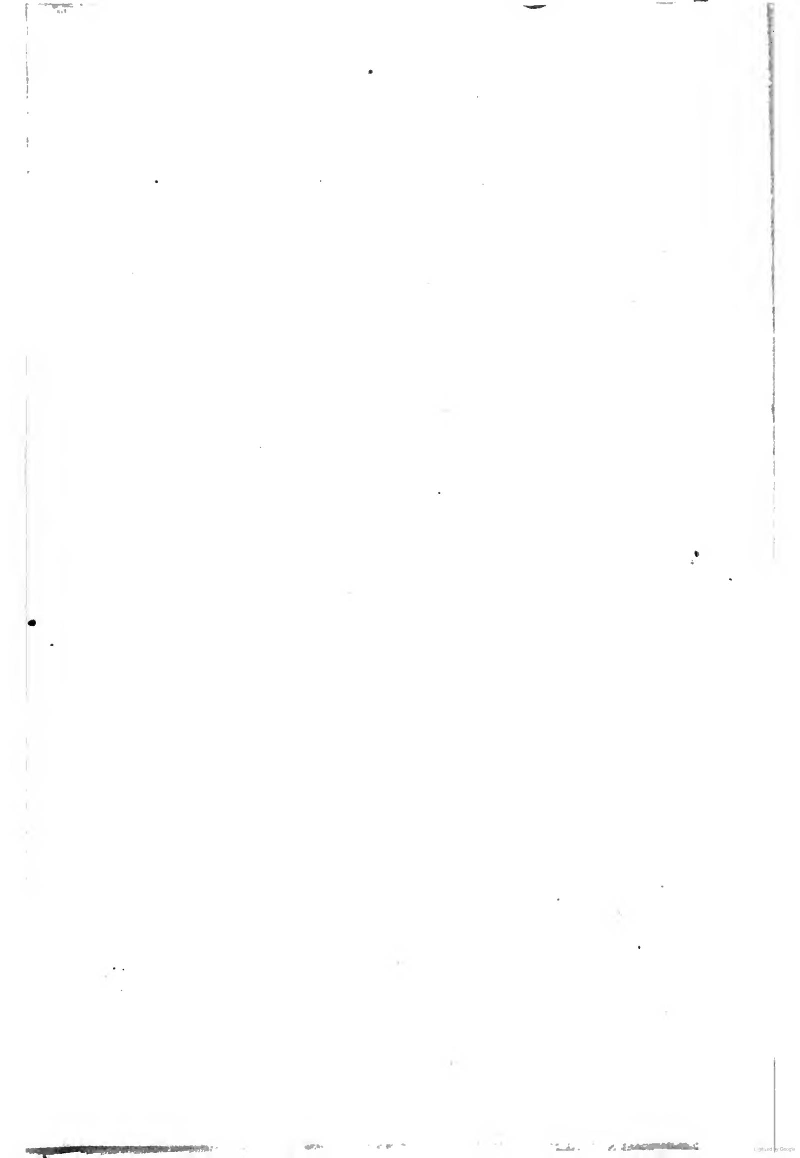




Fig 1. Acraea percufsa mas



Fig. 2. Acraea percufsa fem



Fig [illegible]



Fig. 4 Chaerocampa Batschii



Fig. 5 Jonilla Densoi.



Fig. 6 Saturnia [illegible]

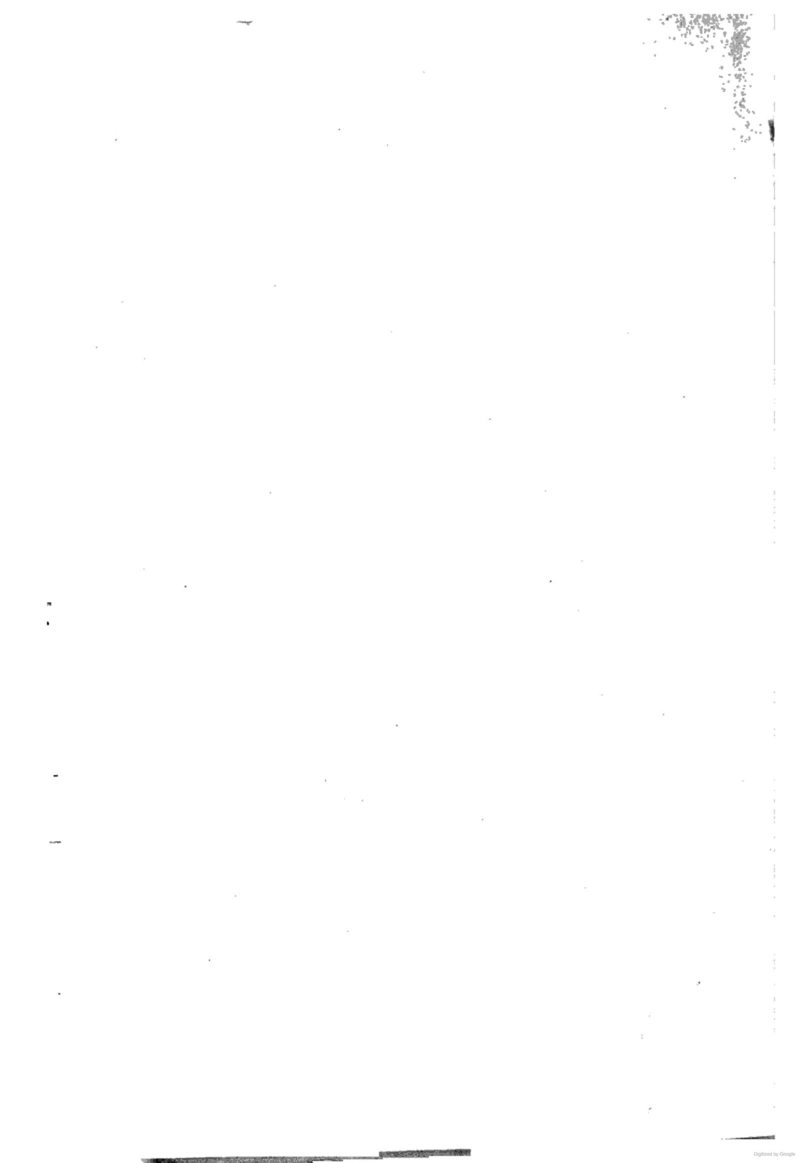




Fig 7. Cyligramma importuna.



Fig 8. Cyligramma intellecta.



Fig 9. Pyralis Werneburgalis.

